



# Hitler und die Deutschen

**VOLKSGEMEINSCHAFT UND VERBRECHEN**



Mit Hitler sind wir noch längst nicht fertig. Jede Generation stellt sich aufs Neue die Frage, wie ein solcher Diktator möglich war. Die Herrschaft des Nationalsozialismus bedeutete eine bis dahin kaum gekannte Gewalt- und Vernichtungspolitik – warum aber fanden Hitler und sein Regime dennoch fast bis zum Ende breite Zustimmung unter den Deutschen?

Ausgehend von einer Ausstellung im Deutschen Historischen Museum versucht dieser Themenband Antworten zu geben. Im interdisziplinären Zugriff analysieren führende NS-Forscher Aufstieg, Ideologie und Macht Hitlers. Sein Erfolg als »Führer« wird im Wirkungszusammenhang mit den gesellschaftlichen Bedingungen und Erwartungen seiner Zeit beleuchtet. Die Mechanismen seiner Herrschaft geraten dabei ebenso in den Blick wie die Ästhetisierung des Politischen, die Inszenierung der »Volksgemeinschaft« und der Terror gegen jede Art der Abweichung.





# Hitler und die Deutschen

VOLKSGEMEINSCHAFT UND VERBRECHEN



Im Auftrag der Stiftung Deutsches Historisches Museum · Berlin  
herausgegeben von Hans-Ulrich Thamer und Simone Erpel

Sandstein Verlag · Dresden

## IMPRESSUM

### Hitler und die Deutschen

#### Volksgemeinschaft und Verbrechen

Eine Ausstellung der Stiftung Deutsches Historisches Museum, Berlin 15. Oktober 2010 bis 6. Februar 2011

[www.dhm.de/ausstellungen/hitler-und-die-deutschen](http://www.dhm.de/ausstellungen/hitler-und-die-deutschen)



Das Projekt ist entstanden in Zusammenarbeit mit dem Exzellenzcluster «Religion und Politik» der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster

## AUSSTELLUNG

### Veranstalter

Stiftung Deutsches Historisches Museum  
Unter den Linden 2 • 10117 Berlin

### Konzeption

Hans-Ulrich Thamer

### Kuratoren

Simone Erpel, Klaus-Jürgen Sembach,  
Hans-Ulrich Thamer

### Wissenschaftlicher Beirat

Burkhard Asmuss, Norbert Frei, Christian Fuhrmeister, Raphael Gross, Sir Ian Kershaw, Gottfried Korff, Hans Mommsen, Reinhard Rürup, Michael Wildt

### Ausstellungsgestaltung

Klaus-Jürgen Sembach unter Mitarbeit von Ralph Brokmeier, Bessing + Brokmeier Architekten, München

### Koordination und Bildredaktion Dorlis Blume

### Mitarbeit

Johanna Henrich, Conrad Mücke,  
Elisabeth Weber

### Recherche

Petra Bopp, Kristiane Janeke, Fabian Tietke, Jeanette Toussaint

### Praktikanten

Claudia Fritzsche, Lina Hartmann,  
Jan Hendrik Issinger, Lina Kabowski,  
Anja Schnabel, Fabian Schröder, Martin Schultze, Sara Weydner

### Abteilungsleiterin Ausstellungen Ulrike Kretzschmar

### Ausstellungsgrafik und Bildbearbeitung envision design Chris Dormer

### Ausstellungsproduktion

Werkstätten des DHM  
Leitung: Nicolas Kaloplastos

### Architekturaufbau

Leitung: Holger Lehmann

### Konservatorische Betreuung

Restaurierungswerkstätten des DHM  
Leitung: Martina Homolka

### Leihverkehr und Organisation

Regina Gelbert

### Medientechnik

Wolf-Dieter Pelikan, Wolfgang Röhrig

### Medienstationen

Stefan Kontra

### Hörführung

Friedrun Portele-Anyangbe,  
Alexander Tiedge,  
Tonstudio Kl 3, Michael Kaczmarek,  
Berlin

### Museumspädagogik

Brigitte Vogel, Stefan Bresky

### Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Rudolf B. Trabold, Nicola Schnell,  
Sonja Trautmann

### Internetpräsentation

Jan-Dirk Kluge

### Plakat und Grafik

Dorén + Köster, Berlin

### Übersetzungen

Stephen Locke (Englisch), Kristiane Janeke (Russisch)

Buchhandelsausgabe  
ISBN 978-3-942422-10-9

Museumsausgabe  
ISBN 978-3-942422-14-7

© 2010  
Stiftung Deutsches Historisches  
Museum, Berlin und Autoren  
Sandstein Verlag, Dresden

Herausgeber  
Hans-Ulrich Thamer und Simone Erpel  
für die Stiftung Deutsches Historisches  
Museum

Redaktion  
Simone Erpel, Hans-Ulrich Thamer,  
Louisa Theobald

Bildredaktion  
Regina Gelbert, unterstützt von Dorlis  
Blume und Wanda Löwe

Mitarbeit  
Dorlis Blume, Conrad Mücke,  
Elisabeth Weber

Praktikanten  
Claudia Fritzsche, Lina Hartmann,  
Johanna Henrich, Sara Weydner

Lektorat und Koordination  
Wanda Löwe

Übersetzung Essay Irene Guenther  
Stephen Locke

Koordination Herstellung  
Gabriele Kronenberg

Verlagslektorat  
Dana Hildebrand, Christine Jäger  
Sandstein Verlag

Satz und Reprografie  
Gudrun Diesel,  
Jana Neumann, Christian Werner  
Sandstein Verlag

Gestaltung  
Michaela Klaus,  
Simone Antonia Deutsch  
Sandstein Verlag

Druck und Verarbeitung  
Offizin Andersen Nexö Leipzig

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar. Dieses Werk einschliesslich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne ausdrückliche Zustimmung unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzungen und Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Abb. Umschlag vorn:  
Berlin feiert den 1. Mai 1933 auf dem Tempelhofer Feld – Adolf Hitler verkündet den ersten Jahresplan des deutschen Aufbaus

Abb. S. 2-3:  
Heinrich Hoffmann: «Hitler in der Menge», Kundgebung auf dem Odeonsplatz anlässlich der Mobilmachung am 2. August 1914 in München. Möglicherweise handelt es sich bei diesem Bild um eine Fälschung aus der NS-Zeit.

Abb. S. 12:  
Bildcollage: Liselotte Orgel-Köhne:  
Nürnberger Reichsparteitag 1938;  
eingefügt Kat.-Nr. 334

Abb. S. 328 und Umschlag hinten: Nach der Kundgebung zum 1. Mai 1933 auf dem Tempelhofer Feld

Wir danken dem Verlag Wilhelm Fink, Paderborn, dafür, dass er freundlicherweise die Nutzung des Titels «Hitler und die Deutschen» freigibt.

10  
Leihgeber

11  
Dank

13  
Hans Ottomeyer  
Vorwort

### Essays

#### Einleitung

17  
Hans-Ulrich Thamer  
Die Inszenierung von Macht  
Hitlers Herrschaft und  
ihre Präsentation im Museum

#### Zur Person Hitler

24  
Brigitte Hamann  
Der junge Hitler bis  
zum Putsch

30  
Gerd Krumeich  
Hitler, die Deutschen  
und der Erste Weltkrieg

36  
Claudia Schmölders  
Hitlers Gesicht

#### »Führerbewegung«

44  
Armin Nolzen  
Der Durchbruch der NSDAP  
zur Massenbewegung seit 1929

50  
Othmar Plöckinger  
Hitlers »Mein Kampf«  
Von der »Abrechnung« zum  
»Buch der Deutschen«

#### Der »Führerstaat« Herrschaftsstrukturen und Selbstdarstellungen

58  
Ian Kershaw  
»Führerstaat«: Charisma und Gewalt

68  
Hans Mommsen  
Zerstörung der Politik  
und Amoklauf des NS-Regimes  
Politikverständnis und kumulative  
Radikalisierung

74  
Winfried Nerdinger  
Hitler als Architekt  
Bauten als Mittel zur Stärkung  
der »Volksgemeinschaft«

82  
Philipp Stiasny  
Vom Himmel hoch  
Adolf Hitler und die »Volksgemein-  
schaft« in »Triumph des Willens«

#### Herstellung und Inszenierung der »Volksgemeinschaft«

90  
Michael Wildt  
»Volksgemeinschaft«  
als Selbstermächtigung  
Soziale Praxis und Gewalt

94  
Christian Fuhrmeister  
Ikonografie der »Volksgemeinschaft«

104  
Irene Guenther  
Die Uniformierung der Gesellschaft  
im »Dritten Reich«

112  
Peter Steinbach  
Der Nationalsozialismus  
als politische Religion  
Inszenierung, Instrumentalisierung,  
Funktion



**Der nationalsozialistische Krieg  
und die deutsche Gesellschaft**

122  
Thomas Sandkühler  
**Krieg, Kampf um »Lebensraum«  
und Vernichtung**  
Der nationalsozialistische Krieg

130  
Birthe Kundrus  
**Der Holocaust**  
Die »Volksgemeinschaft«  
als Verbrechensgemeinschaft?

136  
Sybille Steinbacher  
**Frauen in der Kriegsgesellschaft**

**Hitler und kein Ende**

142  
Norbert Frei  
**Führerbilderwechsel**  
Hitler und die Deutschen  
nach 1945

148  
Peter Reichel  
**»Bruder Hitler« im deutschen Film**

154  
Simone Erpel  
**Hitler entdämonisiert**  
Die mediale Präsenz des Diktators  
nach 1945 in Presse und Internet

**Katalog**

162  
Prolog  
**Hitler und die Deutschen –  
eine vieldeutige  
Beziehungsgeschichte**

**Hitler unter den Deutschen  
1919–1933**

172  
**Führermythos  
und Führerbewegung**

181  
**Hitler und die NSDAP**

**Hitler und die Deutschen**

194  
**Machtübertragung und  
nationale Revolution**

211  
**Die deutsche Gesellschaft  
und Hitler**

231  
**Der »Führerstaat«**

243  
**Führerherrschaft  
und Vernichtungskrieg**

261  
**Die deutsche Gesellschaft  
im Krieg**

**Die Deutschen nach Hitler**

280  
**Hitler und kein Ende**

**Ausstellung**

297  
**Grundriss der Ausstellung**

**Anhang**

302  
**Autorenverzeichnis**

304  
**Abkürzungsverzeichnis**

305  
**Literaturverzeichnis**

321  
**Personenregister**

326  
**Abbildungsnachweis**

## LEIHGEBER

Das Deutsche Historische Museum dankt den leihgebenden Institutionen und den genannten Personen für ihre Unterstützung und ihre Kooperation und Hilfe:

- Alkoven, Dokumentationsstelle Hartheim des Oberösterreichischen Landesarchivs (AT)
- Altenburg, Thüringisches Staatsarchiv
- Amsterdam, NEDERLANDS Instituut voor Oorlogsdocumentatie NIOD (NL)
- Bamberg, Staatsarchiv Bamberg
- Belleville-en-Caux, Privatsammlung Familie Wolfer (FR)
- Berlin, AGO Galerie Berlin
- Berlin, akg-images
- Berlin, bpk – Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte
- Berlin, Bundesarchiv/Filmarchiv
- Berlin, Deutsches Technikmuseum Berlin
- Berlin, Peter Ebeling
- Berlin, FV Luftwaffenmuseum der Bundeswehr
- Berlin, Lutz Gelbert
- Berlin, Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsbibliothek
- Berlin, Landesarchiv Berlin
- Berlin, Staatliche Museen zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz, Kunstbibliothek
- Berlin, Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz
- Berlin, Stiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum
- Berlin, Stiftung Stadtmuseum Berlin
- Berlin, ullstein bild
- Berlin, Werkbundarchiv – Museum der Dinge
- Bonn, Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland
- Bremen, Staatsarchiv Bremen
- Bundesrepublik Deutschland
- Butzbach, Stadtarchiv Butzbach
- Coburg, Staatsarchiv
- Düsseldorf, Stiftung museum kunst palast
- Eisenach, Stadtarchiv
- Erlangen, Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg
- Fürstenberg, Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück/Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten
- Genf, Internationales Komitee vom Roten Kreuz (CH)
- Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe
- Hamburg, Archiv Panoptikum
- Hamburg, Denkmalschutzamt Hamburg, Bildarchiv
- Hamburg, Der Spiegel-Verlag
- Hamburg, KZ-Gedenkstätte Neuen-gamme
- Hannover, Historisches Museum Hannover
- Heilbronn, Stadtarchiv Heilbronn
- Hofgeismar, Stadtmuseum Hofgeismar
- Ingolstadt, Bayerisches Armeemuseum Ingolstadt
- Koblenz, Bundesarchiv
- Krasnogorsk, Russisches Staatliches Archiv für Film- und Fotodokumente (RU)
- Lauf an der Pegnitz, Städtische Sammlungen Lauf an der Pegnitz
- Leipzig, Deutsche Nationalbibliothek
- London, Imperial War Museum (GB)
- Marbach, Deutsches Literaturarchiv Marbach
- Maryland, National Archives at College Park (US)
- Meckenbeuren, Stiftung Liebenau
- Moskau, Russisches Staatliches Militärarchiv (RU)
- Moskau, Zentrales Archiv FSB (RU)
- München, Bayerische Staatsbibliothek München/Hoffmann
- München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv
- München, Stefan Hunstein
- München, Institut für Zeitgeschichte
- München, Münchner Stadtmuseum
- München, Stadtarchiv
- München, Karl Stehle
- München, Süddeutsche Zeitung Photo
- Münster, Stadtarchiv Münster, Fotosammlung
- Natters, Rainer Graefe (AT)
- Neustrelitz, Dr. Matthias Heyl
- Neu Wulmstorf, Carl-Werner Schmidt-Luchs
- New York, Archives of the American Jewish Joint Distribution Committee (US)
- Nürnberg, Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände Nürnberg
- Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum
- Nürnberg, Stadtarchiv Nürnberg
- Oldenburg, Inge Harms
- Oldenburg, Hermann Jaspers
- Oranienburg, Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen/Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten
- Paris, Agence photographique de la Réunion des Musées Nationaux (FR)
- Potsdam, Brandenburgisches Landeshauptarchiv
- Potsdam, Bundesarchiv-Militärarchiv
- Rotenburg an der Fulda, Kreisheimatmuseum Rotenburg an der Fulda
- Schleiden, vogelsang ip gemeinnützige gmbh
- Schleswig, Gemeinschaftsarchiv Schleswig-F lensburg
- Schora, Reinhardt Radke
- Schwerin, Dr. Oliver Kruschke
- St. Petersburg, Kriegsmedizinisches Museum (RU)
- St. Petersburg, Staatliches Museum für Politische Geschichte Russlands (RU)
- Stuttgart, Hauptstaatsarchiv Stuttgart
- Stuttgart, Haus der Geschichte Baden-Württemberg
- Stuttgart, Robert Bosch GmbH
- Terezin, Pamätník Terezin (CZ)
- Washington, DC, The Army Art Collection, U.S. Army Center of Military History (US)
- Weiler, Rolf Sawinski
- Weimar, Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar
- Wien, Jüdisches Museum Wien (AT)
- Wien, Österreichische Nationalbibliothek (AT)
- Würzburg, Staatsarchiv Würzburg
- Würzburg, Stadtarchiv Würzburg

sowie privaten Leihgebern, die ungenannt bleiben wollen

## DANK

Für Anregungen und Beratung möchten wir danken:

Inka Bertz, Jüdisches Museum Berlin  
Mag. Wilma Buchinger, Österreichische Nationalbibliothek, Wien  
Dr. Florian Dering, Münchner Stadtmuseum  
Dr. Eckart Dietzfelbinger, Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände Nürnberg  
Dr. Jürgen und Karen Erdmenger, Brüssel  
Dr. Udo Felbinger, Werkbundarchiv - Museum der Dinge, Berlin  
Dr. Wiltrud Fischer-Pache, Stadtarchiv Nürnberg  
Sarah G. Forgey, U.S. Army Center of Military History, Washington, DC  
Iva Gaudesová, Památník Terezin  
Alfred Gottwald, Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin  
Dr. Manfred Grieger, Volkswagen Aktiengesellschaft, Historische Kommunikation, Wolfsburg  
Franz Albert Heinen, Schleiden  
Ina Herbell, Evangelisches Krankenhaus Königin Elisabeth Herzberge, Berlin  
Dr. Gerhard Hetzer, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München  
Prof. Dr. Joseph Hoppe, Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin  
Ulli Jentsch, antifaschistisches presse-archiv und bildungszentrum berlin e.v.  
Thomas Kemme, Deutsches Literaturarchiv Marbach  
Prof. Dr. Alfons Kenkmann, Universität Leipzig  
Hans-Gert Kierdorf, Köln  
Prof. Dr. Volkhard Knigge, Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora  
Monika Knop, Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen/Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Oranienburg

Ulrich Kubisch, Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin  
Dietrich Kuhlitz, Robert Bosch GmbH, Gerlingen  
Dieter Landenberger, Porsche Museum, Historisches Archiv, Stuttgart  
Carmen Lange, Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen/Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Oranienburg  
Peter Lattermann, Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin  
Gertraud Lehmann, Stadtmuseum Erlangen  
Prof. Dr. Rolf-Dieter Müller, Militärgeschichtliches Forschungsamt, Potsdam  
Dr. Stefan Nöth, Staatsarchiv, Bamberg  
Angelika Parassl, Österreichische Nationalbibliothek, Wien  
Klaus-Dieter Pett, Landesarchiv Berlin  
Dr. Gorch Pieken, Militärhistorisches Museum der Bundeswehr, Dresden  
Dr. Ulrich Pohlmann, Münchner Stadtmuseum  
Dr. Bernhard Post, Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar  
Fred W. Rauskolb, New York  
Prof. em. Dr. Peter Reichel, Berlin  
Angelika Reimer, Stiftung Stadtmuseum Berlin  
Dr. Ansgar Reiss, Bayerisches Armeemuseum Ingolstadt  
Dr. Klaus Ring, vogelsang ip gemeinnützige gmbh, Schleiden  
Matthias Röder, history-vision.de, Berlin  
Dietmar Ruppert, Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin  
Rolf Sawinski, Weiler  
Dr. Laura Scherr, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München  
Reiner Schipporeit, Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin  
Dr. Hermann Simon, Stiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum, Berlin

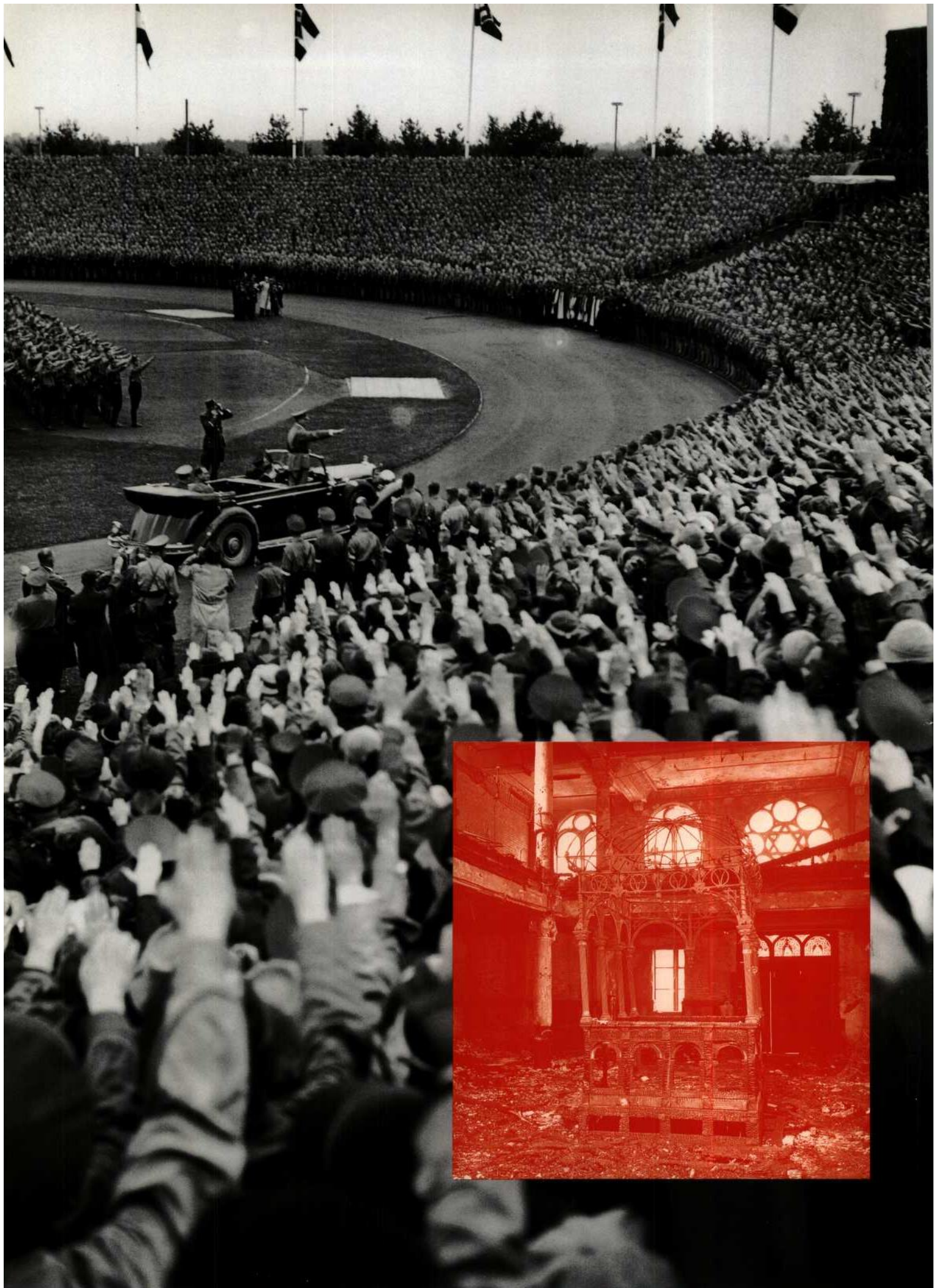
Christoph Spieker, Geschichtsort Villa ten Hompel, Münster  
Dr. Hans-Christian Täubrich, Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände Nürnberg  
Sabine Timm, Der Spiegel-Verlag, Hamburg  
Lieselotte Trieb, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin  
Peter Wanner, Stadtarchiv Heilbronn  
Dr. Martina Weinland, Stiftung Stadtmuseum Berlin  
Kerstin Weirauch, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam  
Katrín Weiss, Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar  
Susanne Wiersch, Stiftung AutoMuseum Volkswagen, Wolfsburg  
Eckhard Wolf, Studio Babelsberg AG, Potsdam  
Familie Wolfer, Belleville-en-Caux

Ein besonderer Dank für Recherche und Informationen zu den Objekten geht an: Igor Petrovitsch Kozyrin, Leiter Sammlungen am Kriegsmedizinischen Museum, St. Petersburg

Elena Juriewna Andrianowa, Leiterin der Abteilung Dokumente/Quellen am Staatlichen Museum für Politische Geschichte Russlands, St. Petersburg  
Irina Olegowna Selina, Leiterin der Abteilung Sachexponate am Staatlichen Museum für Politische Geschichte Russlands, St. Petersburg

Marina Witaljewna Smirnowa, Konservatorin der Abteilung Dokumente/Quellen am Staatlichen Museum für Politische Geschichte Russlands, St. Petersburg

Ausserdem danken wir den Mitarbeitern des Deutschen Historischen Museums, für Unterstützung bei der Ausstellungsgestaltung besonders Werner Schulte, für Hilfe bei Fragen zu Militaria und Uniformen Daniel Höhrath.



■ Ausstellungen in Museen können sehr gegensätzlich geartet sein. Die einen fassen ihr Thema vor allem ästhetisch geordnet und setzen es in Bezug zu einem positiven Wertesystem, andere wieder untersuchen dezidiert die Exponate als nichtverbale Zeugnisse einer politischen Ikonografie oder rekonstruieren verlorene Zustände, wieder andere versuchen durch Bilder und Worte Aussagen *ad oculos* zu demonstrieren. Hier gilt es, zwischen den spezifischen Mitteln und Zielen zu unterscheiden, die jeweils eingesetzt werden.

■ Auch diese Ausstellung hat ihre Geschichte. Ein erster externer Vorschlag, eine Ausstellung zu Person und Wirken Adolf Hitlers im Deutschen Historischen Museum zu zeigen, stiess vor Jahren auf den ungeteilten Widerstand der Sachverständigenkommission. Zu gross schien die Gefahr von Missverständnissen, den Menschen, der das grösste Unheil über die Welt gebracht hat, in einer Ausstellung monografisch zu würdigen, personenbezogen darzustellen und damit Gefahr zu laufen, der «Faszination des Bösen» zu erliegen. Ein neuer Ansatz war notwendig.

■ Hans-Ulrich Thamer war bereit, sich des schwierigen Themas anzunehmen und es im verschränkten Diskurs zwischen Diktator, Regime und «Volksgemeinschaft» der Deutschen zu behandeln. Klaus-Jürgen Sembach brachte seine langjährigen Erfahrungen ein, argumentative Konzepte zu gestalten – durchaus im weitesten Sinne des Wortes – denn er ist mehr als ein Ausstellungsarchitekt. Simone Erpel übernahm die Koordination von Ausstellung und Katalog als Ausstellungskuratorin. Ihnen sei für ihre sorgfältige Arbeit gedankt.

■ Das Deutsche Historische Museum verfügt wie kein anderes Museum über die Hinterlassenschaften, die Propagandakunst, Relikte und Zeugnisse aus der Zeit des NS-Regimes. Das Haus ist bestrebt, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln hier, wo die meisten Fragen gestellt werden und die meisten Antworten nötig sind, zu dokumentieren, aufzuweisen und darzustellen. Dies geschieht durch das im DHM erarbeitete grosse Internet-Geschichtsprogramm LeMO [www.dhm.de/lemo/](http://www.dhm.de/lemo/), in der täglich geöffneten, gross angelegten Dauerausstellung mit dem 20. Jahrhundert im Erdgeschoss und der im Internet zugänglichen Datenbank «Sonderauftrag Linz» [www.dhm.de/datenbank/linzdb/](http://www.dhm.de/datenbank/linzdb/)

■ In temporären Ausstellungen und den dokumentierenden Katalogen hat die NS-Zeit im Deutschen Historischen Museum auf vielfältigste Weise Darstellung gefunden, die – einzeln gesehen – dem Ungeheuerlichen sicher nicht gerecht werden können, aber in der Summe doch das sogenannte Dritte Reich und seine Auswüchse umfassend darstellen. Seit 2000 waren dies: *Holocaust – Der Nationalsozialistische Völkermord und die Motive seiner Erinnerung* (2002), *Jüdischer Widerstand* (2002), *Das XX. Jahrhundert – Fotografien zur Deutschen Geschichte 1880 bis 1990* (2004), *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen* (2004), *1945 – Der Krieg und seine Folgen* (2005), *Legalisierter Raub. Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen und Berlin 1933-1945* (2005), *Kunst und Propaganda – im Streit der Nationen 1930-1945* (2007), *Arthur Szyk – Bilder gegen Nationalsozialismus und Terror* (2008) und *Kassandra – Visionen des Unheils 1914-1945* (2008). Die letzte Ausstellung, die sich auf den Angriffskrieg Hitlerdeutschlands bezog, war: *Deutsche und Polen 1939. Abgründe und Hoffnungen*, kuratiert von Burkhard Asmuss.

■ Es gibt viele Darstellungen, Themenkomplexe und Thesen, die mögliche Erklärungen für die NS-Zeit anbieten, dennoch bleiben offene Fragen, die keine rationalen Antworten erkennen lassen. Wie war es möglich, dass die Herrschaft der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei mit Hitler an der Spitze nach offensichtlicher Eskalation von Gewalt, Mord, Verbrechen, Krieg und Völkermord bis zum Untergang Deutschlands uneingeschränkt mit einer breiten gesellschaftlichen Akzeptanz der Bevölkerung rechnen konnte? Warum waren so viele Deutsche bereit, die Prinzipien des Rechtsstaats aufzugeben, den Predigten der Gewalt zuzuhören und die Leben Unschuldiger durch ein Gewaltregime brutal vernichten zu lassen? Die Organisation physischer Gewalt durch einen totalitären Staat ist eine der Grundfragen der Ausstellung, jenseits der funesten Persönlichkeit Adolf Hitlers. Für Fragen jenseits der Vernunft gibt es allerdings keine klaren oder etwa vernünftigen Antworten. Die Staatsergebenheit und -gläubigkeit der Deutschen, über ein Jahrhundert anezogen, war eine «Tugend», die Hitler in der Rolle des Staatsoberhauptes zu usurpieren vermochte, um den Staatsapparat für sich und seine Zwecke arbeiten zu lassen.

- Es hat seit 1961/62 etliche «Schlussstrich»-Forderungen gegeben, aber stets in Auseinandersetzung mit lebhaften Diskursen und erneuten Erörterungen der NS-Zeit, die in ihren Argumentationen von solchem Widerspruch geschärft wurde. Das Verlangen nach «Vergangenheitsbewältigung» wird noch auf lange Zeit unerfüllt bleiben, selbst wenn nach über 65 Jahren die letzten Schuldigen nicht mehr persönlich zur Verantwortung zu ziehen sind und die letzten Augenzeugen nicht mehr sprechen können.
- Es gibt noch Tabus; es ist nicht möglich, in der Ausstellung persönliche Gegenstände oder Relikte aus dem direkten Gebrauch Adolf Hitlers zu präsentieren. Die unmittelbare Aura des Bösen scheint diesen Gegenständen auch als dokumentierten Exponaten oder Relikten weiterhin anzuhaften und unabdingbar die untergegangene Welt des Unheils heraufzubeschwören. So wenig wie es eine Theorie der profanen Reliquie als politischem oder juristischem Zeugnis gibt, so wenig ist Konsens darüber zu erzielen, dass es sinnvoll ist, solche Relikte, die meist in Archiven – nicht in Museumsdepots – liegen, öffentlich in Ausstellungen zu zeigen. Sie führen weiterhin eine Existenz als Indizien in der kriminalistisch wie historisch orientierten Wahrheitsfindung. Das Verhältnis zwischen Trophäe, Relikt, Beweisstück, Indiz, Zeugnis, Authentik bleibt offen und hat noch keine Einordnung erfahren.
- Insofern ist die Ausstellung keine Fortsetzung der bisherigen Ausstellungskonzepte mit den Parallelwelten der politischen Propaganda im Vergleich oder des streng dokumentarischen Stils, mit dem sich das Deutsche Historische Museum in kritischen Diskursen mit dem Themenkreis von Aufstieg und Fall des NS-Regimes auseinandersetzt. Es ist eine Ausstellung, die Bilder und Gegenbilder sowie Texte und Zitate in einen erhellenden Kontrast zu setzen sucht, um sich der Wirkung der gelenkten Medien durch einen erweiterten Blickwinkel zu entziehen.
- Die Ausstellung vermeidet die Ästhetisierung der Gewalt und der Erscheinungsformen der Propaganda des Regimes und gebraucht die mediale Brechung und die Konfrontation mit Gegenbildern als Antidotum gegen die Macht der Demagogie der überlieferten Bilder und Relikte. Deutlich wird, dass sich die Massenwirkung des «Trommlers» und Volksverhetzers auf damals brandneue Techniken gründet, die im Verlauf der 1920er Jahre in die Reichweite des Demagogen kommen. Waren mit menschlicher Stimme bis dahin bestenfalls 4'000 Zuhörer erreichbar, waren es durch elektrodynamische Mikrofonverstärker und Lautsprechertechnik jetzt viele 100'000 und durch Rundfunk und Tonfilm Millionen, denen Suggestionen, Angst, Gewaltdrohungen, Rassenwahn und nationaler Überlegenheitswahn indoktriniert wurden. Der massenhafte Offsetdruck machte Bilder und Worte in Propagandaschriften billig verfügbar. Die Formen der Massenhysterie entziehen sich allerdings den Mitteln der Ausstellung.
- Wir sind glücklich, Autoren für die Essays gewonnen zu haben, die imstande sind, das schwer Erklärbare in Worte zu fassen und Perspektiven der Deutung anzubieten. Bereits im November 2009 stellten die Autoren ihre Essays im Rahmen eines Symposiums zur Diskussion.
- Zahlreichen öffentlichen und privaten Leihgebern ist zu danken, die mit ihren Leihgaben zum Gelingen der Ausstellung beitragen; insbesondere gilt mein Dank dem Staatlichem Museum für Politische Geschichte Russlands und dem Kriegsmedizinischen Museum, beide St. Petersburg, der Familie Wolfer in Belleville-en Caux, dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv, dem Münchner Stadtmuseum, dem Deutschen Technikmuseum Berlin, dem FV Luftwaffenmuseum der Bundeswehr, der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, dem Bayerischen Armeemuseum Ingolstadt, dem Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände Nürnberg, dem Haus der Geschichte Baden-Württemberg und der Robert Bosch GmbH.
- Mein besonderer Dank geht an den wissenschaftlichen Beirat der Ausstellung mit seinen Mitgliedern Burkhard Asmuss, Norbert Frei, Christian Fuhrmeister, Raphael Gross, Sir Ian Kershaw, Gottfried Korff, Hans Mommsen, Reinhard Rürup, Michael Wildt und an die Sachverständigenkommission des Deutschen Historischen Museums zur Zeit der GmbH, die das Konzept Hans-Ulrich Thamers nachhaltig unterstützten, nach langen Diskussionen mittrugen und in Aspekten ergänzten.

Prof. Dr. Hans Ottomeyer  
Präsident der Stiftung  
Deutsches Historisches Museum

# Essays



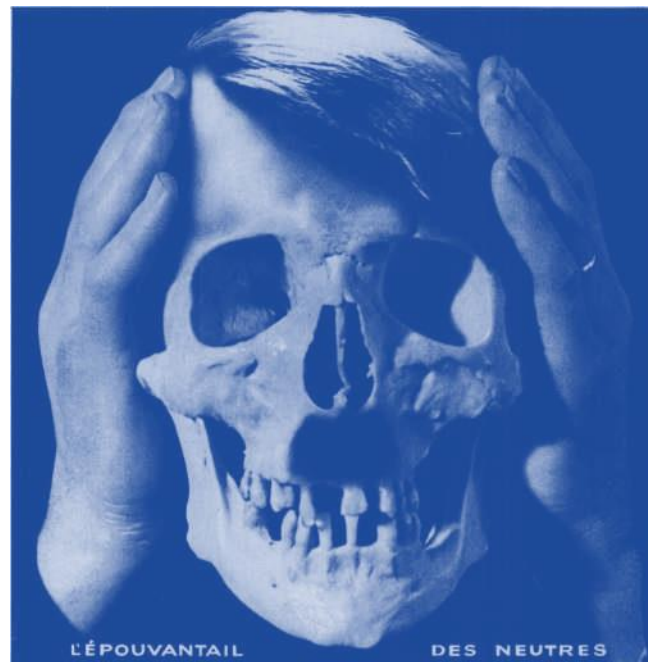
Heinrich Hoffmann: *Adolf Hitler*, 1925. Von der NS-Publizistik nicht veröffentlicht (Kat.-Nr. 20 a)



# Die Inszenierung von Macht

## Hitlers Herrschaft und ihre Präsentation im Museum

Bilder von Hitler finden wir überall. In den nationalsozialistischen Bilderfabriken wie in den Bilderwelten unserer Gegenwart. Fotos, Filmaufnahmen, aber auch Gemälde und Plastiken von Hitler und der NS-Führungsriege sind fast immer gestellt und bestellt. Sie sind fast immer für propagandistische Zwecke inszeniert. Hitler lebte, vermutlich mehr als andere Politiker und Machthaber seiner Zeit, auf einer «visuellen Bühne» (Schmölders). Die Macht der Bilder, die er von sich herstellen liess und die seine Anhänger von ihm machten, war integraler Teil seiner Herrschaft. Politik und Macht bedürfen grundsätzlich der Sichtbarkeit. Während jedoch demokratische Verfassungsordnungen ihre politischen Entscheidungsprozesse offenlegen und zeigen, verstecken Diktaturen ihre unkontrollierte Macht hinter Bildern von Ordnung und Charisma, von scheinbarer Geschlossenheit und einer Identität von «Führer» und «Volk». ■ Wer diese Allmacht brechen oder bekämpfen wollte, versuchte dies auch durch Bilder, nämlich durch Karikaturen und durch Film- und Bildsatiren; die Produktion von Gegenbildern reicht von John Heartfield und Charlie Chaplin bis in unsere Gegenwart. Die «Führerbilder», die nach der Katastrophe entstanden bzw. wahrgenommen wurden, waren vor allem «Bilder des Entsetzens»<sup>1</sup> und der Anklage. Hinter den Bildern vom einstigen Glanz und vom Machtanspruch des «Führers» drängten sich nun die Bilder von Leichenbergen, von ausgemergelten und geschändeten Menschen auf; das waren Zeugnisse von Gewalt und Vernichtung, auf die die nationalsozialistische Führerherrschaft eigentlich ausgerichtet war, die sie jedoch hinter ihren Inszenierungen zu verbergen versucht hatte. Denn keines der überlieferten Hitlerfotos zeigt den Diktator neben einem Toten oder gar in einem KZ, in einer gewaltsam-sadistischen Haltung oder gar mit einem Gewehr. Das ungeheure Ausmass an Gewalt und Vernichtung, das sich unmittelbar mit Hitlers Herrschaft verbindet, lässt sich aus keinem dieser Fotos ablesen, nur aus anderen Zeugnissen der Vernichtungspolitik und ihrer Opfer. Sie zeigen fast nie den direkten Zusammenhang mit Hitlers Herrschaft und ihrer Inszenierung, sie waren Produkt einer unheimlichen «Arbeitsteilung». ■ In unserem Bildgedächtnis, in Archiven und Museen dominierten zunächst die Propagandabilder, die sich durch ihre Massenhaftigkeit



Fotomontage von Marinus Jacob Kjeldgaard: *Hitler als Totenkopf*, 1939/40

wie durch ihre Inszenierungskunst in unserem Gedächtnis besonders eingegraben haben. Allmählich kamen die «Bilder des Entsetzens» hinzu. Bilder scheinen Realitäten unmittelbarer und unverfälschter wiederzugeben als Texte. Sie verwandeln wichtige und historisch komplexe Vorgänge in einen einzigen permanenten Ausdruck für die Mit- und auch für die Nachwelt, der geschichtliche Zusammenhänge vermittelt und ihnen einen Sinn verleiht. So können Bilder Vorstellungen von Geschichte langfristig prägen. ■ Doch Bilder können auch lügen. Das gilt zwar grundsätzlich für alle lebensgeschichtlichen Erfahrungen und politischen Kulturen, doch lehren uns ganz besonders die Wirkungen und Erfahrungen der modernen Diktaturen des 20. Jahrhunderts, dass Bilder bewusst zur Inszenierung einer Behauptung, einer Legende oder eines Mythos eingesetzt werden. Nationalsozialistische wie kommunistische Propagandisten haben Bilder ausgewählt, nachgestellt, unterdrückt, retuschiert oder auf andere Weise manipuliert.<sup>2</sup> ■ Bilder, und vor allem die von Diktaturen, sind also niemals Abbild einer Realität, sie illustrieren nicht, sondern sie repräsentieren das, was sie darstellen sollen. Sie werden von den Interessen und Überzeugungen ihrer Produzenten und ihrer Auftraggeber strukturiert. Sie sollen im Falle der nationalsozialistischen Führerherrschaft das Charisma Hitlers, den Konsens der Gefolgschaft, die Macht und den Glanz des «Dritten Reiches», die Inszenierungen und Verheissungen der «Volksgemeinschaft» ins Bild setzen. Das macht sie für den Historiker und für das Museum nicht wertlos: Die verwendeten Bilder und Bildtraditionen,



Foto aus dem «Stroop-Bericht»: Niederschlagung des Warschauer Ghetto-Aufstands, 1943

aber auch die Formen der Distribution und der Rezeption von Bildern erzählen viel über die politisch-gesellschaftlichen Leitbilder, die sie repräsentieren sollen, über die Kontexte, in denen sie entstanden sind. Sie geben Aufschluss über die Repräsentation und die Wirkung der nationalsozialistischen Diktatur, gelegentlich auch über die damit untrennbar verbundene Gewalt und Vernichtung, ohne dass diese Bilder die Verantwortung Hitlers dafür zeigen. ■ Eine reflektierte Bild-Geschichte von Hitler und dem Nationalsozialismus darf darum nicht die Legenden der NS-Propaganda zum zweiten Male erzählen; sie darf Relikte aus dem Herrschaftsalltag des «Dritten Reiches» und dem persönlichen Gebrauch des Diktators nicht als Devotionalien behandeln oder dazu machen, sondern sie wird diese Zeugnisse wie die anderen Bildzeugnisse auch durch eine Kontextualisierung und kritische Inszenierung in ihrer manipulativen Funktion und Produktion deutlich machen und dadurch die Macht der Bilder relativieren oder brechen. Propagandabilder sollen durch Bilder dementiert werden, das muss auch das Ziel einer historischen Ausstellung zur Geschichte und Wirkungsmacht einer Diktatur sein. ■ Bezugspunkte der Kontextualisierung sind die Entwicklungen und Strukturen der nationalsozialistischen Bewegung und Herrschaft, die vor allem Hitlers Herrschaft war. Sie bilden den Rahmen, in den die Bilder von Hitler und seiner Herrschaft eingeordnet und in dem sie gesehen werden müssen. Die Bedingungen und Formen dieser Herrschaft sind Gegenstand einer intensiven

und auch kontroversen historischen Forschung, die auch die Leitlinie für das Konzept dieser Ausstellung bildet. Mit dem Thema der Ausstellung *Hitler und die Deutschen. Volksgemeinschaft und Verbrechen* verbinden sich darum mehrere, immer wieder gestellte Fragen und aktuelle Erklärungsversuche: Wie war Hitler möglich? Wie konnte ein so «gewöhnlicher, den bürgerlichen Bildungs- und Karrierevorstellungen so wenig entsprechender Mann wie Adolf Hitler»<sup>3</sup> die Macht erlangen, wie konnte er diese immer weiter ausdehnen, bis er der unumschränkte «Herr des Dritten Reiches» war, bis Diplomaten und hohe Beamte, Generäle, Unternehmer und andere hochqualifizierte Repräsentanten der gesellschaftlichen Eliten sich bereitfanden, «unkritisch einem Autodidakten zu gehorchen, dessen einzige unumstrittene Begabung darin bestand, die niedrigen Empfindungen der Massen aufzupeitschen»?<sup>4</sup> Wie konnte ein sozialer und politischer Niemand eine solche Wirkung erzielen? ■ Wenn sich Hitlers Macht nicht mit seinen persönlichen Eigenschaften und Qualifikationen erklären lässt, dann muss sie vor allem in den politischen und gesellschaftlichen Bedingungen, in den mentalen und sozialen Befindlichkeiten bzw. Erwartungen und Motivationen der Deutschen und in den Repräsentationen bzw. Inszenierungen dieser Herrschaft zu suchen sein. Sie haben Hitler möglich gemacht und zur Loyalität der Gefolgschaft und grosser Teile der deutschen Gesellschaft beigetragen. Sie folgten ihm loyal, unterstützten bzw.



Gefangene des frühen Konzentrationslagers in der Berliner Friedrichstrasse 234,1933

stärkten seine Herrschaft und die seiner Führungsgruppe aus politisch-ideologischer Überzeugung, aus sozialen Ängsten und Hoffnungen, möglicherweise auch nur dadurch, dass sie ihre individuellen Bedürfnisse nach Sicherheit und nach dem kleinen privaten Glück auf die Versprechungen und die Politik des Nationalsozialismus projizierten und Hitler damit «entgegen arbeiteten».<sup>5</sup> Hitlers Herrschaft einschliesslich der damit verbundenen destruktiven Kräfte und ihrer zerstörerischen Dynamik kann nicht ohne die Beziehungen zwischen «Führer» und «Volk», zwischen «Führer» und «Gefolgschaft» gedacht und erklärt werden. Das meint der Titel der Ausstellung, wenn er von *Hitler und den Deutschen* und von einer Wechselwirkung zwischen einer tatsächlichen oder nur behaupteten Gemeinschaftsbildung im Sinne einer «Volksgemeinschaft» und deren Mitwirkung an einer Politik ausgeht, die von Anfang an auf Zustimmung wie auf Gewalt gestützt war und die von einer Politik der Ausgrenzung der als «Gemeinschaftsfremde» stigmatisierten Gruppen bis hin zu deren Vernichtung führte. ■ Damit wird die Frage nach Hitlers Ermöglichung und Hitlers Macht weniger mit den Verführungskräften und Mobilisierungskünsten des Nationalsozialismus und auch nicht allein mit der Allmacht der totalitären Herrschaftsstrukturen des NS-Regimes erklärt, sondern in erster Linie mit der Mitwirkung, der Selbstgleichschaltung und Selbstverstrickung weiter Teile der Gesellschaft in die Politik des Nationalso-

zialismus, mit einer partiellen oder auch weitgehenden Übereinstimmung zwischen den Verheissungen des «Führers» und den Erwartungen des «Volkes». Mit diesem Ansatz wird nicht die Identitätsbehauptung der vielzitierten NS-Propagandaformel «Ein Volk, ein Reich, ein Führer» unkritisch übernommen, die durch die Masseninszenierungen und visuellen Propagandastrategien der Fotografen und Filmemacher der Zeit vordergründig behauptet und tradiert wurde. Es wird vielmehr auf der Grundlage historischer Text- und Bildquellen, die in der Ausstellung vorgestellt werden, eine Sozial- und Herrschaftsbeziehung zwischen Hitler und den Deutschen in ihrer Entstehung, ihrem Aufbau und ihrer Wirkung, aber auch in ihrem Niedergang und Verfall beschrieben; es werden die besonderen historischen Bedingungen der Krisenjahre der deutschen und europäischen Zwischenkriegszeit angesprochen, die die Zerstörung der Demokratie, den Aufstieg und die Herrschaft einer totalitären Diktatur und den Konsens wie die Mitwirkung weiter Teile der Gesellschaft erst möglich gemacht haben. Dabei werden wir nie angeben können, welche zahlenmässige Dimension die Zustimmung und welchen Grad die Loyalität, die Hitler in den verschiedenen Etappen der nationalsozialistischen Herrschaft entgegengebracht wurden, je besessen haben und wie gross oder klein umgekehrt die Zahl derer war, die sich dem Regime widersetzen, die sich seinen Verlockungen und Zumutungen entzogen und verweigert haben. Ihre Verwei-

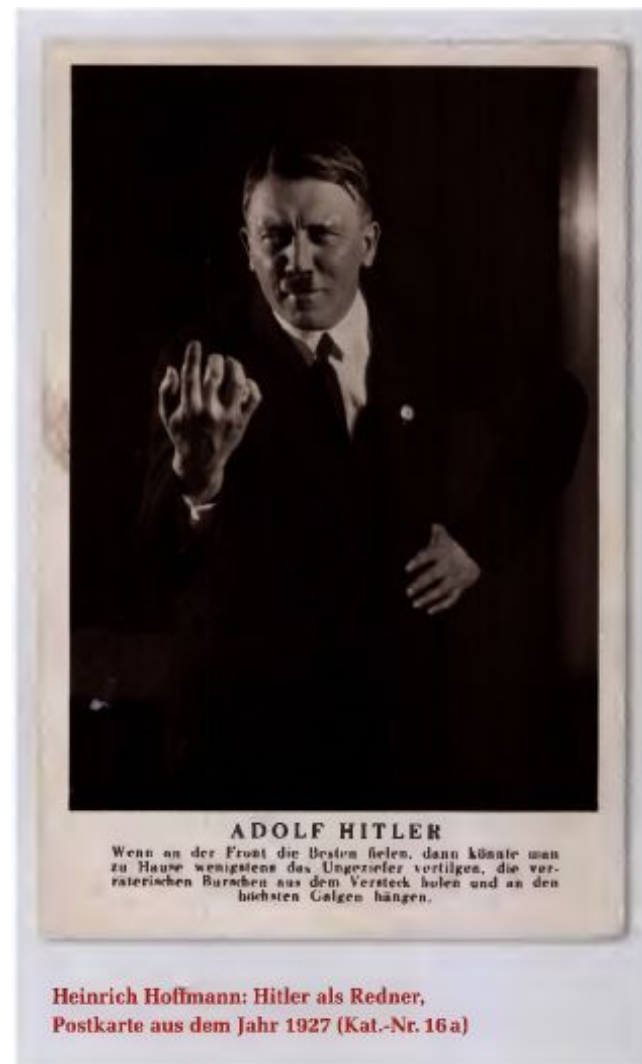
gerung, ihr Widerstand gehören selbstverständlich auch in eine Ausstellung über *Hitler und die Deutschen*, wie auch die Haltung derer, die im Laufe des NS-Regimes einen Desillusionierungs- und Lernprozess durchgemacht und allmählich entdeckt haben, welche verbrecherischen und menschenverachtenden Energien vom NS-Regime freigesetzt wurden. Wir können nur mit Wahrscheinlichkeiten arbeiten und in einer Ausstellung jeweils nur exemplarisch und idealtypisch bestimmte Verhaltensformen dokumentieren. ■ Hitlers Herrschaft entsprach wie kaum eine andere den Merkmalen einer charismatischen Herrschaft, wie sie der Soziologe Max Weber viele Jahre vor Hitlers Karriere und Macht definiert hat.<sup>6</sup> Unter Charisma verstehen wir demnach die ausserordentlichen, ausseralltäglichen Eigenschaften, die die besondere Ausstrahlung einer Person begründen, der Qualitäten als Retter und Führer zugeschrieben werden. Die folgenden Essays und Katalogbeiträge werden die Bedingungen, Formen und Wirkungen charismatischer Herrschaft und ihre Übertragbarkeit auf Hitler ausführlicher beschreiben. Die Bilder von der charismatischen Führerfigur, die wir besitzen und zeigen können, geben nur einen Ausschnitt aus der komplexen Wirklichkeit charismatischer Herrschaft wieder. Sie verbinden die ausserordentlichen Qualitäten des Retters und Erlösers unwidersprochen mit der Person Adolf Hitlers, während uns seine Biografie und seine politische Karriere zeigen, dass diese vermeintlichen Eigenschaften vor allem Produkt einer Zuschreibung, einer Legendenbildung und Inszenierung waren. Seine ausserordentliche Wirkung und öffentliche Macht gründete sich auf die Zustimmung der Massen, deren Bedürfnis nach Heroismus und Grösse, nach Hingabe und Sendungsbewusstsein Hitler als charismatische Führerfigur im Sinne Max Webers erfüllte. Die Bilder der jubelnden Massen zeigen jedoch nur selten die Zweifler und Gegner, die Hitler diese Eigenschaften nicht zuerkennen wollten. Die Bilder vom Charisma zeigen auch nicht, dass er diesen Nimbus des Ausserordentlichen durch Erfolge und Rituale ständig erneuern musste, da sich sonst das Charisma aufzulösen drohte. Die Entscheidungen des charismatischen Führers orientierten sich offenbar nicht an bürokratischen Regeln, sondern an «Tat und Beispiel» (Max Weber), während die Wirklichkeit von Hitlers Macht gerade von einer Mischung charismatischer Elemente und Zuschreibung einerseits, von bürokratischen Formen der Macht- und Legitimitätssicherung andererseits bestimmt war. Zwar erlaubte die Berufung auf die ausserordentlichen, nicht normativ geregelten Grundlagen seiner charismatischen Herrschaft es dem «Führer», selbst Recht zu setzen und «Gehorsam gegenüber neuen Geboten» einzufordern. Was die Bilder von Zustimmung und Massenbegeisterung nicht zeigten, war die Revolutionierung bestehender Verhältnisse durch permanente Bewegung, war die Folge charismatischer Herrschaft, dass diese nämlich zunehmend durch eine «relative Strukturlosigkeit»<sup>7</sup>, durch ein unkontrolliertes Ämterchaos geprägt war, das zu einem politischen «Amoklauf» (Hans Mommsen) führte. ■ Zur Inszenierung des Charismas gehören Fahnen, Prozessionen,



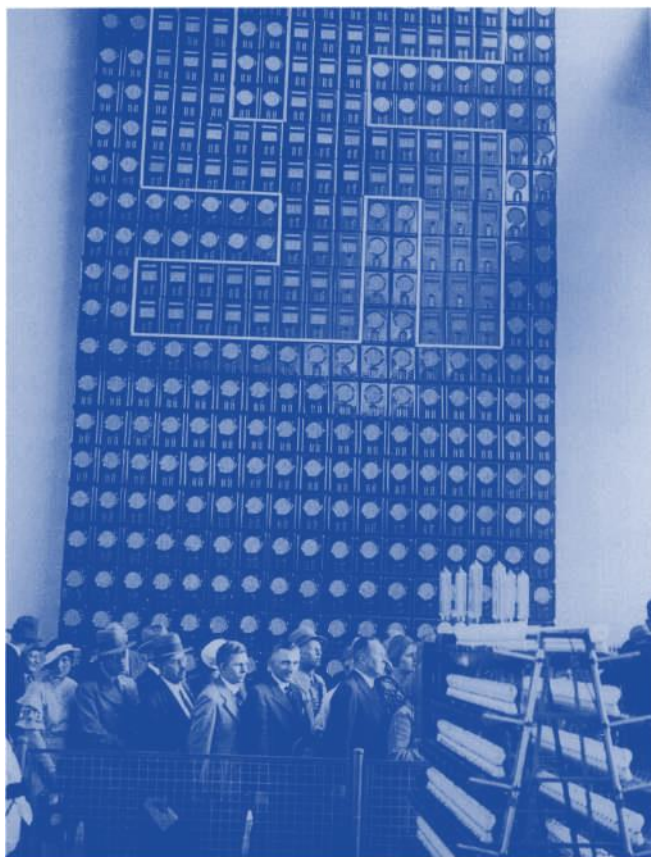
Propaganda-Ausstellung *Gebt mir vier Jahre Zeit*, 1937 (Kat.-Nr. 233)

Treueide, «liturgische» Handlungen und Redeformeln. Sie bewirken eine Sakralisierung der Politik und verleihen der charismatischen Bewegung zunehmend Formen einer politischen Religion. Das war politisch gewollt und wurde darum auch immer wieder gezeigt, in Fotos, Masseninszenierungen und in der Trivialkunst. Was die Bilder hingegen verschweigen, sind die Regie der Inszenierungen, die Widersprüche der Alltagswirklichkeit, die Gegenbilder zur und die Leere hinter der Macht. Aber auch das gehört in eine Ausstellung über *Hitler und die Deutschen*. ■ Was die Bilder von Hitlers Charisma allerdings zeigen, liegt die entscheidende Grundlage von Hitlers Wirkung vor allem innerhalb seiner Gefolgschaft. Der soziale und politische Niemand, ohne erkennbare soziale Fähigkeiten und besondere intellektuelle Gaben, besass mit seinem rhetorischen Talent, das von der Fähigkeit zum Pathos und zur Demagogie wie zum bösartigen Spott bestimmt war, ein Potenzial an Wirkungsmöglichkeiten, das sich entfalten und einsetzen liess. Alle weiteren Eigenschaften waren Bestandteile einer politischen Legendenbildung bzw. Inszenierung: seine Selbststilisierung zum «Trommler» und

schliesslich zum «Messias», der im autobiografischen Rückblick sein Leben als einzige Vorbereitungsphase auf diese Rolle als Prophet und Erlöser, als entschlossener Vorkämpfer gegen das «Judentum» deutete und dessen Gefolgschaft in ihm schliesslich den sehnsüchtig erwarteten Erlöser erkannte, dieses mit quasi-religiöser Hingabe propagierte und in ihm nach dem Herbst 1922 bald den deutschen Mussolini meinte erkennen zu können. Die Bilder und Rituale dieser Inszenierungen verstärkten zweifelsohne deren Wirkung, auch wenn zur Kommunikation des Charismas die Nähe, die Präsenz und Face-to-Face-Situation gehören, die die seinerzeit verfügbaren Medientechniken nur bedingt vermitteln konnten. ■ Das Konzept charismatischer Herrschaft, dem auch das Konzept der Ausstellung verpflichtet ist, verbindet biografische Ansätze mit strukturgeschichtlichen Fragen. Hitlers Aufstieg und seine Macht werden aus gesellschaftlichen Bedingungen, aus den Erwartungen und Einstellungen von gesellschaftlichen Gruppen, aus der Mitwirkung von Teilen der Gesellschaft erklärt, Hitlers Charisma als Schnittpunkt von Bedürfnissen einer verunsicherten und orientierungslosen Gesellschaft nach Rettung und Erlösung sowie aus der Selbststilisierung Hitlers zum Träger einer solchen ordnungs- und sinnstiftenden Mission. Damit war eine erfolgversprechende politische Mobilisierungsstrategie gefunden. Sie setzte sich nach der Machtübertragung fort, und nun vereinigte sich die Inszenierung des Charismas mit den Herrschaftschancen eines autoritären Staates und der Machtakkumulierung im Zuge der «Gleichschaltung». Dadurch erhielt es zusätzlich das Charisma des Amtes und der Rollen, die Hitler usurpieren konnte, einschliesslich des herausgehobenen Amtes des Reichspräsidenten. Abgesichert wurden die politischen Machteroberungen und Erfolge jeweils durch plebiszitäre Akklamationen, die jedem Coup folgten und die sich wiederum inszenieren und ins Bild setzen liessen. ■ Darum waren die Parteigeolgschaft und die der «Volksgemeinschaft» unverzichtbarer Bestandteil sowohl der charismatischen Führerherrschaft wie der Herrschaftspraxis des Regimes. Der «Führer» bezog seinen Machtanspruch auch aus seinem Identitätsanspruch, dass er nämlich den Willen und das Ganze der «Volksgemeinschaft» repräsentierte und damit politisch als letzte Instanz fungierte. Mit der Propagandaformel und sozialen Verheissung einer zu verwirklichenden «Volksgemeinschaft» verschaffte sich nicht nur das Regime zusätzliche Legitimation, sondern es wurde damit der politische Handlungsrahmen der Gesellschaft abgesteckt und die Chance einer imaginierten oder tatsächlichen Partizipation angedeutet. Dieser Herrschaftsbezug war dann auch Teil der Repräsentationsstrategie und Bildfabrikation des Regimes, weniger freilich deren Kehrseite, nämlich Gewalt und Exklusion. ■ Der Begriff der «Volksgemeinschaft», der nicht zur Beschreibung einer gesellschaftlichen Wirklichkeit taugt, ist umgekehrt geeignet, die Erfahrungs- und Wirkungsgeschichte der NS-Herrschaft zu erfassen, lassen sich doch die unterschiedlichen Erwartungen und Hoffnungen einer Krisengesellschaft und Umbruchzeit darin bündeln und repräsentieren.<sup>8</sup> Die Verheissung der «Volksgemeinschaft» war die For-



mel zur scheinbaren Integration unterschiedlicher sozialer Ängste und Hoffnungen. Verbunden mit der Hoffnung auf Zugehörigkeit und Inklusion war die Suche nach Sündenböcken, die Exklusion aller «gemeinschaftsfeindlichen» Gruppen durch eine scharfe, gewalttätige Rhetorik und Praxis. Damit erhielt die Gewalt, eine Grunderfahrung im Zeitalter der Weltkriege und politischen Extreme, in der nationalsozialistischen Ideologie und Politik einen besonderen Stellenwert: Sie wurde nicht nur Mittel der Politik und der Inszenierungen des Regimes, sondern Gewalt und Vernichtung waren mit der nationalsozialistischen Politik identisch. ■ Zu den angemassen ausserordentlichen Vollmachten, die aus der charismatischen Legitimation des «Führers» und der Mitwirkung der Gesellschaft, dem «gesunden Volkswillen» abgeleitet wurden, gehörten auch die Verfolgungs- und Gewaltmassnahmen, die den Prozess der Machteroberung begleiteten und ermöglichten. Sie wurden als «Reinigung» und «Befreiung» aus einer «Notlage» gerechtfertigt und immer wieder als



Volksempfänger auf der Funkausstellung in Berlin, 1935  
(Kat.-Nr. 222)

Ausdruck des «Volkswillens» inszeniert bzw. von grossen Teilen der Gesellschaft akzeptiert, denn die Führerdiktatur konnte sich in der Begründung ihrer illegalen Massnahmen auf ein Feld an Überzeugungen und Vorurteilen stützen, die Teile der Gesellschaft ebenfalls hegten. Das Gewalt- und Vernichtungspotenzial, das in den ideologischen Grundpositionen Hitlers und der NSDAP angelegt war, konnte sich auf der Grundlage einer charismatischen Herrschaft immer weiter entfalten und radikalieren, denn die unangefochtene Kompetenz des charismatischen Führers zur Regelverletzung und willkürlichen Normsetzung kannte keine institutionellen Schranken mehr. Die Verschränkung von Charisma und Gewalt, von Führerherrschaft und «Volk», bildete darum das Grundmerkmal des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, das auf die Zustimmung und Mitwirkung der Gefolgschaft und «Volksgemeinschaft» angewiesen war. ■ Lassen sich historische Prozesse und Strukturen, wie sie mit dem Charismakonzept als Möglichkeit der Einordnung und Erklärung der Objekte nur ganz verkürzt angedeutet wurden, überhaupt ausstellen, ohne dass wir zu langen verbalen Erklärungen und Texttafeln greifen müssen? Wie können wir zudem der Einschränkung

entkommen, dass wir mehrheitlich nur Bilder und andere Artefakte besitzen, die aus der Propagandamaschine und Inszenierungspolitik des NS-Regimes stammen? Wie kann man die Inszenierungen der Führerlegende und der «Volksgemeinschaft», die es in der sozialen Realität nicht gab, sondern die durch die politisch-soziale Praxis hergestellt werden sollte, als Inszenierungen kenntlich machen und in ihrer Wirkungsweise verdeutlichen? ■ Wechselausstellungen können im Unterschied zu Dauerausstellungen experimentieren. Sie können argumentativ zuspitzen und verdichten, sie können den Versuch unternehmen, Bilder durch Gegenbilder zu dementieren oder zu relativieren, sie können überdies Wege der Ensemblebildung und Inszenierung beschreiten und multimediale Inszenierungen erproben, mit denen sich die Dynamik und die Ambivalenz des historischen Prozesses durch Beschleunigungseffekte und durch Überblendungen, durch Bildcollagen simulieren oder andeuten lässt. ■ Zu den Gegenbildern, die den Propagandabildern und Inszenierungen entgegenwirken und sie in ihrer Wirkung brechen können, gehören Gegenüberstellungen mit alltäglichen Objekten der gesellschaftlichen Wirklichkeit; ferner die wenigen Relikte, die Zeugnis der Verfolgung und Vernichtung, des Leidens und Sterbens der Opfer geben; schliesslich Karikaturen, gebrochene und zerstörte Bilder, die für die Ambivalenz und vor allem für die Gewalt sinnbildlich stehen. Dazu gehören auch und vor allem Inszenierungen von Inszenierungen, sowohl durch die Betonung der Bühnenhaftigkeit, Manipulation und Widersprüchlichkeit als auch durch Spiegelungen und Verwischungen, die das andeuten sollen, was sich hinter dem schönen Schein und hinter der Fassade verbirgt; die auch andeuten sollen, wie sich Sozial- und Herrschaftsbeziehungen zwischen «Führer», «Gefolgschaft» und Gesellschaft aufgebaut und auch wieder aufgelöst haben. Schliesslich können Gebrauchsspuren und Spuren der Zerstörung an einem dreidimensionalen Objekt oder einem bildlichen Zeugnis nicht nur eine unmittelbare Beziehung zwischen der Vergangenheit und dem Betrachter der Gegenwart herstellen, sie können auch die Politik der Gewalt und der Vernichtung symbolisieren. Die Ausstellungsgestaltung wird mit diesen Mitteln experimentieren, um die Macht der Propaganda-Inszenierung durch die Inszenierung der Ausstellung zu brechen.

#### Anmerkungen

- 1 Schmölders 2000, S. 215 ff.
- 2 Dazu Thamer 2009.
- 3 Herbst 2010, S. 12.
- 4 Kershaw 1998/2000, Bd. 1, S. 9.
- 5 Kershaw 1998/2000, Bd. 1, S. 663 ff.
- 6 Weber 1980, S. 122-128, S. 387 ff. Dazu Breuer 1994.
- 7 Herbst 2010, S. 22; zum Charismakonzept und seiner Anwendung auf die NS-Herrschaft jetzt vor allem Wehler 2009, S. 13-23.
- 8 Zu den neueren Ansätzen, die Formel der «Volksgemeinschaft» zur Beschreibung der Mitwirkung und «Selbstermächtigung» der Gesellschaft in der NS-Zeit zu nutzen, jetzt Bajohr/Wildt 2009 a sowie Wildt 2009. Dazu die scharfe Kritik von Hans Mommsen in *Neue politische Literatur* 2010.

**Zur Person  
Hitler**

# Der junge Hitler bis zum Putsch

Das Hauptproblem einer Biografie des jungen Hitler besteht in der desolaten Quellenlage. Dieser Mangel an Quellen geht darauf zurück, dass Hitler alle Spuren seiner Linzer und Wiener Zeit nach Kräften verwischte. Rigoros liess er die schriftlichen Zeugnisse aus dieser Zeit beschlagnahmen, verbot Veröffentlichungen über seine Jugend und seine Familie. Die einzige Quelle zu seiner Biografie sollte *Mein Kampf* sein, also seine im Nachhinein konstruierte Lebensgeschichte. Viele weit verbreitete Hitler-Anekdoten erweisen sich als Legenden. Die wenigen erhaltenen Augenzeugenberichte sind durchweg problematisch. Erst auf der Basis einer kritischen Abklärung der Quellen ist es überhaupt möglich, sich an eine Biografie des jungen Hitler zu wagen. ■ Adolf Hitler wurde 1889 in Braunau am Inn an der deutsch-österreichischen Grenze geboren, denn sein Vater Alois arbeitete dort als k. k. Zoll-Oberoffizial. In diesen ersten Jahren gewöhnte sich Adolf an den bayerischen Tonfall, den er sein Leben lang behielt. Seine Mutter war Alois' dritte, weit jüngere Ehefrau Klara, geb. Pözl. Wie ihr Ehemann stammte auch sie aus dem Waldviertel nördlich von Wien, einer äusserst armen Gegend, und war überdies mit ihrem Mann eng verwandt. Adolf war – nach drei früh gestorbenen Geschwistern – das erste Kind dieser Ehe, das erwachsen wurde. Der 1894 geborene Edmund starb mit fünf Jahren. Und das sechste und jüngste Kind war Paula, 1896 nach der Pensionierung des Vaters geboren, als dieser sich in Hafeld bei Lambach auf einem von ihm gekauften grossen Grund als Landwirt und Bienenzüchter versuchte – freilich erfolglos. Adolf ging zunächst in die winzige Volksschule von Fischlham und dann in die Klosterschule von Lambach, wo er sich wohl fühlte. ■ Klara Hitler, eine warmherzige, hilfsbereite und allseits beliebte Frau, hatte neben ihrem dominanten Ehemann ein schweres Leben, vor allem, wenn er, wie häufig, betrunken war. Einmal misshandelte er Adolf so brutal, dass die Mutter glaubte, der Junge sei gestorben. Aber er erholte sich wieder und war und blieb Klaras Liebling. Viel später führte der Reichskanzler Hitler zu Klaras Ehren den «Muttertag» ein. Und in jedem seiner zahlreichen Schlafzimmer hing über seinem Bett nur ein einziges gerahmtes Bild: das der Mutter. ■ Nach dem Verkauf des allzu grossen Hafelder Gutes zog die Familie 1899 in ein kleines Haus mit grossem Garten in Leonding bei Linz. Ab 1900 ging Adolf nun in die Linzer Realschule, blieb aber gleich in der ersten Klasse sitzen (Abb. rechts). Der Vater verprügelte ihn weiter. ■ An einem Sonntagmorgen im Jahr 1903 starb Alois Hitler im Wirtshaus

von Leonding plötzlich an einer Lungenblutung. Adolf war 14 Jahre alt. Er hatte weiterhin Schulprobleme. Da der Schulweg nach Linz zu Fuss allzu mühsam war und Adolf in der Stadt wohnen wollte, verkaufte Klara Hitler das Haus in Leonding und übersiedelte mit beiden Kindern nach Linz. 1904, also mit 15, verliess Adolf die Schule für immer mit der Begründung, er sei schwer lungenkrank – was er gar nicht war. Aber der junge Mann gewöhnte sich bereits in seiner Jugend daran, in lauten und langen Monologen zu reden und wurde sehr böse, wenn sich jemand erkühnte, seinen Redefluss zu unterbrechen. ■ Nach dem Schulabbruch unternahm Adolf keinerlei Versuch, zu arbeiten. Er liess sich von der Mutter verwöhnen, besuchte regelmässig das Linzer Landestheater und begeisterte sich für die dort häufig gespielten Wagner-Opern. Den grössten Eindruck machte auf ihn Wagners pompöses Werk *Rienzi, der letzte der Tribunen*, vor allem wegen der zahlreichen brausenden «Heil»-Rufe, der packenden Massenszenen und des lauten Orchesters mit reichlich Blech und Schlagwerk. Wagner hatte dieses Werk abwertend seinen «Schreihaals» genannt. Für Hitler aber war der Eindruck dieser ja keineswegs gut ausgehenden Oper so bedeutend, dass später die Nürnberger Parteitage mit der *Rienzi-Ouvertüre* als heimlicher Hymne des «Dritten Reiches» eröffnet wurden. ■ Im Mai 1906 reiste der 17-jährige Hitler, der Maler werden wollte, zum ersten Mal nach Wien, um die Gemäldegalerie des Hofmuseums zu besichtigen. Das Haupterlebnis in Wien aber wurde für ihn die Ringstrassenarchitektur: Nun wollte er Architekt werden (Abb. S. 27). Er besuchte auch die prachtvolle k. k. Hofoper und erlebte dort *Tristan und Isolde*, dirigiert von Gustav Mahler und hochmodern inszeniert von Alfred Roller, den Hitler hoch verehrte. Als eine nette Linzer Nachbarin ihm einen Empfehlungsbrief an Roller mit nach Wien gab, traute sich der schüchterne Adolf nicht, den verehrten Meister aufzusuchen und zerriss den Brief. ■ Im Januar 1907 hatte Klara Hitler grosse Schmerzen und suchte den in Linz sehr beliebten jüdischen Arzt Dr. Eduard Bloch auf. Dieser stellte einen Tumor in der Brust fest und riet zur sofortigen Operation, die vier Tage später erfolgte. Nach 20-tägigem Spitalaufenthalt kam Klara Hitler wieder nach Hause, und Adolf wich nicht von ihrer Seite. Im Mai 1907 übersiedelte die Familie – die kranke Mutter, deren helfende unverheiratete Schwester, Adolf und Paula – in eine sehr schöne und teure Wohnung nach Urfahr am anderen Donau-Ufer. ■ Als es der Mutter besser ging, fuhr der 18-jährige Adolf nach Wien, um an der Akademie der Bildenden Künste die Aufnahmeprüfung zu machen. Aber – wie die Mehrzahl der vielen Kandidaten – fiel er bei der Prüfung durch, verschwieg dies jedoch gegenüber der Mutter und den Verwandten. Er durfte ja im Folgejahr erneut sein Glück versuchen und fuhr zurück nach Linz. ■ Dr. Bloch, der Hausarzt der Familie Hitler – und überdies Armenarzt – konnte nichts Schlechtes über seinen jungen Patienten sagen, im Gegenteil: Er beobachtete mit Wohlgefallen die innige Liebe zwischen Mutter und Sohn und schrieb noch sehr viel später im amerikanischen Exil, er habe «niemals eine innigere Zunei-





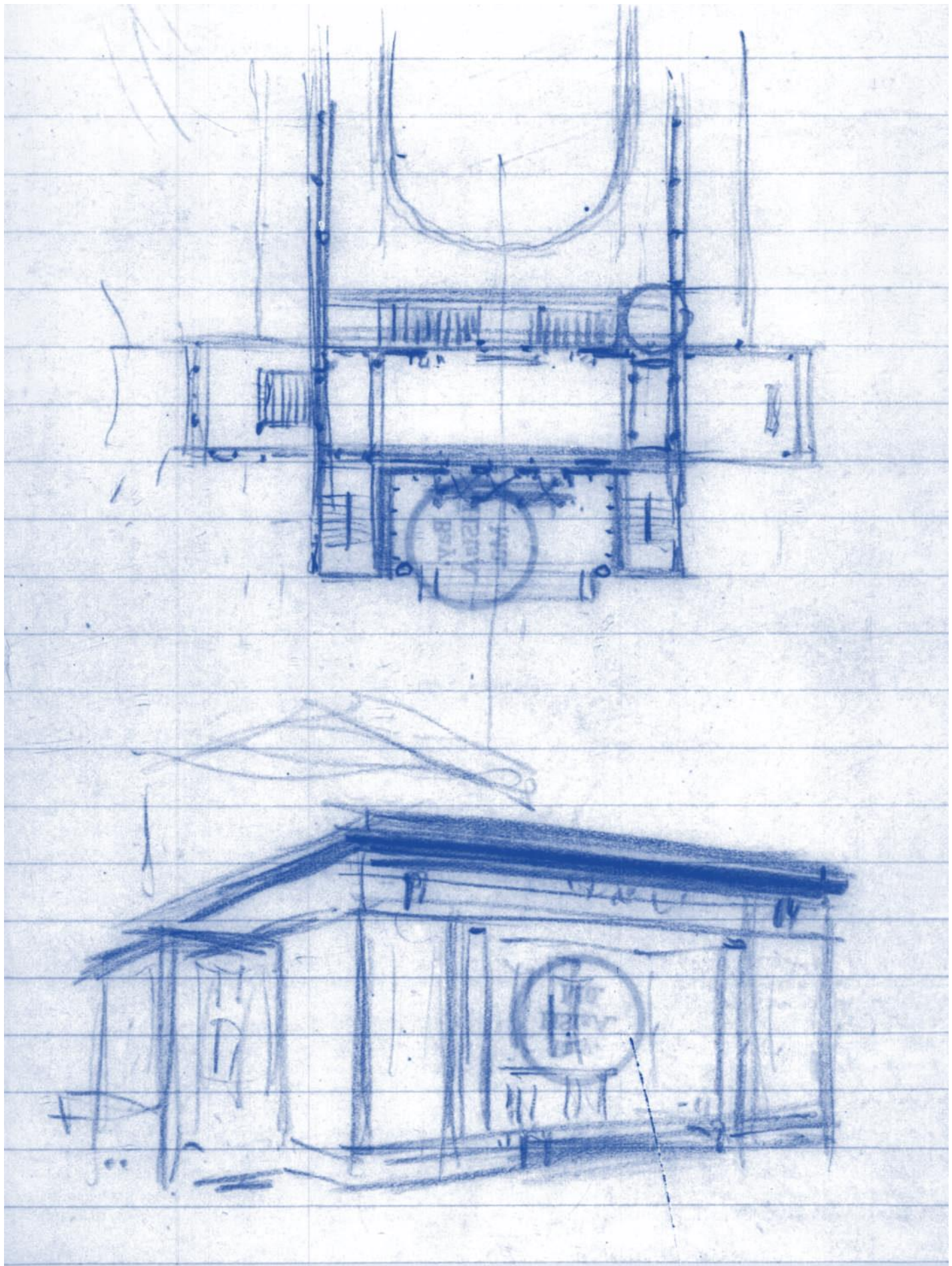
Klassenfoto, Adolf Hitler in der oberen Reihe, Mitte, Leonding/Linz 1899 (Kat.-Nr.10)

gung gesehen» als die zwischen Mutter und Sohn Hitler. ■ Klara Hitlers Zustand verschlechterte sich rasch. Dr. Bloch erklärte der Familie sehr vorsichtig, dass die Lage hoffnungslos sei. Ab dem 28. Oktober war Klara bettlägerig. Adolf blieb Tag und Nacht bei ihr. Die Mutter wusste um ihre schlimme Lage, und Dr. Bloch bemerkte, «dass all ihre Gedanken um ihren Sohn kreisten und wie es mit ihm weitergehen sollte». ■ Am 21. Dezember 1907 starb Klara Hitler im Alter von 47 Jahren. Adolf war in den letzten Tagen und Stunden nicht von ihrer Seite gewichen. Nun zeichnete er die gerade Verstorbene noch in der Nacht, «um den letzten Eindruck festzuhalten», so Dr. Bloch. Zwei Tage später wurde Klara auf dem kleinen Friedhof von Leonding, in der Nähe ihres ehemaligen Wohnhauses, neben ihrem Ehemann begraben. Das Grab ist auch heute noch wohl gepflegt. ■ Im Februar 1908 brach Adolf den Kontakt zu seiner Familie ab, verließ Linz und zog in Wien als Untermieter bei Frau Zakreys ein, einer älteren Tschechin, mit der er sich gut verstand. Bald zog auch sein Linzer Freund, der Musikstudent August Kubizek, samt einem Klavier zu ihm, aber nur für einige Monate. Von Kubizek lernte Adolf sehr viel über Musik. Darüber hinaus eignete er sich mithilfe gelie-

hener Bücher und Texthefte sehr genau Wagners Werke und Biografie an. ■ Die beiden Wagnerianer gingen, wann immer eine Oper ihres Idols auf dem Programm stand – und das war weit häufiger der Fall als heute üblich –, in die Hofoper aufs Stehparterre. Laut Kubizek erlebten sie dort *Lohengrin* wie die *Meistersinger* «gewiss zehnmal». Und Hitler meinte noch 1941, in Wien *Tristan und Isolde* «dreissig bis vierzig Mal» erlebt zu haben. Aber es war ihm sehr unangenehm, auf der Galerie Frauen oder Mädchen neben sich stehen zu haben. Da das Stehparterre für weibliche Zuhörer verboten war, zog er diesen frauenlosen, aber teureren Stehplatz vor. ■ Adolf begann nun, Bühnentrümpfe für Wagner-Opern zu skizzieren und auszuarbeiten. Er versenkte sich in Belichtungstechnik, Steuersysteme, Versenkmechanismen und vieles andere. Das alles wirkte sich sehr viel später auch auf die Inszenierungen der Nürnberger Parteitage aus. Aus Rollers «Lichtregie» auf der Bühne wurden schliesslich Speers «Lichtdome». Aber auch das rote Fahnenmeer, die Massenaufmärsche bei Trommelwirbel und Wagner-Musik, möglichst bei Dunkelheit, liefen wie in einer gut inszenierten Wagner-Oper ab. Der Höhepunkt allerdings war immer der Auftritt und die Rede des Reichskanzlers.

■ In der Nähe von Hitlers Unterkunft bei Frau Zakreys hingen täglich in öffentlichen Schaukästen Parteiblätter zum Lesen aus, und zwar von den Alldeutschen, ehemaligen Schönerianern, die für den Anschluss der deutschen Teile Österreichs an das Deutsche Reich kämpften. Der junge Hitler nahm diese Aussagen ernst. Denn auch er träumte von einem einheitlichen Deutschen Reich mit Einbeziehung der Deutschösterreicher. Die übrigen Nationalitäten waren ihm gleichgültig, weil eben «undeutsch». ■ Bei der Aufnahmeprüfung für die Akademie im Juli 1908 scheiterte Adolf ein zweites Mal. Er blieb in Wien, fand keine Arbeit – suchte sie auch nicht – und liess sich treiben. Nichts, weder eine besondere Begabung noch ein Hang zum Verbrecherischen, zeigte sich bei dem jungen Burschen, der weder einen Schulabschluss noch irgendeine Ausbildung hatte. Dass er in *Mein Kampf* behauptet, er habe in Wien hart auf dem Bau gearbeitet, ist eine glatte Lüge. ■ Da er keine Arbeit und kein Geld hatte, ass er gerne kostenlos in Armenküchen, die von reichen Bürgern finanziert wurden. Und wenn es kalt war, wärmte er sich in überfüllten, stinkenden Wärmestuben. Schliesslich liess er sich bei seiner Tante im Waldviertel einen hohen Geldbetrag, den er nie zurückzahlte. Als das Geld ausgegeben war, wusste er wieder nicht, wie es weitergehen sollte. ■ Eines Tages gab ihm ein Leidensgenosse den Tipp, sich vor dem Parlament anzustellen, um kostenlos als Zuhörer auf die gut geheizte Galerie zu gelangen. 1909 hatte das k. k. Parlament (ohne Ungarn) 516 Sitze und war damit das grösste Parlament Europas. Von den rund 30 Parteien und Gruppen hatte keine eine regierungsfähige Mehrheit. Und keine Partei trug im Titel das Wort «Österreich». Die Aufzählung der Parteien illustriert die enorme Komplexität des multinationalen Vielvölkerstaats: 96 Christlichsoziale, 86 Sozialdemokraten, 31 Deutsche Volkspartei, 21 Deutsche Agrarier, 17 Deutschfortschrittliche, 12 Deutschradikale (die Anhänger von Karl Hermann Wolf), 3 Alldeutsche (Schönerer-Anhänger), 28 Tschechische Agrarier, 18 Jungtschechen, 17 Tschechisch Konservative, 7 Alttschechen, 2 Tschechisch-Fortschrittliche («Realisten»), 1 «wilder» Tscheche und – als radikalste Gruppe – 9 Tschechische Nationalsozialisten. 25 Polnische Nationaldemokraten, 17 Polnische Volkspartei, 16 Polnisch Konservative und 12 Polnisches Zentrum. 4 Zionisten und ein Jüdischer Demokrat, 10 Italienische Konservative und 4 Italienische Liberale, 25 Ruthenische Nationaldemokraten und 4 Altruthenen, 12 Kroaten; 5 Rumänen, 3 Serben, 1 Radikaler Russe, 1 Freisozialist, 1 «Selbständiger Sozialist», 1 «Sozialpolitiker», 2 Parteilose. Zwei Plätze waren nicht besetzt. ■ Da keine dieser vielen Parteien eine Mehrheit hatte, musste sich die Regierung ständig neue Koalitionen suchen. Und dementsprechend häufig wechselten die Regierungen. ■ Die parlamentarische Geschäftsordnung verschärfte die fatale Lage noch. Denn im Gegensatz zu Ungarn gab es im Wiener Parlament keine Staatssprache, und jeder Abgeordnete sprach in seiner Muttersprache. Zehn Sprachen waren zugelassen: Deutsch, Tschechisch, Polnisch, Ruthenisch, Serbisch, Kroatisch, Slowenisch, Italienisch, Rumänisch und Russisch. Dolmetscher gab

es nicht. ■ Der Parlamentspräsident sprach deutsch, und die Stenographen protokollierten nur in Deutsch. Wenn aber Tschechen, Ruthenen oder andere Obstruktion betreiben wollten, redeten sie in ihrer jeweiligen Muttersprache. Der Rekord war, dass ein Ruthene ununterbrochen 13 Stunden lang in ruthenischer Sprache redete – von seinen Freunden immer wieder kurz mit Essen und Getränken bedient. Die übrigen Nationalitäten waren natürlich erbost und wütend, und immer wieder brachen zwischen den parlamentarischen Gegnern wüste Prügeleien aus. ■ Der junge Hitler hatte es auf der Besuchergalerie des Parlaments zwar warm, aber er empörte sich immer mehr über die tumultuösen Ereignisse im Parlament und zog daraus den Schluss, dass die Demokratie die falsche Staatsform sei. In *Mein Kampf* schrieb er später: «Je mehr das Sprachentohwabohu auch das Parlament zerfrass und zersetzte, musste die Stunde des Zerfalles dieses babylonischen Reiches näher rücken und damit aber auch die Stunde der Freiheit meines deutschösterreichischen Volkes. Nur so konnte dann dereinst der Anschluss an das alte Mutterland wieder kommen.» ■ Tatsächlich gab es wohl nie in der Geschichte ein Parlament, wo derartiger Streit herrschte wie im k. k. Reichsrat von 1907 bis zum März 1914, als das Parlament wegen totaler Arbeitsunfähigkeit geschlossen werden musste. ■ Seit September 1909 war der nun 20-jährige Hitler in Wien obdachlos. Er stellte sich in die langen Reihen seiner Schicksalskollegen, um wenigstens hin und wieder eine warme Suppe zu bekommen. Die grosszügigsten Stiftungen stammten von jüdischen Philanthropen: den Baronen Rothschild, Königswarter und Epstein. Andere Wohltäter finanzierten Kinder- und Waisenhäuser sowie Wärmestuben und gaben tüchtigen, aber bedürftigen Studenten Stipendien. ■ Eines Tages beobachtete eine Verwandte von Hitlers ehemaliger Wirtin Maria Zakreys den jungen Hitler im Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern, «wie er sich um die Klostersuppe anstellte; er war in der Kleidung sehr herabgekommen und hat mir leid getan, er war doch früher gut angezogen». ■ Über diese seine schlimmste Zeit in Wien schwieg Hitler lebenslang. Als Arbeits- und Obdachloser nächtigte er, wenn er überhaupt einen Unterschlupf fand, in riesigen Massenunterkünften (Abb. S. 28). Ansonsten übernachtete er auf Parkbänken, auch wenn es bitterkalt war. Sein Asylkollege Reinhold Hanisch sagte über den Clochard Hitler, er habe einen traurigen Eindruck gemacht, sei todmüde, ausgehungert gewesen, mit wundgelaufenen Füüssen. Sein blaugemusterter Anzug habe durch Regen und die Desinfizierung eine lila Farbe angenommen. Er habe nichts besessen als das, was er am Leib trug. ■ Als Hanisch erfuhr, dass Hitler die Kunstakademie besucht habe – was ja nicht stimmte –, gab er ihm den Rat, Ansichtskarten zu malen. Er, Hanisch, wolle sie dann verkaufen. Wieder wurde die Tante im Waldviertel angefleht, Geld zu schicken. Hitler und Hanisch kauften das nötige Material: Farben, Pinsel und so fort. Hitler malte nun Postkarten mit Wiener Ansichten, die er aus einem kleinen Buch übernahm. Hanisch verkaufte diese Karten geschickt und erzielte pro Bild drei bis fünf Kronen, die sie untereinander teilten.



Adolf Hitler: Entwurf für ein Theater: Grundriss und perspektivische Ansicht der Eingangsseite (Kat.-Nr. 51)



Das Meidlinger Obdachlosenasyl, aus: *Wiener Bilder. Illustriertes Familienblatt* vom 27.12.1911, S. 5 (Kat.-Nr.II)

■ Bald ging es Adolf nun besser. Am 9. Februar 1910 zog er im gerade erbauten modernen Männerheim in Wien-Brigittenau ein und blieb dort bis zum Mai 1913, als er nach München ausreiste. In der Heimbibliothek lagen viele Zeitungen aus, die er mit Leidenschaft las. Aber er hatte dort auch einen ruhigen Platz zum Malen. Auffällig war, dass sich Hitler immer noch nicht für Frauen interessierte. Wenn seine Kollegen über Mädchen redeten, schwieg er oder entfernte sich. Und wenn die Männerheimkollegen am Sonntag in den Prater gingen, um sich dort zu vergnügen, weigerte sich Hitler mitzugehen. ■ Die meisten seiner neuen Freunde im Männerheim waren Juden. Der elf Jahre ältere Kupferputzer Josef Neumann, der mit Waren aller Art handelte, schenkte ihm einen Rock und ausserdem etwas Geld. Auch der einäugige jüdische Schlosser Simon Robinson aus Galizien, der nur eine winzige Invalidenrente bezog, half Hitler mit Geld aus. Der Vertreter Siegfried Löffler nahm bei einem ersten Streit erfolgreich Partei für Hitler.

■ Die wichtigsten Käufer von Hitlers dilettantischen Bildern wa-

ren jüdische Händler, so Jakob Altenberg aus Galizien und dessen Kollege Landsberger. Vor allem besuchte der schüchterne junge Adolf den Glasermeister Samuel Morgenstern und dessen Frau, die ein schönes Geschäft ganz nahe bei der Ordination Sigmund Freuds betrieben. Die hilfsbereiten Morgensterns kauften Adolf so viele Karten ab, dass die Gestapo noch im März 1938 zahlreiche unverkaufte «Kunstwerke» des nunmehrigen Führers beschlagnahmten und mitnehmen konnte. Der jüdische Rechtsanwalt Dr. Josef Feingold hatte dem jungen Hitler eine grosse Serie von Bildern abgekauft, die aber sein Kontor nur bis zum März 1938 schmückten, als Feingold aus Wien fliehen musste. ■ Laut Reinhold Hanisch bezeichnete Hitler damals die Juden gerne als «erste zivilisierte Nation». Er bestritt, dass die jüdischen Kapitalisten Wucher betrieben, pries die jüdische Wohltätigkeit, die er ja selbst erlebt hatte. Er erzählte von Sonnenfels, der unter Maria Theresia die Folter abschaffte, pries die Komponisten Felix Mendelssohn und Jacques Offenbach und rühmte die grosszügige Familie Rothschild.

■ Hitler tat alles, um nicht zur k. u. k. Armee eingezogen zu werden. Denn er wartete darauf, so rasch wie möglich ins Deutsche Reich auszureisen. Er musste aber bis 1913 in Wien ausharren, da ihm erst dann das väterliche Erbe ausgezahlt wurde. Als dies endlich geschehen war, kaufte sich der 24-Jährige gute neue Kleidung und Schuhe und reiste in seine Traumstadt München. Es kam ihm sehr gelegen, dass er keinen österreichischen Dialekt sprach, sondern immer noch das bayerisch angehauchte Hochdeutsch seiner Geburtsstadt Braunau. ■ Am 28. Juni 1914 wurden der habsburgische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Ehefrau bei einem offiziellen Besuch in Sarajewo erschossen. Diese Bluttat löste den Ersten Weltkrieg aus. Der Österreicher Adolf Hitler, der keinesfalls mit so «niedereren habsburgischen Nationalitäten» wie Ruthenen, Serben und Ungarn in den Krieg wollte, zog nun stolz als Freiwilliger mit bayerischen Kameraden ins Feld. Bald wurde er als Meldegänger eingesetzt und erwies sich als solcher als verlässlich bis zum Kriegsende. ■ 1917, als sich die Kriegsverluste der Mittelmächte bedrohlich mehrten und schlimmste Hungersnot und zahlreiche Seuchen die verarmte Bevölkerung quälten, griffen die ausgeruhten und bestens ausgerüsteten Amerikaner in den Krieg ein. Während die gut genährten Gegner die ausgebrochene Grippe-Epidemie mit nur wenigen Todesopfern überstanden, raffte sie 1918 zigtausend ausgehungerte, erschöpfte und verzweifelte Menschen der Mittelmächte dahin, Soldaten wie Zivilisten. In dieser schlimmen Lage machte sich seit 1917 der Antisemitismus immer mehr breit unter dem Motto: «Die Juden sind an allem schuld!» Von Hitler aber ist aus dieser Zeit keinerlei antisemitische Bemerkung bekannt. Im Gegenteil: Sein von ihm sehr geschätzter jüdischer Vorgesetzter überreichte ihm kurz vor Kriegsende 1918 das Eiserne Kreuz, das Hitler auch als Führer und Reichskanzler bis an sein Lebensende trug. ■ Nach der Kapitulation im November 1918 brachen sowohl das Kaiser- und Königreich Österreich-Ungarn als auch das Deutsche Kaiserreich zusammen. Kaiser Wilhelm setzte sich nach Belgien ab. Kaiser Karl verzichtete zwar auf die Regierungsgeschäfte, aber nicht auf den Thron und verliess erst am 24. März 1919 mit seiner kinderreichen Familie Österreich. ■ Nach vier Jahren Krieg war der Schock über die Niederlage sehr bitter. Da es kaum noch intakte Eisenbahnzüge, Pferde und Wagen gab, machte sich ein langer Zug von fast sechs Millionen müder und kranker Soldaten zu Fuss auf den Weg nach Hause, wenn es dieses überhaupt noch gab. Denn inzwischen hatten sich die k. u. k. Völkerschaften in Nationalstaaten aufgeteilt. Unter Masaryk war die Tschechoslowakei gegründet worden. Polen war endlich wieder ein eigener Staat. Die italienischen Provinzen der Habsburger schlossen sich an Italien an – und so fort. Überall gab es lange Elendszüge von Menschen, die nicht mehr in ihrer früheren Heimat aufgenommen wurden und nicht wussten wohin. ■ Übrig blieb ein kleines, bettelarmes Land namens Österreich, wie Georges Clemenceau formulierte: «c' qui reste», «was übrig bleibt». Denn die Siegermächte verboten den erhofften Anschluss Österreichs an die neue deutsche Republik.



Adolf Hitler: *Fromelles, Verbandstelle*, 1915 (Kat.-Nr. 50 c)

■ Hitler blieb in München und avancierte in den wirren Nachkriegszeiten zu einem hervorragenden politischen Redner. Bald brachte er der jungen NSDAP so viele Anhänger, dass noch nicht einmal der gemietete Zirkus Krone all die zahlenden Zuhörer aufnehmen konnte. Durch seine lauten und temperamentvollen Reden, seine wilden Sprüche gegen die Alliierten, den als ungerecht empfundenen Versailler Vertrag und die nicht leistbaren Reparationsforderungen wurde er rasch populär und zum Aushängeschild seiner jungen Partei. ■ In Linz aber wunderte sich Hitlers einst so geliebter Armenarzt Dr. Bloch: «Erst als am 8. November 1923 beim Putsch im Bürgerbräukeller zwanzig Leute starben, erlangte Hitler lokale Aufmerksamkeit. War es möglich, fragte ich mich, dass der Mann, der hinter diesen Dingen steht, der stille junge Mann ist, den ich gekannt hatte – der Sohn der sanften Klara Hitler?» ■ Die Suche nach der Ursache von Hitlers plötzlichem rigorosen Antisemitismus quälte den jüdischen Arzt bis zu seinem Tod im New Yorker Exil. Eine Erklärung fand er nie. ■ Hitler empfing in der locker gehaltenen Landsberger Haft Mitarbeiter, Besucher und Verehrerinnen, die ihn mit Geschenken geradezu überschütteten. Nun hatte er Zeit und Musse genug, seinem Freund Rudolf Hess ein politisches Buch zu diktieren: *Mein Kampf*. Darin schilderte er als nun antisemitischer Politiker, der hoch hinaus strebte, nicht seine wirkliche Vergangenheit, sondern erfand alle möglichen Geschichten über Wien, die Habsburger und die angeblich so bösen Wiener Juden. ■ Renato Bleibtreu, der 1938 nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich im Auftrag der Münchner NSDAP über Hitlers frühe Biografie in Linz recherchierte, berichtete am 1. November 1938 nach München, dass die Liebblingsschauspieler und -sänger des jungen Hitler in Linz «Lustigerweise [...] fast lauter Juden» gewesen waren. Aber die engen Beziehungen zu diesen und vielen anderen Juden, die Hitler in Linz wie in Wien hatte, durften nicht an die Öffentlichkeit geraten und wurden sorgfältig vertuscht.

# Hitler, die Deutschen und der Erste Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg war für viele Millionen Menschen weltweit ein schreckliches Ereignis und traumatisches Erlebnis. Mindestens 11 Millionen Soldaten fielen auf den Schlachtfeldern Europas: Deutsche, Franzosen, Engländer, aber auch Amerikaner, Afrikaner, Kanadier, Australier, Neuseeländer, Inder und Chinesen. ■ Als der Krieg 1919 zu Ende war, waren allein an der Westfront in Frankreich und Belgien grosse Landstriche zu Kratern geworden, eine zum Teil bis heute nicht wiederhergestellte Wüstenei. Nach dem Krieg war Europa nicht mehr das, was es vorher gewesen war, nämlich der Nabel der Welt. Es war marginalisiert, von weiteren Kriegen und Revolutionen im Inneren zerrissen. Vor allem aber hatte es seinen geistigen Führungsanspruch verloren, zu sehr waren Kultur und Zivilisation besudelt worden von abscheulichster Propaganda und der lebendigen Erinnerung an das gegenseitige Abschachten der zivilisierten Nationen. Wie konnte es weitergehen? Für die Siegerstaaten schien sich zunächst nicht viel zu verändern. Frankreich blieb weltweit militärisch und kolonial engagiert, Grossbritannien ebenfalls, die USA hatten sich fast ganz aus den europäischen Angelegenheiten herausgezogen. Die alten Vielvölkerstaaten waren zerbrochen und die an ihre Stelle getretenen neuen Nationalstaaten versuchten, den ihnen eingeräumten Platz auf der Landkarte Europas auch gewaltlos zu konsolidieren. ■ Deutschland lag am Boden, es war aus allen Höhen der Kultur, der Wirtschaft und der Weltmachtsperspektiven gefallen. Es herrschte Verzweiflung, und noch lange nach Kriegsende blieb die Nahrungsmittelversorgung prekär. In Berlin starben 1918/19 über 10'000 Menschen an Hunger! Mehr als zwei Millionen deutsche Soldaten waren gefallen, weit mehr als vier Millionen kehrten verwundet bzw. schwerstverwundet zurück. Die Bilder der Soldatenkrüppel, wie sie Otto Dix, Max Beckmann und viele andere gemalt haben, gehörten zum täglichen Strassenbild. Revolutionsversuche und militärische Repression wechselten sich ab, das von «Roten» besetzte Berliner Stadtschloss wurde von Freikorps mit Geschützfeuer belegt und geräumt, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht wurden grausam ermordet. All das war schlimm, aber für die Deutschen am unerträglichsten war der Friedensvertrag, den Deutsch-

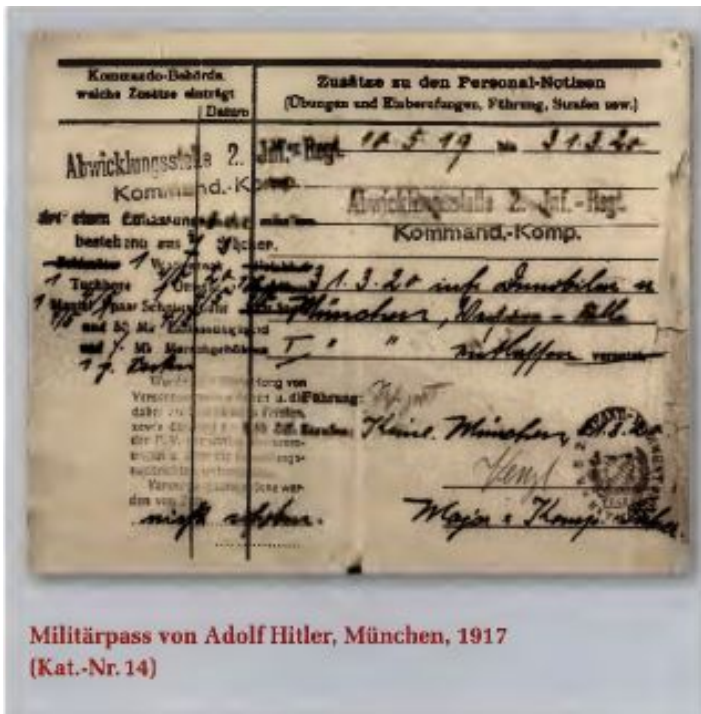
land am 28. Juni 1919 unterzeichnen musste, der sogenannte Versailler Vertrag. In diesem Vertrag wurde nicht allein festgelegt, dass Deutschland nahezu ein Drittel seines Territoriums verlieren sollte, sondern auch, dass es grundsätzlich für alle Kosten geradestehen müsste, die die feindlichen Mächte in diesem Krieg, der ihnen «durch die Aggression Deutschlands» aufgezwungen worden sei, erlitten hatten. Und in den Versailler Verhandlungen wurde diese «Aggression» von 1914 unter anderem als «schlimmstes Verbrechen in der Geschichte der Menschheit» charakterisiert – so wörtlich der französische Regierungschef Clemenceau bei der Übergabe der Friedensbedingungen.<sup>1</sup> ■ Bis in die 1960er Jahre blieb «Versailles» neben der Weltwirtschaftskrise ab 1928 und der damit verbundenen Arbeitslosigkeit von sechs Millionen in Deutschland das Hauptargument, warum die Deutschen 1933 Hitler die Macht übergeben hatten. So verbreitet und stereotyp war diese Schutzbehauptung mehrerer Generationen von Zeitgenossen und Historikern, dass die späteren Generationen davon gar nichts mehr wissen wollten. Deshalb kam es wohl zu der merkwürdigen Tatsache, dass die Geschichte des Aufstiegs des Nationalsozialismus bis heute im Allgemeinen ohne hinreichende Berücksichtigung des Ersten Weltkriegs geschrieben wird, wenngleich sich die Historiker der Weimarer Republik grundsätzlich einig sind, dass der «Krieg in den Köpfen» mit dem erzwungenen Frieden von 1919 nicht beendet war.<sup>2</sup> ■ Dabei waren die Konsequenzen des Ersten Weltkriegs gerade in dieser Hinsicht massiv. Die erlebte Kriegsgewalt in allen Formen – dazu zählt auch die hemmungslose Lügenpropaganda – brachte auch neue Gewaltsamkeit in die politische Auseinandersetzung. Die Linke und – mehr noch – die Rechte argumentierten doch ab 1919 quasi mit dem Maschinengewehr bzw. mit dem Schlagstock in der Hand. Der politische Gegner wurde strukturell zum *Feind* und auch ohne Weiteres zum Mordobjekt. Bei aller gelegentlichen Ähnlichkeit zwischen «alldemischem» Rasonieren vor dem Weltkrieg und der Tonart des «völkischen Nationalismus» nach 1918 stellt diese radikale Gewaltbereitschaft eine *Art spezifische Differenz* zwischen Vor- und Nachkriegszeit dar.<sup>3</sup> Der Topos vom «jüdischen Bolschewismus»<sup>4</sup>, von endzeitlicher Verschwörung basierend auf Verrat, galt als genauso glaubwürdig wie die These von der unmittelbar bevorstehenden Weltrevolution.<sup>5</sup> Nicht von ungefähr hatten die grundsätzlich seit den 1860er Jahren bekannten sogenannten *Protokolle der Weisen von Zion* erst ab 1919 einen so grossen Erfolg und wurden trotz ihrer offensichtlichen Versponnenheit zu einem plausiblen Erklärungsangebot für die vielen, die felsenfest davon überzeugt waren, dass die Kriegsniederlage nicht mit rechten Dingen zugegangen, sondern Ergebnis einer regelrechten jüdischen Machtergreifungs-Weltverschwörung sei.<sup>6</sup> ■ Ein wichtiger Bestandteil dieser «Vorschule des Nihilismus» (Sebastian Haffner) ist der Hass. Ein Hass, den Hannah Arendt in ihrem berühmten Buch über die Ursprünge des Totalitarismus bereits im Jahre 1955 perspektivisch analysiert hat: «Die Atmosphäre des öffentlichen Lebens der zwanziger Jahre schien geladen mit der



Hitler (links mit Helm), in einem Unterstand für die Regimentsordonnanzen, Riencourt-Viller, September 1916 (Kat.-Nr. 12)  
Das Foto wurde wahrscheinlich für die Drucklegung in einer zeitgenössischen Publikation retuschiert.

schwülen und unheilvollen, diffusen Irritabilität einer Strindberghschen Familientragödie. Denn der Hass konnte sich auf niemand und nichts wirklich konzentrieren [...]. So drang er in alle Poren des täglichen Lebens und konnte sich nach allen Richtungen verbreiten, konnte die phantastischsten, unvorhersehbarsten Formen annehmen; nichts blieb vor ihm geschützt, und es gab keine Sache in der Welt, bei der man sicher sein konnte, dass der Hass sich nicht plötzlich gerade auf sie konzentrieren würde.»<sup>7</sup> ■ Dieser eschatologische Hass hat Wirkungen gehabt, die in der Forschung immer wieder gestreift, aber kaum näher bestimmt worden sind, so vor allem die Unfähigkeit der Deutschen zu gemeinsamem Totengedenken.<sup>8</sup> In Deutschland wurde – im Unterschied etwa zu Frankreich oder England – die kollektive Trauer um die Kriegsgefallenen im Hass erstickt, auch Totengedenken führte zu Strassenkämpfen. Man blieb in Deutschland weit davon entfernt, ein gemeinsames Denkmal für den Unbekannten Soldaten errichten zu können.<sup>9</sup> ■ Adolf Hitler hat sich selbst stets als Prototyp dieses Unbekannten Soldaten bezeichnet und nicht von ungefähr in Kleidung und Gestus sein Leben lang dessen Uniform gewissermassen anbehalten. Das ist in der Hitler-Forschung seit Langem bekannt, wobei aber bislang erst wenige

Versuche vorliegen, die Inanspruchnahme und Transformation des Ersten Weltkriegs durch Hitler und die Nationalsozialisten näher zu untersuchen.<sup>10</sup> ■ Mehr noch als Fragen des eigenen Kriegserlebnisses waren die Probleme der Niederlage und des Versailler Vertrags eine Art obsessives Leitmotiv in allen Reden Hitlers seit 1919. «Solange die Erde steht, hat kein Volk einen solchen Schandvertrag zu unterzeichnen sich bereit erklären müssen», sagte er auf einer Versammlung im November 1919.<sup>11</sup> Und in einer weiteren Rede im September 1922 forderte er: «Eine grosse Aufklärung über den Friedensvertrag [...] im heiligen Hass gegen unsere Verderber.»<sup>12</sup> Auch seine Aussagen vor dem Münchner Schwurgericht nach dem gescheiterten Attentat vom November 1923 bestanden im Wesentlichen aus einer Tirade gegen den «jüdisch-marxistischen» Defätismus und die Verantwortlichen für «Versailles». ■ Es ist sicherlich kein Zufall, dass Hitler seine bedeutendste, in vielem hochinteressante, weil permanent zwischen dem alten Extremismus und staatsmännischer Sachlichkeit oszillierende Rede am 9. November 1928, fünf Jahre nach dem Hitlerputsch, vor allem aber zehn Jahre nach dem Waffenstillstand von Compiègne, im Münchener Bürgerbräu-Keller hielt.<sup>13</sup> Exakt also zu dem Zeitpunkt, als die NSDAP im Begriff stand, aus ei-



ner lautstarken Splitterpartei zur echten Repräsentation der Unzufriedenen und Unglücklichen zu werden – und zu einer «negativen Volkspartei» (Hans Mommsen) aufzusteigen. ■ Der Krieg sei ausgebrochen, so Hitler in dieser Rede, weil Deutschland nicht genug gerüstet hatte, zu friedlich war und deshalb den aggressiven Nachbarn ihre Chance bot. Hätte Deutschland so stark aufgerüstet wie Frankreich, so wäre der Krieg im September 1914 mit der Einnahme von Paris zu Ende gewesen. Aber bei allen Fehlern und Unzulänglichkeiten der Führung des Deutschen Reiches: Im August 1914 sei das deutsche Volk aufgestanden wie nie zuvor, und auf diesem Enthusiasmus habe alles Weitere aufgebaut. Auf den Geist des «August 14» müsse auch jetzt wieder neu gesetzt werden; der deutsche Frontsoldat habe ausgehalten, bis zum Letzten, in einem reinen Verteidigungskampf. Vier Jahre lang seien die Grenzen des Deutschen Reiches an der vorgeschobenen Front in Frankreich verteidigt worden. Aber seit 1915 sei in Deutschland Defätismus aufgekommen, angefangen mit den Aktivitäten von Karl Liebknecht «und der Jüdin Rosa Luxemburg». Diese Wühlarbeit habe auf Dauer dazu geführt, dass «der Mut des Frontsoldaten» ins Wanken gekommen sei. Aber die Armee hätte durchgehalten, wenn nicht die Revolution gemacht worden wäre. Gleichwohl hätte die Republik sogar ihre Berechtigung haben und bei den Soldaten Anerkennung finden können, hätte sie sich verhalten wie die französische Republik 1870 unter Gambetta, nämlich eine bedingungslose Verteidigung der Grenzen organisiert. Aber was die Weimarer Republik getan habe, nämlich einen Vertrag zu unterzeichnen, der die Kriegsschuld Deutschlands behauptete, sei eine unverzeihliche Schande und ein Verbrechen, für das die Verantwortlichen noch bestraft werden würden. ■ Das Besondere an

Hitlers Rede war, dass er – in charakteristisch zugespitzter Form – genau das sagte, was alle auf der Rechten und in der Mitte – und sicherlich auch viele auf der Linken – dachten und sagten und womit die Deutschen nicht fertig wurden. Daraus ergibt sich wohl auch die – relative – Legitimierung des Nationalsozialismus in Teilen der deutschen Öffentlichkeit, in parteipolitischen Kreisen, in der Beamtenschaft und nicht zuletzt bei Intellektuellen (den Studenten und Studentinnen!). Zentral für die positive Rezeption des Nationalsozialismus war das immer wieder propagierte Bestreben, das Trauma des schandvoll und durch Verrat verlorenen Krieges zu tilgen. Die Radikalität, mit der die Nationalsozialisten von Anfang an ihre politische Doktrin auf die Revision von Versailles ausrichteten, hat in der von der Kriegsniederlage traumatisierten deutschen Gesellschaft ein noch nicht hinreichend genau bekanntes Echo gefunden.

■ Bekannt ist in der Historiografie seit Langem, dass das extremistische Rabaukentum der NSDAP und insbesondere der SA für die politische Rechte und die gemässigten Honoratioren stark relativiert wurde durch die – falsche – Meinung, man könne das gesunde nationale Element des Hitlerismus zur Abwehr der «Revolution» nutzen. Dirk Blasius' Arbeit über den «Bürgerkrieg» der Jahre 1930-1933 hat das konzentriert gezeigt.<sup>14</sup> Aber *wieso* konnten die Nazi-Rabauken den konservativen Honoratioren als Ordnungskräfte erscheinen? Unter politik- und sozialgeschichtlicher Fragestellung lässt sich dies kaum erklären. Auch hier, so meine These, spielte das Trauma von 1918 eine herausragende Rolle. Wirklich vertrauensbildend, so scheint mir, war im öffentlichen Raum der Jahre vor der «Machtergreifung» bereits das Hitler'sche *ceterum censeo*, er werde Deutschland von der Schande befreien und die Niederlage tilgen. Die Tatsache, dass ihm dies gelang, ist ja nach 1933 zu einem Hauptpfeiler des Hitler-Mythos geworden, wie Ian Kershaw eindringlich gezeigt hat.<sup>15</sup>

■ Die These, dass Hitler und seine Revisionspolitik eine Art Traumabewältigung bewirkt haben, lässt auch die dem «Führer» jubelnden Massen in einem neuen Licht erscheinen. Die fröhlichen, verklärten, weihvoll und ergriffen lauschenden und schauenden Menschenmassen sind wohl kaum zureichend unter dem Aspekt von Propaganda und Hysterie zu erfassen. Hitlers Renommee war in erster Linie ein revisionistisches. Die Revision von Versailles – das war viel mehr als ein technischer Vorgang, das war die Bewältigung des Traumas des verlorenen Krieges, der Ungerechtigkeit und der erlebten kollektiven Schande. Hier löste sich die kollektive Verbitterung im ebenso kollektiven Jubel über die wiedergefundene «Macht und Kraft und Herrlichkeit» Deutschlands, wie Hitler in seinen Reden immer wieder formulierte. Zu solcher Traumabewältigung war die Weimarer Republik, der es nicht einmal gelungen war, einen konsensfähigen bzw. populären Nationalfeiertag oder ein Denkmal für den Unbekannten Soldaten zustande zu bringen, nicht fähig gewesen, weshalb die Republik am Ende auch von kaum noch jemandem als schutzwürdiges Gut anerkannt wurde. ■ Nach der «Machtergreifung» 1933 wurde die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg von den Nationalsozialisten in vieler Hinsicht besonders gepflegt, und stets





Fahnenweihe im Lichthof des Zeughauses in Berlin, 1934

wurde betont, dass es Adolf Hitler zu verdanken sei, wenn nunmehr die Deutschen dieses Abschnitts ihrer Geschichte würdig gedenken und faktisch die unheilvollen Konsequenzen des Weltkriegs definitiv beseitigen könnten. Dramatische Inszenierungen wie die 1934 erfolgte Umgestaltung des Tannenberg-Denkmal zum «Reichehrenmal», mit der grossartig inszenierten Bestattung des «Siegere von Tannenberg» und nachmaligen Reichspräsidenten Hindenburg an dieser Stelle, waren genauso effiziente Symbolpolitik wie etwa die Verleihung des «Ehrenkreuzes» nicht allein für «Frontkämpfer», sondern auch für alle Weltkriegsteilnehmer bzw. sogar für deren Angehörige.<sup>16</sup> ■ Die wohl innovativste und wirklich «vertrauensbildende» Handlung des NS-Regimes zur Bewältigung der schrecklichen Erbschaft des Weltkriegs war die nach 1933 konsequent inszenierte «Wiederherstellung der Ehre» der Kriegsverehrten. Diese waren in der Weimarer Republik zwar in den Genuss recht weitreichender Sozialmassnahmen gekommen, aber rechtlich den zivilen Unfallopfern gleichgestellt worden. Das hatte zu einer tief verwurzelten Pro-

testhaltung einer doch zumindest vier Millionen Männer starken Gruppe geführt, was die Nationalsozialisten in den Wahlen ab 1928 mit zum Teil sehr eindrucksvollen Plakaten – in denen unter anderem auch Hitler als Kriegsverehrter abgebildet wurde! – zum Thema gemacht haben. Nach der «Machtergreifung» und für die gesamte Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg wurden die Kriegsoffer dann tatsächlich wieder «hoch in Ehren» gehalten, etwa durch Ehrenplätze bei Partei- oder Sportveranstaltungen. Sie dienten bis 1937 auch der Inszenierung der aussenpolitischen Friedensbekundungen der Nationalsozialisten, unter anderem durch Treffen mit französischen Kriegsverehrten.<sup>17</sup> ■ All diese Massnahmen zeigen, wie zielbewusst Hitler und die Nationalsozialisten auch nach der Machtergreifung bestrebt waren, ihre Macht-, Terror- und Einschüchterungspolitik durch Konsens schaffende symbolische Aktionen für die Bevölkerung erträglich zu machen. ■ In den Jahren nach 1933 wurden im Rahmen dieser aktiven «Erinnerungspflege» auch die Jugendlichen systematisch in die «Kriegsschuldfrage» und den Kampf gegen «Versailles» einbezo-

gen. So heisst es etwa im *Taschenbuch zur Kriegsschuldfrage* aus dem Jahr 1928, das im April 1933 mit einem Vorwort des Reichsjugendführers Baldur von Schirach neu aufgelegt wurde (Gesamtauflage 150'000): «Das Buch ist ein unentbehrliches Kampfmittel der neuen Jugend. Benützt es im Kampf um Deutschlands Freiheit als Streiter für Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit.»<sup>18</sup> ■ Diese gezielte Instrumentalisierung der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg war keineswegs ein Einzelfall, sondern Teil einer insgesamt festzustellenden Revitalisierung des Ersten Weltkriegs in der NS-Kulturpolitik. Es ist allgemein bekannt, dass die Nationalsozialisten sich vehement gegen die «Verhöhnung» der deutschen Soldaten durch Literatur und bildende Kunst zur Wehr setzten. Ernst Friedrichs «Anti-Kriegsmuseum» in Berlin wurde seit Mitte der 1920er Jahre regelmässig von SA-Trupps heimgesucht und verwüstet.<sup>19</sup> Und im sogenannten Remarque-Skandal 1920/30 hatten die Nationalsozialisten bekanntermassen die führende Rolle gespielt und es verstanden, Aufführungen des Films *Im Westen nichts Neues* regelmässig in Skandale umzuformen.<sup>20</sup> ■ Nach der Machtübernahme 1933 bemühten sich die für die Kulturpolitik Verantwortlichen – nicht zuletzt Joseph Goebbels – um die Ausformung einer eigenständigen nationalsozialistischen Weltkriegserzählung. Interessant dabei ist, dass die Nationalsozialisten Themen und Ansichten der Literatur des alten soldatischen Nationalismus der 1920er Jahre zu Teilen übernahmen, diese aber auf eine spezifische Weise radikalisierten, insbesondere durch einen neuen Aktivismus des kriegerischen Handelns, ein weitgehendes Verschweigen der Leiden der Soldaten sowie durch massive Einbringung von Verrats-Topoi – etwa «Novemberverbrecher» –, die dem ursprünglichen soldatischen Erlebnisbericht ganz fremd gewesen waren.<sup>21</sup> Das beste Beispiel hierfür sind die Romane des Ur-Nazis Ernst Zöberlein, dessen Hauptwerke schon vor 1933 im Sog der von Remarques *Im Westen nichts Neues* ausgelösten Welle der Weltkrieg-I-Erzählung entstanden waren. Zöberleins aktivistische Weltkriegsromane, in welchen das soldatische Kriegererlebnis immer konnotiert blieb mit dem «jüdisch-bolschewistischen Verrat», wurden selbstverständlich auch während der Jahre 1933 bis 1945 immer wieder neu aufgelegt und dienten dem engeren Kreis der überzeugten Nationalsozialisten und ihren Ideologen als Kanon der Erinnerung an den Weltkrieg. ■ Wichtiger aber ist wohl die Tatsache, dass die Nationalsozialisten es verstanden, die «traditionelle» Erzählung des soldatischen Nationalismus – am besten präsent in den Erzählungen Franz Schauweckers und Werner Beumelburgs – für sich zu vereinnahmen. Massenschriftsteller wie Beumelburg, der wohl erfolgreichste soldatische Autor der 1920er Jahre, wurden nach 1933 weiter in grossen Auflagen publiziert.<sup>22</sup> Die Kameradschaft der Soldaten von 1914 war für Beumelburg wie für sehr viele andere Kriegsschriftsteller Keimzelle der «Volksgemeinschaft» der Nationalsozialisten. So konnten auch Soldaten und Zivilisten integriert werden, die – wie Beumelburg – keine Nationalsozialisten waren, aber dem Regime zubilligten, dass es die Ehre des deutschen



Elk Eber: *Die letzte Handgranate*, 1936

Soldaten wiederhergestellt und Deutschland von der Schande des Versailler Vertrags gereinigt habe. ■ Ähnliches gilt für die NS-Filme über den Ersten Weltkrieg, die ebenfalls den Krieg quasi systematisch neu interpretierten. Ein besonders bezeichnendes Beispiel dafür sind die Filme des Regisseurs Karl Ritter.<sup>23</sup> Erwähnt sei hier nur dessen *Unternehmen Michael* aus dem Jahre 1936 – mit Heinrich George in einer der Hauptrollen –, welches die berühmte «Michael-Offensive» in Nordfrankreich im März 1918 thematisierte, in der die Deutschen einen letzten «Durchbruch» versuchten. Ritters dramatische Filmerzählung thematisiert sehr geschickt das Problem der Vermittlung des soldatischen Kriegererlebnisses mit dem Entscheidungshandeln der verantwortlichen Generalstabsoffiziere. Während die Frontsoldaten Tollkühnes unternehmen, um Positionen der Engländer zu erobern, hat das Oberkommando anderes und Weitsichtigeres vor, was aber eine Aufopferung ebendieser örtlichen taktischen Erfolge erzwingt. Die Apotheose des Films zeigt, wie die «jungen» Soldaten und ihre Frontoffiziere fähig werden, ihr Opfer zugunsten des grossen Ganzen zu akzeptieren. Wenn man bedenkt, dass der Film gerade zu dem Zeitpunkt realisiert wurde, als die Nationalsozialisten ihren Frieden mit der von «alten» Weltkriegsoffizieren dominierten Wehrmacht gemacht hatten, wird die enge Ver-

knüpfung von militärischer Praxis der Nationalsozialisten und der Instrumentalisierung der Weltkriegserinnerung deutlich. ■ Es sei nebenbei bemerkt, dass sich heutige «dokumentarische» Fernsehproduktionen zum Ersten Weltkrieg ohne Weiteres – und schamlos – dieses NS-Filmmaterials als «Dokumentation» bedienen. Wir müssen also davon ausgehen, dass auch die heutige breite Publikumsinformation über den Ersten Weltkrieg durch die Verwendung von NS-Material ganz unbewusst und ungewollt deren Sicht auf den Ersten Weltkrieg als eines aktivistischen Kampfszenarios verlängert und konsolidiert! ■ Auch die bereits in den 1920er Jahren verbreiteten Weltkriegsinszenierungen in privaten und öffentlichen Museen und Ausstellungen wurden nach 1933 fortgeführt und systematisiert. Die dem Grossen Krieg gewidmeten Ausstellungen wiesen nunmehr eine Mischung aus Totengedenken und Kriegsspektakel auf. Dadurch gelang es ihnen sogar, ein vorher nie erreichtes Massenpublikum anzusprechen, was beispielsweise die Tatsache bezeugt, dass etwa 200'000 Besucher allein 1934 ins Berliner «Zeughaus» strömten, um zu erleben, wie der deutsche Soldat von 1914/18 tatsächlich doch «an allen Fronten gesiegt» hatte.<sup>24</sup> ■ Die NS-Maler beschäftigten sich ebenfalls intensiv mit der Materialisierung der Weltkriegserinnerung. Und in den grossen NS-Kunstaustellungen spielte die Weltkriegsmalerei eine erhebliche – bislang aber kaum bekannte – Rolle.<sup>25</sup> Wie in der Literatur wurde auch hier das soldatische Kriegserleben möglichst «aktiviert». Zerstörung, Verwundung und Tod wurden dabei nicht weggelassen, aber vom heroischen Gestus des in «Stahlgewittern» gehärteten Frontsoldaten kompensiert. Wie diese NS-«Synthese» unternommen wurde, zeigt exemplarisch Elk Ebers Gemälde *Die letzte Handgranate* (Abb. links), das in verschiedenen Ausstellungen immer wieder variiert wurde. Interessanterweise wird der Stahlhelm-Soldat des Ersten Weltkriegs in der NS-Ikonomie weitgehend der «stahlharten» Physiognomie des SS-Mannes angeglichen – auch dies eine Form der Herstellung von historischer Kontinuität. ■ Wie Ian Kershaw gezeigt hat, war Hitler in seiner ganzen «Karriere» nie einmütiger beliebt als im Juni 1940, nach dem Sieg über Frankreich.<sup>26</sup> Jetzt schien das Trauma der Niederlage von 1918 und des «Schandfriedens» von Versailles auch symbolisch gelöst zu sein. «Und Ihr habt doch gesiegt», so lautet die Legende zu einer Abbildung auf der Titelseite des *Völkischen Beobachters*, die zeigt, wie der Wehrmachtssoldat von 1940 dem Soldaten von 1916, noch im Schützengraben verharrend, die Reichskriegsflagge reicht.<sup>27</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. für Einzelnachweise Krumeich 2001.
- 2 Düllffer/Krumeich 2002.
- 3 Zum Gewaltproblem in der Weimarer Republik: Weisbrod 1992; Walter 1999.
- 4 Rogalla von Bieberstein 2002.
- 5 Hierzu die neue Arbeit von Schröder 2008.
- 6 Vgl. Benz 2007, mit der älteren Literatur.
- 7 Arendt 1955, S. 12.
- 8 Vgl. Koselleck 1994; Behrenbeck 1996 b.
- 9 Saehrendt 2004.
- 10 Vgl. jetzt die weiterführenden Ergebnisse einer Düsseldorfer Tagung von 2009: Krumeich 2010.
- 11 Dies und das Folgende nach Hitler 1980, Zitat S. 93.
- 12 Ebd., S. 692.
- 13 Hitler 1992–2003, Bd. III/1, S. 207–227.
- 14 Blasius 2005.
- 15 Kershaw 1999.
- 16 Vgl. Weinrich 2010.
- 17 Löffelbein 2010.
- 18 Draeger 1928.
- 19 Vgl. Friedrich 2004.
- 20 Vgl. bes. Schrader 1992; Schneider 1995.
- 21 Gollbach 1978; Prümm 1976; Baird 2008.
- 22 Douaumont (1923), *Sperrefeuer um Deutschland* (1929), *Die Gruppe Bosemüller* (1930); vgl. Krumeich/Beumelburg 2010.
- 23 Vgl. Kotscha 2010.
- 24 Näher hierzu Beil 2005 sowie ders. 2010.
- 25 Eine erste Erkundung des Terrains bei Schweizer 2010.
- 26 Kershaw 1999.
- 27 Abgebildet bei Brandt 2002, S. 309.

# Hitlers Gesicht



Heinrich Hoffmann: *Unsere Weltmacht: Adolf Hitler!*, in *Das Antlitz des Führers*, 1939

«Unsere Weltmacht: Adolf Hitler!» stand unter der letzten Fotografie eines Bildbandes vom April 1939, erschienen anlässlich des 50. Geburtstags Hitlers. *Das Antlitz des Führers* (Abb. oben), herausgegeben von Heinrich Hoffmann, dem «Leibfotografen» seit 1923, enthielt 16 Fotografien und rekapitulierte Hitlers Laufbahn von 1919 bis 1938.<sup>1</sup> Man sah den jungen Hitler, recht schick, Hitler in Uniform, Hitler im Flugzeug, als Redner am Pult usw. Jedes Foto hatte eine Legende, meist Zitate des Redners Hitler. Das Buch hatte eine Startauflage von 250'000 Stück, die Einleitung stammte von Hoffmanns Schwiegersohn, Baldur von Schirach, dem Reichsjugendführer. ■ Politische Ikonografen auf der Suche nach einem Herrscherbild muss das Buch enttäuschen. Mit Ausnahme des letzten Bildes, der

Vorlage für das bekannte Plakat *Ein Volk, ein Reich, ein Führer*, das eine traditionell herrscherliche Profilansicht wenigstens suggeriert, orientiert sich keines der anderen an Herrscherposen. Kein Wunder, denn Hitler war erstens kein Reiter, womit die wichtigste Figuration entfiel, und zweitens handelte es sich um ganz normale bürgerliche Porträtposen oder um Schnappschüsse aus Hitlers Alltag, sei er militärisch oder politisch. Auffällig ist nur die Konzentration auf das stets besorgt bis finster wirkende Gesicht. ■ Aufschlussreicher ist der Band aber für Fotohistoriker. Man kann, ja muss sich an eine verwandte Montage aus dem *Illustrierten Beobachter* erinnern, aus dem Jahr 1936. Schon hier sah man 16 Ansichten des sogenannten Führers, hier noch drastischer aufs Gesicht reduziert und in Abfolge seiner Kampffahre montiert (Abb. rechts). Wer genau hinsah, merkte den Verfall der Züge. Nur der Text suchte den Anschluss an herrscherbildliche Traditionen – oder besser an deren leidenschaftliche, unmittelbar religiöse Matrix. Baldur von Schirach sah Hitlers Gesicht in ekstatischer Beleuchtung: «Es hat nie ein Bildnis gegeben, das in Millionen und Abermillionen Herzen dreier lebender Generationen eines ganzen Volkes, vom Kinde bis zum Greise, so tief und beherrschend eingebrannt war und ist und bleiben wird, wie das des Führers. Sein Antlitz leuchtet uns als die Erfüllung der Sehnsucht nach irdischer Vollendung. Sein Antlitz steht vor uns als das Antlitz des Schöpfers einer neuen deutschen Welt, des Erweckers des deutschen Volkes, des Erretters der göttlichen Idee und der in ihr wurzelnden Kultur, vor der Zerstörung durch das entgötterte, materialistisch-jüdisch-bolschewistische Chaos. Wir sind besessen vom Werk des Führers, von seiner alle überragenden Persönlichkeit, von seinem Genie. Wir sind besessen von seinem Antlitz [...]»<sup>2</sup> ■ Drei Jahre später, im Bildband des Schwiegervaters, gab Schirach sich ruhiger. Ein staatsmännischer Ton schwingt nun mit, das Herrschermotiv, Hitlers Charisma wird mithilfe seines wahrhaft märchenhaften biografischen Narrativs beschworen: «Wir schauen das Antlitz des Führers in seiner wunderbaren Wandlung vom Anbeginn durch die Jahre des ungeheuren Ringens um den Sieg seiner Idee bis zu seiner heutigen Form. [...] So wie aus den einfachen Grundgedanken dieses einfachen Mannes [...] und seinem unbeirrbaren Glauben und persönlichen Mut ein ganzes neues Deutsches Reich Gestalt wurde, so ist aus dem einfachen, noch fast unbeschriebenen Antlitz eines jungen Menschen das Antlitz des Führers der deutschen Nation und – so Gott will – des Friedens der europäischen Welt geworden.»<sup>3</sup> ■ Das Gesicht als ein von Gott beschriebenes Blatt, das Gesicht als Summe eines Lebenslaufs mit welthistorischem Ziel: Nach diesem Schema luden die Bilder zu Identifikation und Verehrung zugleich ein. Denn Hitler war eben nicht nur ein grosser, er war vor allem ein «einfacher», sogenannter kleiner Mann. Dass die Hitler-Propaganda sich höchst erfolgreich mit dieser Proklamation des «gross-kleinen Mannes» befasste, hat schon Adorno konstatiert. Die Pointe war, dass es sich dabei nicht eigentlich um Propaganda, sondern um die Wahrheit handelte. Auch die kritischen Ausländer sahen erstaunt den kleinen Mann Hitler im Namen Deutschlands immer grösser



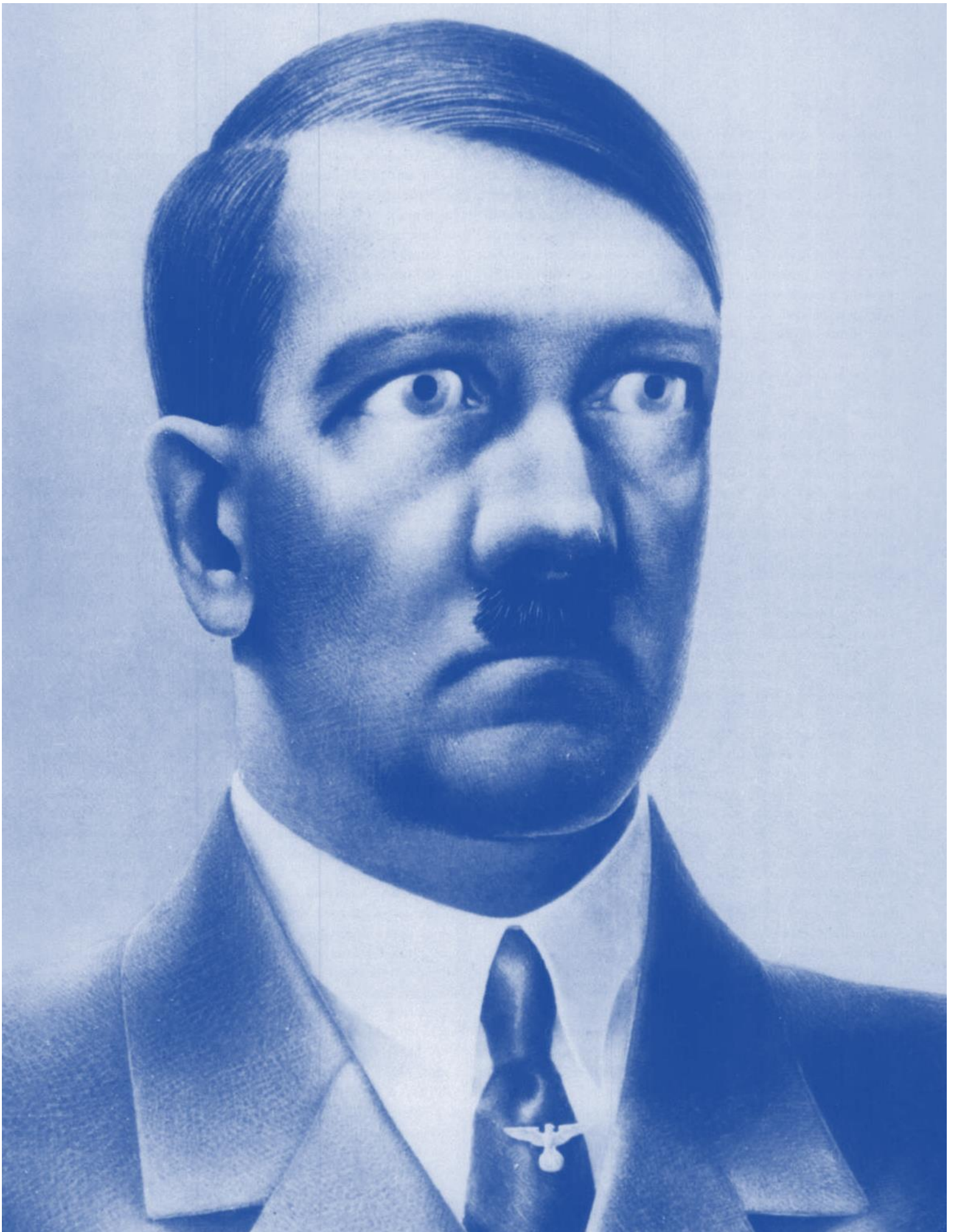
Sondernummer des Illustrierten Beobachters vom 20. April 1936, S. 42-43

werden. «Es ist dieser selbstlose, ausschliessliche Gedanke an Deutschland», fuhr Schirach fort, «der hier das Deutsche Antlitz schlechthin prägt, so dass sich in Zukunft kein Deutscher seiner Heimat erinnern können, ohne das Gesicht des Führers vor sich zu haben.» ■ Das Gesicht des «Führers» als Heimat der Deutschen: Wer derartige Schwulstsätze weder als politischer Ikonograf noch als Fotohistoriker von heute, sondern als gebildeter Zeitgenosse von damals las, fand sich mitten in einer beispiellosen fazialen Kampagne. Seit 1937 gab es im Rahmen der Grossen Deutschen Kunstausstellung im Münchner Haus der Kunst regelrechte Wettbewerbe um Hitlerporträts. Entschieden wurden sie von Heinrich Hoffmann, dem Kurator und Juror, der bei Hitler durchgesetzt hatte, dass nur Hoffmann-Fotografien als Vorlage dienen durften. Ausser Heinrich Knirr hat Hitler keinem Maler Modell gesessen. ■ Die Ergebnisse sind bekannt. Zwar gab es Hitlerporträts mit repräsentativen Uniformen oder Staatsgewändern, doch neben Fantasiekostümen wie der Ritterrüstung bei Hubert Lanzinger beschränkte sich

die Inszenierung der politischen Unruhe, die man mit Hitler verbinden mochte, meist auf die Hintergründe: eine aufgeregte Natur oder eine zerwühlte Farbtapete oder faltenwerfende Anzüge. Den Mann der «Bewegung» und des «erwachenden Deutschland» wollte man dynamisch und eher schlicht sehen. Zur Münchner Grossen Deutschen Kunstausstellung wurden bis 1944 im Schnitt angeblich bis zu 150 Porträts jährlich eingesandt, von denen Heinrich Hoffmann nur wenige zuließ. Nicht auszudenken, wie viele Maler damals täglich am «Gesicht des Führers» tätig waren. Wo diese Artefakte alle geblieben sind, kann man nur ahnen. Wahrscheinlich wurden die meisten von den Malern oder Besitzern bei sich abzeichnender Niederlage selbst zerstört. Eine ganze Reihe wurde in die USA verbracht; aber von den rund 8'000 NS-Kunstobjekten sind die meisten inzwischen wieder in Deutschland, unter anderem archiviert im Deutschen Historischen Museum in Berlin. Nur rund 250 Objekte lagern noch heute im Army Center of Military History in Washington, darunter etwa 20 Hitlerporträts. ■ Wer Hoffmanns Bildband von 1939 mit Schi-

rachs Begleittext als Zeitgenosse las, sah sich aber nicht nur in staatstragende Bildpolitik versetzt. Er fand sich auch mitten im ausufernden Diskurs über Gesicht und Antlitz im Deutschland jener Jahre wieder. Tatsächlich verband die Suche nach beidem spätestens seit der Jahrhundertwende die Interessen einer bürgerlichen Welt- und Wertanschauung; Philosophie und Biologie, Rassismus und Literatur, neue Medien und Soziologie wurden in diesem Zeichen vereint. In höchst unterschiedlichen, aber weit verbreiteten physiognomischen Diskursen huldigten die Deutschen bis weit in die beiden Nachkriegszeiten einer Art Gesichtslesekunst, die sowohl mit realen als auch mit mentalen Bildern operierte. Zu den «Weltanschauungsphysiognomikern» (Peter Sloterdijk) im engeren Sinne gehörte vor allem Oswald Spengler, der in seinem bekannten Buch *Der Untergang des Abendlandes* (1918) die Physiognomik eine echt deutsche, eine «faustische» Wissenschaft nannte, mit dem erklärten Ziel, die gesamte Kulturgeschichte einer physiognomischen statt einer systematischen Betrachtung zu unterziehen. Zu diesen Autoren gehörten ferner Rudolf Kassner, ein philosophischer Essayist von Graden, der seit 1914 sein Lebenswerk der Physiognomik widmete, und schliesslich der jüdisch-katholische Mediziner und Kulturphilosoph Max Picard, dessen christo-zentrische, viel beachtete Gesichtslesekunst schon 1929 das «Ende des Menschengesichts» prognostizierte. ■ Von den Weltanschauern wiederum führten Linien zu jenen Autoren, die sich mit Physiognomik im feineren biopsychologischen Sinne befassten, ohne offen Rassisten zu sein, wie etwa Ludwig Klages, der eine physiognomische Psychologie aus der Grafologie deduzierte, oder wie Ernst Kretschmer, der in seinem Bestseller *Körperbau und Charakter* von 1921 eine Typenlehre entwickelte. Andere physiognomische Positionen stammten aus ästhetisch-philosophischer Tradition, wie bei Ernst Cassirer, der über die räumliche Physiognomik primitiven Denkens schrieb, oder wie bei dem ungarischen Filmtheoretiker Béla Bálász, der 1922 eine erste Filmtheorie im Namen der Physiognomik verfasste. ■ Noch unbekannt war vielen Gebildeten damals, als Hitler die weltgeschichtliche Bühne betrat, die wachsende Attraktion des akademischen Untergrunds mit seiner harten rassistischen Physiognomik, wie sie vor allem Hans F. K. Günther seit 1922 vertrat. Als massgeblicher Rassenkundler der NS-Zeit – «Rassengünther» genannt – praktizierte er Physiognomik in ihrer entstellten Gestalt als Wissenschaft aus dem Gebiet der Tierzucht. Günthers Körperbauprosa – den Terminus Physiognomik überliess er den Bildungsbürgern – forderte den immer volkstümlicheren Perspektivwechsel auf das Subjekt als Material von Züchtung, Auslese und «Ausmerze». ■ Wie die nationalsozialistischen Hetzblätter, etwa das Journal *Auf gut Deutsch*, herausgegeben von Otto von Kursell, oder *Der Stürmer*, herausgegeben von Julius Streicher, zwischen 1918 und 1945 mit dem Klischee der physischen Erscheinung von Juden verführen, ist bekannt. Aber auch regelrechte Berufsphysiognomiker sollten später im Hitlerreich auftauchen, geschult, um jüdische Emigranten auszuspähen, oder, im Krieg, um jü-

dische Offiziere unter den Gefangenen auszumachen, die sich ohne kennzeichnende Uniform angeblich nur noch körpersprachlich erkennen liessen. ■ Dass die Welt physiognomisch, also angesichtlich, zu erfassen sei, wurde im Deutschland der Weimarer Republik zum zeitgenössischen Denkwang, viel gewichtiger, als es die Forschung zur frühen Hitlerpropaganda vermuten lässt. In der Tat hat die zeitgeschichtliche Forschung nach 1945 den breiten Horizont physiognomischer Denkfiguren niemals als Ensemble gewürdigt. Vermutlich aus Scheu vor dem belasteten Terminus Physiognomik, aber wohl auch wegen der bevorzugten Fixierung auf Medien- statt auf Ideengeschichte. Nur Joachim Fest schloss mit seinem Buch *Das Gesicht des Dritten Reiches* (1963) an die einst herrschende Atmosphäre an und führte die Leser damit tatsächlich tiefer in die Zeitgeschichte als manch andere, vielleicht gründlicher recherchierte Biografie nach ihm. ■ Eine Art gesichtlicher Dressur setzte sich durch, in sämtlichen Fakultäten, und von einer geradezu gnostischen Ambivalenz. Längst nicht nur auf das jüdische Gesicht wurde im Sinne einer gehässigen Identifizierung geachtet; die Medien selbst bauten ihre je eigene «Gesichtlichkeit» (Deleuze) auf. Der Stummfilm schulte den Blick für exzentrische Mimik, die neusachliche Kunst profilierte das Gesicht des Arbeiters, die Militanten zeigten das «Antlitz» des Krieges, im politischen Feuilleton huldigte man dem Aristokratengesicht, die Porträtfotografen sammelten deutsche Gesichter als Gesichter der Deutschen, die Expressionisten wiederum modellierten Porträts mit ausgeprägtem Mienenspiel, später dem Autodafé namens «Entartete Kunst» ausgesetzt. Last but not least setzten die Karikaturisten die Tradition der politischen Gesichtsentstellung fort, ihrer ureigensten Domäne seit Erfindung der publizistischen Öffentlichkeit in England. George Grosz' Mappe *Das Gesicht der herrschenden Klasse* (1921) bot das Stichwort. ■ Physiognomisches Rasonieren blieb aber keineswegs auf Bildwerke beschränkt; mindestens ebenso aufdringlich und ambivalent erschienen körperbauliche Evaluationen in der Welt der Texte. Gerade die verbalen Zeugnisse überstiegen in ihrer physischen Begeisterung oder eben Abscheu oft jedes Gemälde. Das erste und dann auch gleich berühmteste verbale *Face-to-Face-Portrait*, das wir von Hitler haben, stammt aus der Feder von Houston Chamberlain, Wagners Schwiegersohn, den Hitler im September 1923 am Krankenbett in Bayreuth besuchte. Zwei Wochen später schrieb ihm der alte Mann einen leidenschaftlichen Brief: Der Besuch habe ihm den Erlöser der Deutschen gezeigt, er habe seit August 1914 keine Ruhe mehr gefunden, aber nun eben doch. ■ «Dass Sie mir Ruhe gaben, liegt sehr viel an Ihrem Auge und an Ihren Handgebärden. Ihr Auge ist gleichsam mit Händen begabt, es erfasst den Menschen und hält ihn fest, und es ist Ihnen eigentümlich, in jedem Augenblicke die Rede an einen Besonderen unter Ihren Zuhörern zu richten, – das bemerkte ich als durchaus charakteristisch. Und was die Hände anbetrifft, sie sind so ausdrucksvoll in ihren Bewegungen, dass sie hierin mit Augen wetteifern. Solch ein Mann kann schon einem armen geplagten Geist Ruhe spenden.»<sup>4</sup> ■ Der Brief wurde zu



Heinrich Basedow: *Hitlerporträt*, 1937

Neujahr 1924 als Flugblatt gedruckt verteilt und erschien noch einmal 1932 während des Wahlkampfes im *Völkischen Beobachter*. Hitlers Augen und Hände gingen gleichsam kanonisiert in die Propaganda ein. Auf Chamberlains Brief konnten sich bald nach der Machtübernahme Autoren und Funktionäre wie Hanns Johst und Eugen Hadamovsky berufen. Johst schilderte Hitlers Gesicht in seinem Buch *Maske und Gesicht* (1936) und schwärmte von dessen Schläfen: «Es sind die einsamsten Schläfen, die ich je sah. Ihr Befehl ist Unnahbarkeit», während Hadamovsky die «unendlich feingliedrige Hand mit den starken Knoten an den Fingerknöcheln» lobte und sie als Hand «eines Künstlers, eines grossen Gestalters» erkannte. Noch Heidegger soll auf die Frage, ob ein Mann wie Hitler denn Deutschland würde regieren können, geantwortet haben: Sehen Sie nur seine wunderbaren Hände an! ■ Augenzeugenberichte von Hitlers Gesicht gab es in grosser Zahl, von Deutschen wie von Ausländern, begeisterte und entsetzte. Dorothy Thompson, die 1932 als Journalistin ein Tagebuch mit dem Titel *I Saw Hitler!* veröffentlichte und dafür Deutschland verlassen musste, sah ihn – entsetzt, und doch nicht nur kritisch: «Als ich schliesslich Adolf Hitlers Salon im Hotel Kaiserhof betrat, war ich überzeugt, dem zukünftigen Diktator Deutschlands zu begegnen. Nach etwas weniger als fünfzig Sekunden war ich absolut sicher, dass dies nicht der Fall sein konnte. Genau diese Zeit brauchte es, um die erschreckende Bedeutungslosigkeit des Mannes zu erkennen, der die Welt so sehr in Neugier versetzt hat. Er ist formlos, beinahe gesichtslos, ein Mann, dessen Antlitz eine Karikatur ist, ein Mann, dessen Körperbau wie aus Knorpel erscheint, ohne Knochen. Er ist inkonsequent und zungenfertig, unausgeglichen, unsicher. Er ist der exakte Prototyp des kleinen Mannes. [...] – Und doch, er entbehrt nicht eines gewissen Charmes. Doch das ist der sanfte, fast weibliche Charme des Österreicher! Wenn er spricht, geschieht dies mit ausgeprägtem österreichischem Dialekt. – Allein die Augen sind bemerkenswert. Dunkelgrau und mit dem typischen Ausdruck, der oft Genies, Alkoholiker und Hysteriker auszeichnet.»<sup>5</sup> ■ Auch der amerikanische Journalist William Shirer beschrieb seinen Hörern zwischen 1934 und 1941 immer wieder Hitlers physische Erscheinung, ohne kritischen Unterton. Einen Höhepunkt bildete seine Schilderung von Hitlers Gesicht nach dem Sieg über Frankreich, anlässlich der Zeremonie in Compiègne im Juli 1940: «Ich beobachtete sein Gesicht. Es war ernst, feierlich und doch rachedurstig. Auch war da, ebenso wie in seinem elastischen Schritt, die Attitüde des triumphalen Eroberers, des Herausforderers der ganzen Welt. Noch etwas anderes, schwer zu Beschreibendes, war aus seinen Zügen abzulesen, eine Art spöttische, innere Genugtuung darüber, diese grosse Umkehrung des Schicksals erleben zu können – eine Umkehrung, die er selbst bewirkt hatte.»<sup>6</sup> ■ Die gehässigsten Beschreibungen stammten von Deutschen, und nicht nur von deutschen Juden. Klaus Mann erinnerte sich in seiner Autobiografie *Der Wendepunkt* (1942) an eine Begegnung in einer Konditorei 1932: «[...] an wen erinnerte er mich, wem sah er ähnlich? Ohne Frage, er glich

einem Mann, den ich nicht persönlich kannte, aber dessen Porträt ich oft gesehen hatte. Wer war es nur? Nicht Charlie Chaplin. Bei-leibe nicht! Chaplin hat das Schnurrbärtchen. Aber doch nicht die Nase, die fleischige, gemeine, ja obszöne Nase, die mich sofort als das garstigste und am meisten charakteristische Detail der Hitlerschen Physiognomie beeindruckt hatte. Chaplin hat Charme, Anmut, Geist, Intensität – Eigenschaften, von denen bei meinem schlagrahmschmatzenden Nachbarn durchaus nichts zu bemerken war. Dieser erschien vielmehr von höchst unedler Substanz und Beschaffenheit, ein bössartiger Spiesser mit hysterisch getrübttem Blick in der bleich gedunsenen Visage. Nichts, was auf Grösse oder auch nur Begabung schliessen liesse!»<sup>7</sup> ■ Und der ostelbische Schriftsteller Friedrich Reck-Malleczewen notierte im August 1936 in seinem Tagebuch: «Letztlich in Seebruck sah ich Herrn Hitler, bewacht von seinen vorausfahrenden Scharfschützen, beschirmt von den Panzerwänden seines Autos, langsam vorübergleiten: versulzt, verschlackt, ein teigiges Mondgesicht, in dem wie Rosinen zwei melancholische Jettaugen stecken. So traurig, so über die Massen unbedeutend, so tief missraten, dass noch vor dreissig Jahren, in den trübsten Zeiten des Wilhelmismus, dieses Antlitz schon aus physiognomischen Gründen unmöglich gewesen wäre und, auf einem Ministersessel, sofort die Gehorsamsverweigerung [...] nicht der Vortragenden Räte, nein selbst die des Portiers und der Reinemachfrauen zur Folge gehabt hätte.»<sup>8</sup> ■ Die eigentliche Schnittstelle zwischen Rassismus und (Hitler-)Gesichtsphilosophie im Deutschland dieser Jahre bildete aber das, was man das Phantom einer deutschnationalen Porträtgalerie nennen könnte. Seit 1913 gab es in Berlin eine regelrechte, dem englischen Vorbild nachgebaute «Nationale Bildnisgalerie» unter Leitung von Ludwig Justi, Direktor der Nationalgalerie. Von ihr und der ganzen Pantheontradition inspiriert entstanden seit 1916 die bekannten und umfänglichen Fotoporträtserien des deutschen Volkes von August Sander und Erna Lendvai-Dirksen, die beide auf ihre Weise die deutsche Gesellschaft als Ganze ins Bild rückten, teils enzyklopädisch, teils regionalistisch. Auf das sehnsüchtig gesuchte, inbegrifflich deutsche, später also arische Gesicht steuerte die Publizistik nicht erst seit 1933, dann aber hemmungslos zu. Es handelte sich dabei keineswegs nur um wortlose Bildbände, sondern um faziale Nationalgalerien in Buchform mit teilweise ausufernden Verbalbeschreibungen, wie schon sehr früh in *Deutsches Antlitz. Gedichte zu Bildnissen Dürers* (1917) von Axel Lübke; wie dann 1933 vom Kunsthistoriker Hausenstein – nach 1950 Botschafter in Paris – über *Das deutsche Antlitz*. 1934 folgte *Das heilige deutsche Antlitz* von Viktor Engelhardt, 1935 *Das deutsche Führergesicht* von Richard Ganzer, 1937 *Das deutsche Gesicht in Bildern aus acht Jahrhunderten deutscher Kunst* von Hubert Schrade, 1938 *Das deutsche Frauenantlitz. Bildnisse aus allen Jahrhunderten deutschen Lebens* von Lydia Ganzer, 1942 *Das Antlitz der deutschen Mutter* von Gertrud Bäumer, 1942 *Das Antlitz des germanischen Arztes* von Bernward Gottlieb und immer so fort. Es waren Bücher für stille Stunden, für den Erinne-



## Mai

Von Helene Volgt-Diederichs

Zwischen frischgrünen Wäldern krampt der Bauer dahin. Noch ist der Weg dunkel von Regen, hart schon wieder übertrudnet. Es ist Himmelfahrtstag; Kirchgänger, einmal ein Wagen mit einem Taufkind, grüßen vorbei. Er selber will ganz alltäglich hinaus zum Vieh, das brüllt und unklug spielt schon seit dem frühen Vormittag. Ein Gewitter drückt in der Luft. Natürlich, bei der Schwüle sind die Bremsfliegen bds zu Gang. Verfluchte Blesler. Mit eigenen Augen hat er gesehen, wie der Händler, schimpfend auf die Felle hier von der Kiste her, eine Haut gegen das Vieh gehalten hat — waren mehr Leder als Leder drin . . .

Jetzt hat der Bauer das Hedtor erreicht, blickt frei auf die Dauerweide hinaus. Das Vieh rauft über das grüne wellige Land, wachsam und fluchbereit. Plötzlich sähet der unsichtbare Feind in die Herde — oh, sie kennt das Schwitzen der eiertragenden Veinigerin vor jedem anderen bezaus! Die Tiere jagen voneinander, toll, mit dumpfem Bülben und quiekenden Schwängen, scheuern an den Knick entlang, klettern unter die Büsche oder fliehen in den Moorsumpf, stehen schnaufend bis an den Bauch im Wasser. Der Bauer zählt — dreizehn Stück. Er zählt einmal und noch einmal, mühsam mit den Augen das Gewoge ordnend. Dierzehn sollen es sein. Hat sich doch wohl keines festgerannt im muddigen Abzugsgraben — kommt alles vor, wenn die Bremsen in der Luft sind.

Der Bauer steigt über die Latten: Leer, von Hitze feucht, klebt braun an seinen Händen. Und dann schlüsst er los, durch Klee und Gras und Blumenkengel. Vor wenig Tagen war alles hier blühend gelb — heut stäuben dicht an dicht um seine Füße die lockeren weißen Samen. Geschleht alles Schlag auf Schlag in diesem veräcchten Frühling! Mai kalt und naß . . . denkt der Bauer. Nein, das will in diesem Jahr nicht stimmen. Das Winterkorn ist von Anfang an hell durch die frühen Connentage, will sagen durch die Nachfröste gekommen, und in der Geeste kann sich heut zu Himmelfahrt schon der Hase verkeden. Wohlgeumut geht der Bauer, halt so nebenbei nach einer Distel mit der Klinge, die an seiner Handstockwinde blinkt. Sein Sinn ist auf die vierzehnte Kuh gerichtet. Jetzt ist er mitten auf der Koppel

## Wie sieht Hitler aus?

(Sb. Th. Heine)

Adolf Hitler läßt sich nie abbilden. Bei meinem Aufenthalt in Berlin wurde ich mit Fragen über sein Aussehen befümmt.



„Ist es wahr, daß er in der Öffentlichkeit nur mit einer schwarzen Gesichtsmaske erscheint?“



„Das Charakteristische seines Gesichtes sind doch wohl die faszinierenden Augen?“



„Oder ist der Mund die Hauptsache?“



„Oder die Nase?“



„Trägt er vielleicht einen wallenden Bart wie Botan oder wie Rabindranath Tagore?“



„Er hört die lauesten Äußerungen der Volkstimme; sind nicht seine Ohren besonders entwickelt?“



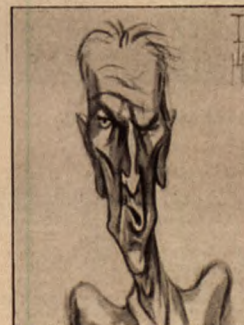
„Verrät etwa die untere Gesichtshälfte seine fabelhafte Energie?“



„Oder finden die ungeheuren geistigen Fähigkeiten ihren Ausdruck in fast hypertröphischen Schädelformen?“



„Ist er fett?“



„Ist er mager?“



„Ist er schön?“



Die Fragen mußten unbeantwortet bleiben. Hitler ist überhaupt kein Individuum. Er ist ein Zustand. Nur der Futurist kann ihn bildlich darstellen.

rungskult, als ahnte man das Ende. Dass es volkstümlicher – und natürlich billiger – sein könne, anstelle von einschüchternden Gemälden grosser Fürsten und Generäle handliche Bildbände für den Hausgebrauch zu produzieren, hatte schon Justi vorgedacht, als er dem Kaiser erklärte, dass es besser sei, die Grossen Deutschen im nahen Bild in Augenhöhe erblicken zu können, statt ihnen in Gestalt monumentaler Denkmäler in unerreichbare Höhen hinterherzusehen. *Das Antlitz des Führers*, der Geburtstagsbildband von Hoffmann von 1939, stand bewusst im Kontext dieser Massnahmen. Er bildete mit seinen 16 Fotografien gleichsam eine eigene Galerie, wenn auch mit immer demselben Gesicht. ■ Die Reihe dieser Gesichtsbücher gab aber auch noch etwas anderes zu verstehen: Sie bildeten ja die vornehme Version dessen, was im Untergrund des Rassismus als eigentliche Rassenkunde aufstieg, mit den markanten Bildbänden von Hans F. K. Günther oder der akkuraten Gesichtswissenschaft von Willy Hellpach, dem einstigen demokratischen Kandidaten für das Amt des Reichspräsidenten. Hellpachs *Deutsche Physiognomik* erschien 1942, nach 26 Jahren Vorarbeit. Gerade in dieser Janusköpfigkeit, diesem Pendeln zwischen *hard* und *soft science* belegten die vielen Bände mit Bildnissen «grosser Deutscher» – übrigens nur ausnahmsweise mit Frauenbildern – die wirklich ganz deutscheigene physiognomische Obsession. Denn es gab eine nationalmetaphorische Dimension dabei. Die Proklamierung des schönen, des heiligen, des gesunden deutschen Gesichts diente im Wortsinne der Wiederherstellung jenes Gesichts, das die Deutschen mit ihrer Niederlage vor aller Welt und auch vor sich selbst verloren zu haben schienen. Jeder Band, der den germanischen Arzt, die deutsche Mutter, die Helden im Schlachtfeld, die Führergesichter oder auch nur Antlitze von Malern und bildenden Künstlern versammelte, gab in den beigegefügteten Texten zu verstehen, dass es sich hier nicht nur um schöne, sondern vielmehr um ausgezeichnete, ehrenvolle, ruhmbedeckte Menschen handle. Bildbände, die aus den Händen der Kunsthistoriker kamen, konnten zudem noch die Leistung der darstellenden Künstler rühmen. Ihrer aller Inbegriff wurde das Antlitz des «Führers». ■ Und noch etwas kommt hinzu: Der Gesichtsdiskurs, in den diese Antlitzpropaganda seit 1923 fiel, stammte ja zunächst weder von Machthabern von oben noch von einfachen Leuten. Er kam vielmehr gleichsam von vorne: aus den technologischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Zielgeraden der Epoche selbst. Ohne die Entwicklung von Fotografie und Film hätte es keine Kriminalanthropologie und keinen wissenschaftlich gestützten und immer weiter verfeinerten Rassismus gegeben, denn das Medium jener Naturwissenschaft, die ihre Axiome auf Evidenz baute, war eben seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Fotografie und später der Film. Und weiter: Ohne die unablässige Entwurfshaltung der Künstler, die sich im expressionistischen, futuristischen und kommunistischen Lager auf «Visionen» verlegten, hätte Hitler nicht beständig als Prophet seines Volkes, als Werkzeug der Vorsehung, wie er immer wieder sagte, derart akzeptiert werden können. Hitlers «Ge-

sicht» – das Wort «Gesicht» verstanden als Sehvermögen – galt seinen Anhängern immer auch als ein «Zweites Gesicht», eben als Vision – und diese trug er bekanntlich mit grösstem Erfolg als Redner vor, mit dem vielbezeugten flammenden Blick seiner tatsächlich blauen Augen. Ein wenig bekannter Maler namens Heinrich Basedow hat ihn 1937 so dargestellt, nach der Natur, ohne Rekurs auf die Fotografien des Heinrich Hoffmann, aber zum Entzücken von Baldur von Schirach (Abb. S. 39). ■ Auch in diesen Kontext gehörte also *Das Antlitz des Führers*. Es dort überhaupt hinzustellen bedurfte schon einiger Chuzpe – denn kaum ein Gesicht entsprach ja dem Ideal des arischen Schönlings weniger als Hitlers Kopf. Nicht wenige Zeitgenossen haben diesen Widerspruch bemerkt; wer es auszusprechen oder gar zu publizieren wagte, wurde nach 1933 hart bedrängt oder sogar, wie der Katholik Fritz Gerlich, ermordet. Andererseits gab es einen geradezu innerparteilichen Grund, Hitlers Gesicht wiederholt als eigene nationale Porträtgalerie zu inszenieren, statt ihn in einem einzigen gleichsam gültigen Einzelbildnis zu repräsentieren. Denn eben eine solche Galerie, oder genauer: eine Parodie derselben, stand tatsächlich am Beginn der Laufbahn von Heinrich Hoffmann. Das Bild erschien am 28. Mai 1923 im *Simplicissimus* und stammte vom Mitheerausgeber Thomas Theodor Heine. Die bitterböse Zeichnung (Abb. S. 41) zeigt einen physiognomischen Crashkurs. Zwölf Gesichter in zwölf briefmarkengrossen Bildchen fragen nach Miene, Körper- und Schädelbau, Nase, Mund und Augen. Das letzte Bildchen zeigt eine Art Karikatur futuristischer Malerei und trägt die Legende: «[...] Hitler ist überhaupt kein Individuum. Er ist ein Zustand. Nur der Futurist kann ihn bildlich darstellen.» Als Satire beraubte das Ganze mit der Frage nach Hitlers Gesicht ihn ebendieses Gesichts selbst. Wer über kein Gesicht verfügt, ist ein Nobody – eine solche Aussage war im Jahr 1923, also zur Hochzeit der physiognomischen Rasonnements, ein Sakrileg. In seinen Memoiren schildert Hoffmann, dass ihn ebendiese Karikatur von Thomas Theodor Heine dazu motiviert habe, Hitler seine Dienste als Fotograf anzubieten. Noch im Herbst 1923 kam die erste Porträtsitzung zustande, und Hoffmann begann seinen Aufstieg als Bildunternehmer. 1945 schätzte das alliierte Gericht sein Vermögen auf rund 15 Millionen Mark. Heine musste, wie alle NS-kritischen Karikaturisten, Deutschland verlassen. Seine eigene Zeitschrift, der *Simplicissimus*, wurde «gleichgeschaltet» und trat in den Dienst des Antisemitismus.

#### Anmerkungen

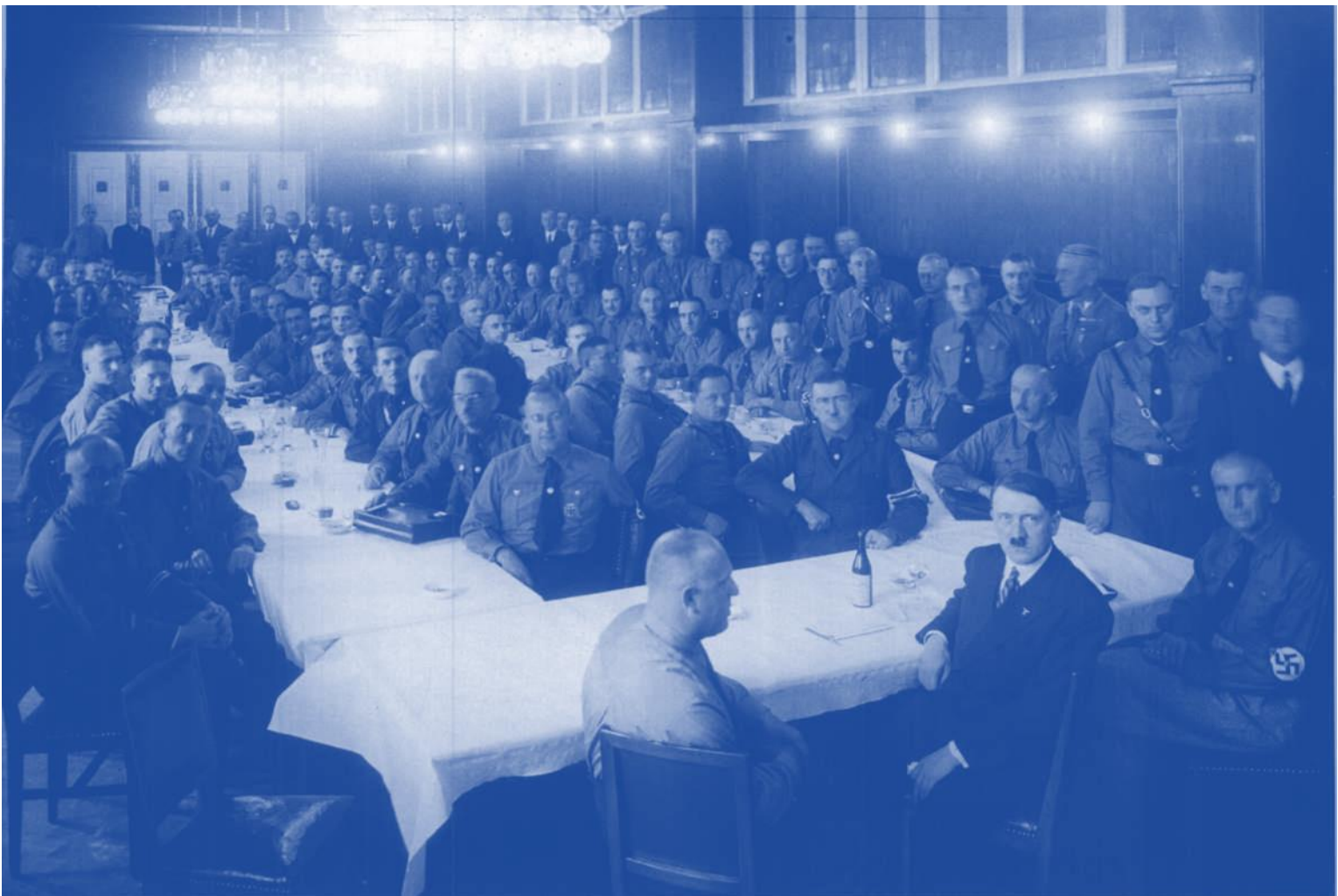
- 1 Hoffmann 1939. Zum vorliegenden Beitrag vgl. Schmölders 2000.
- 2 «Ein Antlitz, vom Kampf geformt», in: Der Illustrierte Beobachter, 20.4.1936.
- 3 Hoffmann 1939, S. 43.
- 4 Brief an Hitler vom 7.10.1923, in: Chamberlain 1928, Bd. 2, S. 124-126. Wiederabgedruckt im *Völkischen Beobachter* vom 10.4.1932.
- 5 Thompson 1988.
- 6 Shirer 1991, S. 396.
- 7 Mann, K. 1974, S. 329 f.
- 8 Reck-Malleczewen 1966, S. 26.

**«Führer-  
bewegung»**

# Der Durchbruch der NSDAP zur Massenbewegung seit 1929

Jede Darstellung, die sich mit der Geschichte der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) in der Weimarer Republik befasst,<sup>1</sup> muss zwei Fragen ins Zentrum stellen. Erstens: Wie wurde aus den 20 bis 25 Männern, die sich am 5. Januar 1919 im «Fürstfelder Hof», einem billigen Münchner Hotel, zur Gründung dieser Partei zusammengefunden hatten, eine Massenbewegung, der am 30. Januar 1933 mehr als 850'000 Personen angehörten? Und zweitens: Woher kamen die fast 13,8 Millionen Stimmen der NSDAP bei der Reichstagswahl vom 31. Juli 1932, wodurch sie mit 230 Mandaten zur stärksten Reichstagsfraktion avancierte? ■ Sowohl die Mitgliederentwicklung in der NSDAP während der Weimarer Zeit als auch die Herkunft ihrer Wählerstimmen können in den Grundzügen als geklärt gelten. Die Mitglieder der NSDAP rekrutierten sich, wie Forschungen von Michael H. Kater, Detlef Mühlberger und Torsten Kupfer gezeigt haben, relativ gleichmässig aus allen sozialen Schichten, waren überwiegend protestantisch, zu mehr als 90 Prozent männlich und in der Regel 21 bis 40 Jahre alt.<sup>2</sup> Auch die Wählerschaft der NSDAP, dies hat Jürgen Falter nachgewiesen, war klassenübergreifend, deckte sich zugleich aber auch mit der Alterspyramide der deutschen Bevölkerung.<sup>3</sup> Ihre Hochburgen hatte die NSDAP im protestantisch-ländlichen Raum, aber auch in katholischen und schwerindustriell geprägten Grossstädten gelangen ihr signifikante Mobilisierungserfolge. Die NSDAP gewann ihre Wähler insofern aus allen sozialen Schichten und Altersklassen sowie aus beiden Konfessionen und Geschlechtern. Lediglich die Stimmenzuwächse fielen unterschiedlich hoch aus. Im Folgenden gehe ich nicht ausführlicher auf die mittlerweile weit verzweigten Forschungen über Mitglieder und Wähler der NSDAP ein. Stattdessen richte ich meinen Blick auf sechs Aspekte, die als notwendige Bedingungen für ihren Durchbruch zu einer Massenbewegung anzusehen sind. ■ Der erste Gesichtspunkt, der in diesem Zusammenhang eine Rolle spielt, ist die Organisationsstruktur der NSDAP, welche sich mit den Reformen von Reichsorganisationsleiter Gregor Strasser aus den Jahren 1928/29 veränderte.<sup>4</sup> Strasser passte die Gaueinteilung an die der Reichstagswahlkreise an und reformierte die Mittelebene der NSDAP. Dann baute er seine

Behörde zum innerparteilichen Führungsorgan aus. Schliesslich unterstützte er die Gründung neuer Interessenorganisationen, um eine nach Berufsgruppen diversifizierte Wahlwerbung betreiben zu können. Dabei entstanden der Bund Nationalsozialistischer Deutscher Juristen (BNSDJ), die Nationalsozialistische Frauenschaft (NSF), der Nationalsozialistische Schülerbund, der Kampfbund für Deutsche Kultur (KBK), der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund (NSDStB), der Nationalsozialistische Lehrerbund (NSLB), der Nationalsozialistische Deutsche Ärztebund (NSDÄB) und die Nationalsozialistische Betriebszellen-Organisation (NSBO). Im Verlauf des Jahres 1931 kamen die Nationalsozialistische Kriegsofopferversorgung (NSKOV) und der Kampfbund des gewerblichen Mittelstands hinzu.<sup>5</sup> Von besonderer Bedeutung erwies sich der am 1. August 1930 errichtete Agrarpolitische Apparat unter Richard Walther Darré, der jenen erdrutschartigen Erfolg der NSDAP bei der Reichstagswahl am 14. September 1930 ermöglichte, als sie 18,3 Prozent der Stimmen und 107 Mandate gewann (Abb. rechts).<sup>6</sup> In der Ausdifferenzierung neuer Organisationen lag eine massgebliche Voraussetzung für die Erfolge der NSDAP bei vielen weiteren Reichstags- und Landtagswahlen, denn sie konnte jetzt sukzessive an die lokale bürgerliche Vereinskultur andocken.<sup>7</sup> Ohne eine Amalgamierung mit der bürgerlichen Infrastruktur hätte die NSDAP keine Massenbasis gewinnen können. ■ Der zweite Gesichtspunkt, der für den Durchbruch der NSDAP zur Massenbewegung seit 1929 entscheidend war, lag in der sozialen Praxis ihrer Sturmabteilung (SA).<sup>8</sup> Ursprünglich als defensiv orientierte Saalschutzorganisation konzipiert, ging die SA seit 1928/29 mehr und mehr zu einer offensiven terroristischen Strategie gegen Kommunisten, Sozialdemokraten und Juden über. Als Katalysator erwies sich die Aufhebung des SA-Verbots in Berlin am 31. März 1928, wodurch es dem Gauleiter Joseph Goebbels gelang, die Mitgliedschaft dieses paramilitärischen Verbands der NSDAP in der Reichshauptstadt bis zum Frühjahr 1929 auf über 2'000 Mann zu bringen und damit mehr als zu verdoppeln.<sup>9</sup> Nicht zuletzt nach dem Vorbild der italienischen *Squadristi* entwickelten sich nunmehr die spezifischen Gewaltformen der SA. Dazu zählten die sogenannten Strafexpeditionen, die Besetzungen ganzer Mittelstädte, Strassenaufmärsche, Saalschlachten, der Kampf mit den Kommunisten um Lokale und Treffpunkte, gezielte Angriffe und Mordanschläge, der Kampf um Fahnen, Wimpel und Symbole sowie Erpressungen und Schutzgeldforderungen gegen Restaurant- und Hotelbesitzer oder Landwirte.<sup>10</sup> Der Terror der SA war nicht etwa eine Reaktion auf die Herausforderung durch die Kommunisten, wie lange behauptet wurde, sondern bildete ein Phänomen sui generis.<sup>11</sup> Ihre Gewalt sicherte der SA gerade nach der Weltwirtschaftskrise, die im Oktober 1929 mit dem «Schwarzen Freitag» begann, einen immer grösseren Zulauf. Dabei ergab sich eine fundamentale Paradoxie. Die SA entwickelte sich immer mehr zu einer Organisation, die den Bürgerkrieg auf die Strasse trug. Zugleich gerierte sich die NSDAP jedoch auch als diejenige Bewegung, die «Ruhe und Ordnung» wiederherzustellen versprach, indem sie den «Marxismus» auszurotten vorgab.



Heinrich Hoffmann: Adolf Hitler mit den 107 Abgeordneten der NSDAP-Fraktion nach der Reichstagswahl am 14. September 1930

Die SA schuf also jene Bedingungen, unter denen die NSDAP schliesslich als selbst ernannte «Ordnungsmacht» auftreten konnte. Dies gelang nur, weil es in Reichswehr und Polizei massgebliche Kräfte gab, welche die SA-Führung logistisch und ideell unterstützten.<sup>12</sup> ■ Ohne den Ausbau eines eigenen Medienkonsortiums, dies ist der dritte in diesem Zusammenhang anzuführende Aspekt, hätte die NSDAP nach 1929 höchstwahrscheinlich weit geringere Erfolge zu verzeichnen gehabt. Gerhard Paul hat insgesamt acht Medien unterschieden, die für die NSDAP von je unterschiedlicher Bedeutung waren: Versammlungen, Demonstrationen, Bilder, Symbole, Presse, Film, Rundfunk und Medienkombinationen, also die Reichsparteitage und die berühmten Deutschlandflüge Hitlers 1932.<sup>13</sup> Rundfunk und Film blieben in der politischen Praxis der NSDAP vor 1933 jedoch peripher, und die einmal jährlich in Nürnberg stattfindenden Reichsparteitage besaßen eine geringe Aussenwirkung. Die beiden entscheidenden Medien der NSDAP waren die Versammlungen und die Presse. Zwischen der Intensivierung der Versammlungspraxis und den Wahlerfolgen der NSDAP bestand eine eindeutige Korrelation.<sup>14</sup> In Ostpreussen steigerte sich ihr Stimmenanteil von 0,8 Pro-

zent, die sie bei der Reichstagswahl am 20. Mai 1928 erreicht hatte, am 14. September 1930 plötzlich auf 22,5 Prozent, einen Wert, der noch über dem Reichsdurchschnitt lag. Dort hatte der am 3. September 1928 neu ernannte Gauleiter Erich Koch einen regelrechten Versammlungsmarathon inszeniert.<sup>15</sup> Demgegenüber ist die Wirkung der NS-Presse, die seit 1929 ebenfalls einen Wachstumsschub erlebte, bislang unterschätzt worden. Gab es im November 1928 insgesamt 32 NS-Zeitungen, so steigerte sich diese Zahl bis zum Herbst 1932 auf nicht weniger als 204 Monats-, Wochen- und Tageszeitungen, deren Auflage über die Anzahl der eingeschriebenen Mitglieder der NSDAP hinausging.<sup>16</sup> Die Bedeutung der Parteipresse für die Wählermobilisierung muss noch genauer ausgelotet werden. Grundsätzlich gilt jedoch, dass die Kommunikationsmedien der NSDAP nicht vereinzelt, sondern stets im Verbund gedacht werden müssen. Die NS-Presse funktionierte als Scharnier für alle anderen Medien. Versammlungen wurden in der Parteipresse angekündigt, und die NS-Zeitungen berichteten über sie. Selbst politische Gegner und staatliche Behörden werteten die Presseerzeugnisse der NSDAP kontinuierlich aus, wie sich anhand vieler Presseauschnittsammlungen belegen lässt, die noch immer erhalten sind. Alles in allem

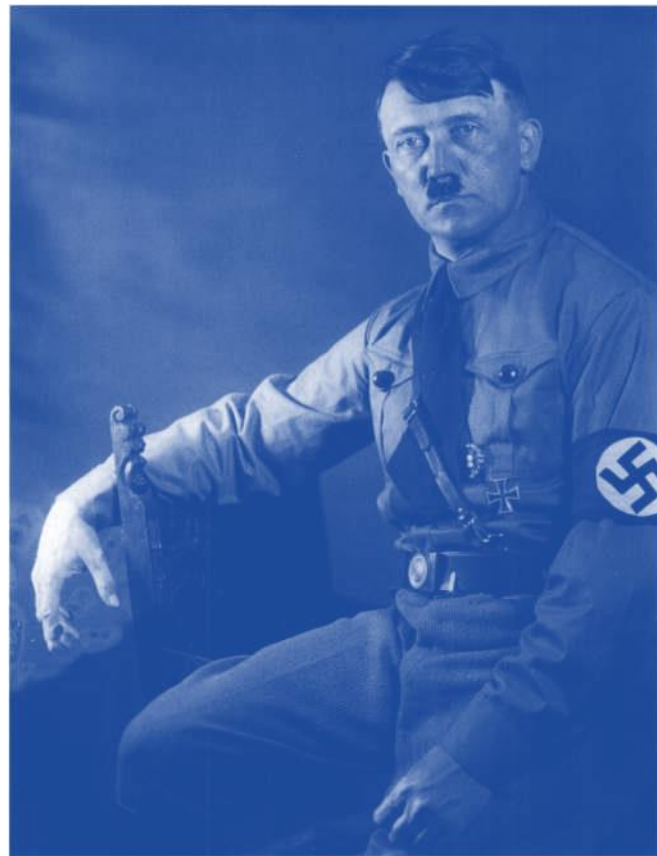


Heinrich Hoffmann: Demonstration der SA, 1932

scheinen die NS-Presseerzeugnisse auch dazu gedient zu haben, dass die NSDAP ihre thematischen Anliegen in der politischen Debatte monopolisierte. Die NS-Presse war integraler Bestandteil eines Prozesses, den man heute als *Agenda Setting* bezeichnen würde. ■ Der vierte Aspekt, der sich für die Erfolge der NSDAP seit 1928/29 als bedeutsam erwies, waren mithin ihre Themen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die NSDAP sich als Protestbewegung konstituierte, die Fundamentalopposition gegen die Weimarer Republik betrieb. Im Mittelpunkt ihrer Agitation standen Antisemitismus, Antikommunismus, Antikapitalismus und Antiparlamentarismus. Gerade im Vergleich mit den übrigen Weimarer Parteien befand sich die NSDAP in einer komfortablen Position, weil sie aufgrund ihrer Ablehnung der bestehenden Verhältnisse eine unerschöpfliche Themenpalette besass, die es ihr erlaubte, immer mehr Themen zu politisieren.<sup>17</sup> Angesichts dieses Sachverhalts ist es jedoch überraschend, wie wenig Inhalts- und Wirkungsanalysen es bisher zur thematischen Ausrichtung der NSDAP seit 1928/29 gibt. Meistens begnügt sich die Forschung mit der Untersuchung der zentralen Parolen der Reichspropagandaleitung oder einiger Hitler-Reden. Aus unzähligen Regional- und Lokalstudien zum Aufstieg des Nationalsozialismus ist allerdings bekannt, wie intensiv die dortigen Protagonis-

ten der NSDAP auf die Bedürfnisse ihrer jeweiligen Zielgruppen eingingen.<sup>18</sup> Diese thematische Konkretisierung und zielgruppenorientierte Agitation bekam 1928/29 eine neue Dynamik. Zunächst veröffentlichte Hitler am 13. April 1928 eine viel beachtete Erklärung über den umstrittenen Punkt 17 des Parteiprogramms vom 24. Februar 1920, wonach die NSDAP ein Gesetz zur unentgeltlichen Enteignung landwirtschaftlichen Besitzes für gemeinnützige Zwecke anstrebe.<sup>19</sup> Jetzt ruderte er plötzlich zurück, um die agrarische Klientel der NSDAP nicht länger zu verprellen, und erklärte, diese Forderung beziehe sich ausschliesslich auf Boden, der «nicht nach den Gesichtspunkten des Volkswohls verwaltet wird», richte sich insofern in erster Linie «gegen die jüdischen Grundspekulations-Gesellschaften»,<sup>20</sup> Schliesslich justierte die NSDAP auch ihre antisemitische Agitation neu. Nicht mehr länger der Radau-Antisemitismus stand im Vordergrund ihrer öffentlichen Kampagnen, obgleich die antisemitische Gewalt der SA immer weiter anstieg und auch Goebbels weiterhin offen gegen den Berliner Polizeipräsidenten Bernhard Weiss hetzte.<sup>21</sup> Vielmehr schob sie jetzt antisemitisch besetzte Stereotype in den Vordergrund, bei denen die «jüdische Weltverschwörung» nicht mehr explizit genannt werden musste, jeder Zuhörer aber wusste, wer oder was gemeint war. Im protestantischen und katholischen Milieu betonte man «christliche» Aspekte und im Arbeitermilieu den Antikapitalismus, der sich gegen die «Plutokratie» richtete. Der Antisemitismus in der Agitation der NSDAP wurde nicht zurückgeschraubt, wie es die ältere Forschung angenommen hat.<sup>22</sup> Vielmehr kodierten die Parteiaktivisten ihren Judenhass jetzt kulturell. ■ In diesem Zusammenhang ist es zudem überraschend, welcher nachrangigen Stellenwert der Begriff «Volksgemeinschaft» im Rahmen der Kommunikation der NSDAP zwischen 1925/26 und 1932/33 besass.<sup>23</sup> Die beiden für die thematische Ausrichtung des Parteiapparats zentralen Protagonisten, Strasser und Goebbels, waren dem linken Flügel der NSDAP zuzurechnen und benutzten das Wort «Volksgemeinschaft» fast nie.<sup>24</sup> Hitler sprach es schon wesentlich häufiger aus, jedoch mit deutlichem Schwerpunkt im Vorfeld der Reichspräsidentenwahlen vom April 1932, als er sich als ein über den Parteien stehender Kandidat präsentieren musste.<sup>25</sup> Es gibt keine einzige zentrale Wahlparole und kein einziges Wahlplakat der NSDAP aus der Zeit vor 1933, die ausdrücklich auf den Begriff der «Volksgemeinschaft» rekurrieren. Der Grund dafür lag in der regional und lokal diversifizierten Themenwahl der NSDAP und deren zielgruppenorientierter Agitation. Ein umfassender Begriff wie «Volksgemeinschaft», der an alle politischen Lager adressiert war, schien für die Gewinnung neuer Wähler nicht opportun zu sein. Wie etwa wollte man einem Katholiken in einer Grossstadt die Notwendigkeit vermitteln, sich unter dem Schirm der «Volksgemeinschaft» mit Protestanten gemein machen zu müssen?<sup>26</sup> Wie sollten Industriearbeiter überzeugt werden, NSDAP zu wählen, wenn «Volksgemeinschaft» einen Frieden mit dem verhassten «Grosskapital» implizierte?<sup>27</sup> Und wie sollte das protestantische Milieu mit dem Slogan der «Volksgemeinschaft» eingenommen werden, wenn dieser zugleich an den Ka-

tholizismus adressiert war?<sup>28</sup> Autoren, welche die ausserordentliche Anziehungskraft der NSDAP in der Endphase der Weimarer Republik auf deren angebliche Rede von der «Volksgemeinschaft» zurückführen, begründen ihre Ansicht immer mit Dokumenten, die entweder nach 1933 oder gar nach dem Zusammenbruch des «Dritten Reiches» entstanden sind.<sup>29</sup> Zweifellos war «Volksgemeinschaft» der zentrale Begriff des NS-Staates.<sup>30</sup> Man darf dessen Bedeutung jedoch nicht auf die Geschichte der NSDAP in der Weimarer Republik zurückprojizieren. ■ Einen fünften Aspekt, der den Aufstieg der NSDAP seit 1928/29 nicht unmassgeblich beförderte, möchte ich als «Selbsthilfe» bezeichnen. In dieser Zeit entwickelte die NSDAP ein dichtes Netz an Selbsthilfeeinrichtungen, die sich allesamt durch eine hohe binnenintegrative Kraft auszeichneten. Dies gilt insbesondere für die SA-Subkultur, also jenes dichte Netz an Sturmlokalen und die spezielle Art der Gefangenenhilfe, welche ihren zumeist sehr jungen Aktivisten ein gewisses Mass an Geborgenheit garantierte. Mit der SA-Hilfskasse wurde zudem so etwas wie eine parteiinterne Versicherung geschaffen, die finanzielle Unterstützung bei Sach- und Personenschäden leistete.<sup>31</sup> Die nationalsozialistischen Frauengruppen halfen den SA- und Parteiaktivisten, dem reaktionären Frauenbild der NSDAP gemäss, mit allerlei logistischen Tätigkeiten wie Kochen, Sockenstopfen und dem Nähen von Uniformen und hielten ihnen den Rücken frei. Ebenfalls in diesem Zusammenhang zu erwähnen ist das weit verzweigte Spenden- und Sammelwesen der NSDAP, das sich auf der Ebene der Ortsgruppen entwickelte und seit 1929 kontinuierlich ausgebaut wurde. Durch diese Aktivitäten wie auch durch Eintrittsgelder bei Versammlungen und Parteifeiern und den Verkauf von Druckschriften gelang es der NSDAP, sich grösstenteils selbst zu finanzieren.<sup>32</sup> Dazu trugen auch die «Opferlinge» massgeblich bei, denen Sympathisanten beitraten, die aufgrund exponierter beruflicher Positionen nicht öffentlich als Parteimitglieder in Erscheinung treten wollten. Am deutlichsten manifestierte sich die Attraktivität dieser Formen von «Selbsthilfe» in der NSDAP bei den landwirtschaftlichen Fachberatern des Agrarpolitischen Apparats. Sie erteilten den Bauern in vielen Spezialfragen wie Gartenbau, Geflügelzucht und Viehhaltung Auskünfte und machten damit den Landwirtschaftskammern und den regionalen Landbünden Konkurrenz. Den Höhepunkt fand diese Taktik dann 1931/32, als sich die NSDAP in Schleswig-Holstein mit den Kreisbauernbünden zusammentat und «Schicksalsgemeinschaften» gründete, die Zwangsversteigerungen von Höfen zu verhindern trachteten und auf ein Schuldenmoratorium drängten.<sup>33</sup> Die «Selbsthilfe» der NSDAP führte zu sachlich, zeitlich und räumlich begrenzten Tatgemeinschaften. Die «Volksgemeinschaft» materialisierte sich vor 1933 also in anderen alltäglichen Praktiken der NSDAP als der Agitation.<sup>34</sup> ■ Der sechste und letzte notwendige Faktor für den Durchbruch der NSDAP zur Massenbewegung war Hitler. In den Jahren zwischen 1925 und 1929 hatte dessen Bedeutung in erster Linie in einem Prozess gelegen, den man als «Gleichschaltung» der völk-



Heinrich Hoffmann: *Kniestück sitzend (im Atelier; m. neuem SA-Hemd u. Hakenkreuzarmbinde; Schulterriemen u. Koppel) 1929 (Kat.-Nr. 20 c)*

schen Bewegung» bezeichnen kann.<sup>35</sup> In dessen Verlauf setzte sich Hitler als unumstrittener «Führer» des rechtsradikalen Lagers durch, und in der NSDAP entstand der «Führermythos», der für deren Binnenintegration entscheidend war.<sup>36</sup> In der einschlägigen Forschung zu den Wahlerfolgen der NSDAP nach 1929 wird der Frage nach dem «Faktor Hitler» hingegen vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Soweit ich sehe, gibt es bisher nur eine einzige Analyse, die diese Frage thematisiert. Dabei handelt es sich um die Dissertation Othmar Plöckingers von 1998, in der jene Reden, die Hitler vor der Reichstagswahl am 6. November 1932 hielt, einer aufschlussreichen Wirkungsanalyse unterzogen werden. Das Ergebnis ist vergleichsweise eindeutig. Eine Korrelation zwischen den Hitler-Reden und den Wählerstimmen für die NSDAP bestand nicht; die angebliche Unwiderstehlichkeit Hitlers als Redner ist selbst ein Mythos.<sup>37</sup> Allerdings bedarf dieser Befund der Differenzierung, sind die Novemberwahlen 1932 wegen des Rückgangs von mehr als zwei Millionen Stimmen für die NSDAP doch wenig aussagekräftig. Dennoch

scheint die Aussenwirkung Hitlers auf anderem Gebiet gelegen zu haben als in seiner Rhetorik, die aber wiederum für die Binnenintegration der NSDAP zentral war. Sie ergab sich aus dem Zusammenspiel zwischen «Führermythos» und «Führererwartung». Das Bild Hitlers, das massgeblich durch die NSDAP selbst geprägt wurde, kam jener Sehnsucht nach einem «Führer» entgegen, von der weite Teile der deutschen Gesellschaft durchdrungen waren.<sup>38</sup> Die Erlösungshoffnungen insbesondere des Weimarer Bürgertums wurden nach und nach auf die Person Hitlers projiziert. Hans-Ulrich Wehler hat diesen Sachverhalt bekanntlich in den Mittelpunkt seiner Interpretation des Nationalsozialismus gerückt und mit Max Webers Herrschaftssoziologie als «Charisma» bezeichnet.<sup>39</sup> Sein Konzept überschätzt jedoch das Eigencharisma und unterschätzt das Zuschreibungscharisma und damit die Bereitschaft der Bevölkerung, Hitler als einen künftigen «Führer» anzusehen. Die Entscheidung, die NSDAP zu wählen, resultierte nicht aus irgendwelchen charismatischen Leistungen, die Hitler zu diesem Zeitpunkt ja gar nicht vorzuweisen hatte. Sie war vielmehr Ausdruck einer sich immer weiter verbreitenden Identifikation mit den von der NSDAP vertretenen Forderungen, also mit der Abschaffung des Parlamentarismus, der Unterdrückung der Arbeiterbewegung, der Ausschaltung der Juden aus dem öffentlichen Leben und der Revision des Versailler Vertrags von 1919. Insofern lag die Verantwortung für den Aufstieg der NSDAP zur Massenbewegung auch mehr aufseiten jener 13,8 Millionen Deutschen, die sie am 31. Juli 1932 wählten und sich damit bewusst für die Unterstützung einer antidemokratischen, terroristischen und antisemitischen Bewegung entschieden.

■ Die Organisationsstrukturen, die Gewalt der SA, die Medien, die Themen, die «Selbsthilfe» und Hitler waren demzufolge die notwendigen Bedingungen für den Aufstieg der NSDAP zu einer Massenbewegung. Wenn man nur einen dieser Faktoren aus der Analyse herausnimmt, ist diese Entwicklung nicht mehr erklärbar. Die hier praktizierte methodische Herangehensweise lässt nun allerdings die Frage offen, welche Rolle denn eigentlich die strukturellen Probleme der Weimarer Republik für den Aufstieg der NSDAP zur Massenbewegung spielten. Damit sind wir bei einem klassischen Thema der Weimar-Historiografie angelangt. Diese hat immer wieder betont, wie stark die Bedingungen des Versailler Vertrags von 1919, Artikel 48 der Weimarer Reichsverfassung, also das Notverordnungsrecht des Reichspräsidenten, die Fraktionierung der politischen Lager, die Ablehnung des Parlamentarismus durch konservative Eliten in Justiz, Verwaltung und Reichswehr sowie die Weltwirtschaftskrise vom Oktober 1929 die republikanische Staatsform unterminierten.<sup>40</sup> Diese strukturellen Faktoren, die für den Aufstieg der NSDAP zweifellos wichtig waren, können mit einem Ausdruck aus der sozialen Bewegungsforschung als «politische Gelegenheitsstrukturen» bezeichnet werden. Damit ist gemeint, dass alle sozialen Bewegungen spezielle Voraussetzungen benötigen, damit ihre Mobilisierung nicht abbricht. Sidney Tarrow, der dieses Konzept erarbeitet hat, unterscheidet dabei vier Faktoren: den Grad der Offenheit



Schallplatte mit SA-Liedern,  
um 1931/32 (Kat.-Nr. 15)

des politischen Systems und seiner Institutionen, die Stabilität oder Instabilität der darin vorherrschenden politischen Bindungen, die Einflussmöglichkeiten der Verbündeten der sozialen Bewegungen und die Konflikte zwischen den politischen Eliten.<sup>41</sup> Meine These ist, dass die NSDAP seit 1928/29 nicht mehr als reguläre Partei zu verstehen ist, sondern als soziale Bewegung beschrieben werden muss. In den Jahren 1928/29 verstärkte die NSDAP ihren Bewegungscharakter: Sie reformierte den Parteiapparat, baute die SA zu einer schlagkräftigen Terrororganisation aus, schickte sich an, einen eigenen Medienkonzern aus dem Boden zu stampfen, besetzte in der Öffentlichkeit alle erdenklichen Themen, entwickelte neue Aktionsformen der «Selbsthilfe» und pflegte das geradezu messianische Bild ihres «Führers». Sie profitierte dabei von der Aufhebung des Redeverbots gegen Hitler in Preussen und in anderen Ländern, die in den gleichen Zeitraum fiel. Im Mittelpunkt dieser Aktivitäten stand die permanente Mobilisierung, die das genuine Kennzeichen einer sozialen Bewegung bildet. Die sechs genannten Aspekte, in denen sich die Veränderungen in der NSDAP seit 1928/29 manifestierten, waren dem Imperativ der Mobilisierung untergeordnet. Selbst der Aufbau einer schlagkräftigen Organisation besass keinen anderen Zweck und diente nur sekundär den Bedürfnissen der Mitgliederintegration, wie es für Parteien kennzeichnend ist.<sup>42</sup> Mobilisierung bildete das Lebenselixier der NSDAP, und ihr Fundamentalprotest gegen die Weimarer Republik hielt die Mobilisierung in Gang. ■ Diese sechs Binnenentwicklungen der NSDAP, so mein Argument, trafen seit 1928/29 nämlich auf eine politische Gelegenheitsstruktur, die wie ge-



schaffen schien, um die Mobilisierung der NSDAP als soziale Bewegung immer weiterzutreiben. Die Instabilität des politischen Systems und dessen autoritäre Verformung sowie die permanenten Wahlen waren die wichtigsten Voraussetzungen, unter denen die «braune Saat» gedieh. Allerdings war die politische Gelegenheitsstruktur für alle Weimarer Parteien gleich, das heisst, jede musste ihre spezifischen Antworten darauf finden oder diese im besten Fall antizipieren. Die genannten sechs Aspekte können als genuine Antworten der NSDAP auf die politischen Gelegenheitsstrukturen gesehen werden. In diesen Antworten sowie in ihrer Möglichkeit, aus der Opposition heraus Fundamentalkritik am politischen System betreiben zu können, lag der entscheidende Unterschied zu allen anderen politischen Lagern. In der NSDAP gab es keinen Masterplan zur Übernahme der Macht im Deutschen Reich, sondern ihre Antworten entwickelten sich entweder immer am konkreten Objekt selbst oder aber sie passten eher zufällig auf später eintretende Entwicklungen. Der wichtigste Unterschied der NSDAP zu den übrigen Weimarer Parteien bestand in ihrer extremen Reaktionsfähigkeit, ihrer Flexibilität, ja ihrer Antizipationsfähigkeit jener Krise, die sie zu einem guten Teil selbst schürte, indem sie die SA als Bürgerkriegsarmee auf der Strasse einsetzte. Als Protestbewegung war die NSDAP niemandem verpflichtet und musste auf keine Wählerklientel Rücksicht nehmen. Das einzige Kriterium, von dem sie sich selbst abhängig gemacht hatte, war der Erfolg ihrer Mobilisierung. Als dieser Erfolg ausblieb, wie in den Novemberwahlen 1932 geschehen, durchlief sie eine innere Krise, die sie nach Strassers Rücktritt von allen Parteiämtern am 8. Dezember 1932 an den Rand der Selbstaflösung brachte. In dieser Krise war nun ausschlaggebend, dass sich die NSDAP auf starke Bündnispartner stützen konnte.<sup>43</sup> Diesen Part übernahmen die konservativen Eliten, die ihr den Weg zur politischen Macht im Januar 1933 ebneten.

#### Anmerkungen

- 1 Zum Einstieg in die Geschichte der NSDAP s. die Gesamtdarstellungen von Orlow 1969-1973 sowie Pätzold/Weissbecker 2009. Die beste die Epoche bis 1945 übergreifende Regionalstudie ist Grill 1983.
- 2 Kater 1983, S. 19-71; Mühlberger 1991, S. 202-209, sowie Kupfer 2006, S. 53-108.
- 3 Falter 1991, S. 364-375.
- 4 Kissenkoetter 1978, S. 35-41. Zur Struktur der Reichsorganisationsleitung s. Tyrell 1969, S. 355-368 (= Dokument 150 a-c).
- 5 Dazu Broszat 1992, S. 49-65, sowie Rösch 2002, S. 231-379.
- 6 Grundlegend Pyta 1996, S. 324-432, sowie Matthiesen 2000, S. 220-290.
- 7 Reichardt 2004.
- 8 Dazu Werner 1964 sowie Longerich 2003.
- 9 Friedrich 2007, S. 193-295. Zu Goebbels Reuth 1990. Peter Longerich (London/München) erarbeitet momentan eine neue Biografie des Propagandaministers.
- 10 Grundlegend Reichardt 2002, S. 100-133.
- 11 Dies ist aus anderer Perspektive Mallmann 1996 sowie Schmiechen-Ackermann 1998 zu entnehmen.
- 12 Zur Rolle der Reichswehr s. Vogelsang 1962 sowie Hürter 1993.
- 13 Paul 1990, S. 117-210.
- 14 So etwa für Hessen Ohr 1997, S. 233-241.
- 15 Falter/Lindenberger/Schumann 1986, S. 71 f., sowie Meindl 2007, S. 84-98.
- 16 Stein 1987, S. 169-176; Dussel 2004, S. 153-158, sowie Tavernaro 2004, S. 21-45.
- 17 Dies zeigen Anheier/Neidhardt/Vorkamp 1998, die insgesamt 1116 Redeankündigungen der Münchner NSDAP im Zeitraum von 1925-1930 thematisch untersucht haben.
- 18 Dazu die Forschungsberichte von Grill 1986; Schneider 2000 sowie Szejnmann 2003, S. 211-225.
- 19 «25-Punkte-Programm» der NSDAP vom 24. Februar 1920, in: Tyrell 1969, S. 23-26 (= Dokument 4), hier: S. 24. Dazu Pätzold/Weissbecker 2009, S. 44-64.
- 20 Die Erklärung findet sich in: Hitler 1992-2003, Bd. II/2, S. 771 f. (= Dokument 254). Dazu Merkenich 1989, S. 319-352, hier: S. 332 f.
- 21 Bering 1991; Walter 1999 sowie Hecht 2003.
- 22 Dazu die Korrektur bei Meyer zu Uptrup 2003, S. 236-240.
- 23 Zur Begriffsgeschichte Wildt 2007, S. 26-68.
- 24 Strasser 1932 sowie Goebbels 1997-2006. Beide benutzten eher Termini wie «völkischer Sozialismus» oder «völkischer Staat».
- 25 Götz 2001, S. 113 f., weist nach, dass der Begriff in der 11. Aufl. von *Mein Kampf* (München 1942, urspr. 1925 und 1927) 40 Mal auftaucht. Die Hälfte der Nennungen steht im Zusammenhang mit der Gewinnung der Arbeiterschaft.
- 26 Im katholischen Milieu betonte die NSDAP daher die Vereinbarkeit von Katholizismus und Nationalsozialismus und rekurrierte auf jenes «positive Christentum», das sich bereits im «25-Punkte-Programm» vom 24.2.1920 finden lässt. Darüber hinaus versuchte sie, die katholischen Vereine zu unterwandern und bekämpfte insbesondere den «politischen Katholizismus» von BVP und Zentrum; s. Pridham 1973, S. 146-183, sowie Heilbronner 1998, S. 117-164.
- 27 Deshalb herrschten in stark industriell geprägten Gebieten zwei Agitationsthemen vor: Antikapitalismus und das Anprangern der angeblich korrupten Arbeiterparteien KPD und SPD; s. Böhnke 1974, S. 202-223, sowie Wirsching 1999, S. 437-467.
- 28 Beispiele zur Propaganda der NSDAP im protestantischen Milieu finden sich bei Noakes 1971, S. 121-138 u. S. 201-221, sowie bei Kittel 2000, S. 566-646, hier: S. 630f.
- 29 Etwa Lapp 1997, S. 223 ff.; Szejnmann 1999, S. 118-121; Merkenich 1989, S. 321 f., sowie Kupfer 2006, S. 96-103, die beiden Letzteren mit flagranten Widersprüchen.
- 30 Den neuesten Forschungsstand repräsentieren Süß/Süß 2008, S. 79ff., sowie Bajohr/Wildt 2009b, S. 7-23 u. S. 188ff., hier: S. 8ff.
- 31 Laube 1999.
- 32 Ausführlich Rösch 2002, S. 461-510.
- 33 Klassisch Heberle 1963, S. 160-171. Zu Heberle, dem Schwiegersohn des Soziologen Ferdinand Tönnies, siehe Wassner 1995.
- 34 Ähnlich Wildt 2007, S. 69-100.
- 35 Dazu Kershaw 1998/2000, Bd. 1, S. 331-397.
- 36 Dieser Aspekt steht bei Nyomarkay 1967, S. 9-50; Horn 1972, S. 209-327, sowie bei Kershaw 1992, S. 31-71, im Mittelpunkt.
- 37 Plöckinger 1999, S. 170-178.
- 38 Mergel 2005 sowie Graf 2008, S. 205-270.
- 39 Wehler 2003, S. 542-580, sowie ders. 2009, S. 13-24. Zu diesem Ansatz jetzt kritisch Herbst 2010, der im angeblichen Charisma Hitlers lediglich eine propagandistische Erfindung der NSDAP sieht.
- 40 Die besten Darstellungen dieser Problematik sind Peukert 1987; Schulz 1987-1992; Mommsen 1998; Winkler 2005 sowie Longerich 1995.
- 41 Tarrow 1991, S. 652f., sowie ders. 1994, S. 81-150. Zur sozialen Bewegungsforschung generell Raschke 1985; Rucht 1994 sowie Rucht/Roth 2008.
- 42 Hierzu klassisch Duverger 1958, S. 16-214, hier: S. 79-148, sowie Heberle 1951, S. 267-355.
- 43 Dazu grundlegend Turner 1997.

# Hitlers

## «Mein Kampf»

### Von der «Abrechnung» zum «Buch der Deutschen»

#### Einführung

Kaum ein anderes Buch der neueren Geschichte ist ebenso berühmt wie berüchtigt wie Hitlers *Mein Kampf* (Abb. rechts). Und um kein anderes Buch rankten sich bisher so viele Legenden. Dennoch – oder gerade deswegen – hat sich die Forschung seit den 1970er Jahren darauf beschränkt, beständig das zu reproduzieren, was sich bis dahin als Common Sense herausgebildet hatte. Dass manches davon auf die Zeit vor 1945 zurückging und damit Produkt der nationalsozialistischen Propaganda war, wurde ebenso wenig in Rechnung gestellt wie der Umstand, dass anderes aus der unmittelbaren Nachkriegszeit stammte und damit ebenfalls nur bedingt taugte für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Symbol der nationalsozialistischen Herrschaft. Das seit 1945 verbreitete Bild vom unlesbaren Werk liess es zu einer Art Steinbruch werden, aus dem sich die Wissenschaft je nach Bedarf die gerade benötigten Zitate schlug, ohne je näher auf Zusammenhänge und Hintergründe einzugehen. ■ In Vergessenheit geriet dabei, dass *Mein Kampf* mit all seinem Pathos, mit seinem «präventöse[n] Stil», mit seinen «gedrechselten, wurmartigen Perioden», wie Joachim Fest schrieb,<sup>1</sup> in seiner Zeit nicht alleine stand, sondern Teil einer völkisch-nationalistischen Literatur war, in der ein solcher Stil gang und gäbe war, ja dass selbst ein entschiedener Gegner wie Konrad Heiden anmerkte: «Über seine Kriegserlebnisse ist Hitler wieder wortkarg. Die ersten Sturmtage in Flandern beschreibt er dichterisch; es sind schöne Zeilen.»<sup>2</sup> ■ Gerne vergessen wurde auch, dass vor 1945 zahlreiche Autoren und Autorinnen ganz selbstverständlich von einer breiten Rezeption des Buches ausgingen.<sup>3</sup> Stattdessen übernahm man gerne die Behauptung vom «ungelesenen Bestseller», die bereits in den 1930er Jahren aus politischen Motiven von Otto Strasser und seinem Kreis in Umlauf gebracht worden war und vor allem durch amerikanische Publikationen wie die einflussreiche Biografie von Allan Bullock popularisiert wurde.<sup>4</sup> ■ Kaum weniger problematisch waren die Darstellungen zur Entstehungsgeschichte des Buches. Auch hier setzte sich trotz etlicher anderslautender Quellen die Darstellung durch, der spätere Diktator wäre nicht in der Lage gewesen, sein Buch selbst zu schreiben und hätte es diktieren müssen. Davon liess man sich auch nicht abbringen, als 1987 die Briefe von Rudolf Hess veröffent-

licht wurden, aus denen klar das Gegenteil hervorging. Erst die vor kurzem aufgefundenen und veröffentlichten Entwürfe und Manuskriptblätter Hitlers rücken nun dieses lang gepflegte Bild zurecht.

■ So ist denn die Geschichte von Hitlers Buch in vielerlei Hinsicht nicht nur ein Spiegelbild der Geschichte des Nationalsozialismus, sondern auch des Umgangs damit nach 1945. Und diese Geschichte ist noch nicht zu Ende. Daher kann der hier versuchte Abriss nur eine Zwischenbilanz ziehen, denn die geplante kritische Ausgabe des Buches wird noch manches ergänzen, erweitern und präzisieren.

#### Entstehung einer «Abrechnung»

Erste Versuche Hitlers zu einem Buchprojekt dürfte es bereits 1922 oder 1923 gegeben haben. Es handelt sich dabei um Teile des späteren Kapitels *Volk und Rasse*, worauf etwas später noch einzugehen sein wird.<sup>5</sup> Nach dem gescheiterten Putschversuch war Hitler zunächst getrieben von dem Bedürfnis nach einer *Abrechnung* mit seinen Gegnern vom November 1923, die er nicht nur vor Gericht, sondern auch publizistisch halten wollte. Intensiv arbeitete er spätestens seit Beginn des Jahres 1924 an diesem Vorhaben, konnte er doch dem Gericht bei Prozessbeginn bereits eine mehr als 70-seitige Denkschrift überreichen, die sich leider nicht erhalten hat, aber wohl als Nukleus verschiedener Teile seines geplanten Buches anzusehen ist. Dementsprechend beschäftigte er sich in dieser Zeit vor allem mit der Frühgeschichte der Partei und ihrem Aufstieg zu einer bayerischen Regionalgrösse. Nach den wenigen Berichten aus dieser Zeit wählte er sich Anfang Mai 1924 gar bereits der Fertigstellung nahe.

■ Es kam bekanntlich anders. Dies hatte mit Hitlers notorischer Unterschätzung des zeitlichen Aufwands eines Buchprojekts zu tun, vor allem jedoch mit einer tief greifenden persönlichen und politischen Neuorientierung während seiner Haft in Landsberg. Er gab im Juni 1924 seine hartnäckigen Versuche auf, auch aus dem Gefängnis heraus noch Einfluss auf die politische Entwicklung zu nehmen. Damit zusammen fiel auch eine neue Ausrichtung seiner geplanten Schrift. Hitler nahm nun mehr und mehr Abstand von einer *Abrechnung* mit seinen Gegnern vom Herbst 1923 und entwickelte aus der ursprünglichen tagespolitischen Streitschrift eine ideologisch überhöhte Autobiografie, in der er die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen aus seiner Perspektive kritisierte.

#### Ideologie und Biografie

Zunächst gilt es festzuhalten, dass die Forschung bisher bereits gut informiert war über die Entstehungsphase von *Mein Kampf* im Sommer 1924, da aus dieser Zeit die Überlieferung von Briefen aus Landsberg, insbesondere von Rudolf Hess, sehr dicht ist. Zu dieser vergleichsweise günstigen Quellenlage sind vor kurzem auch einige Manuskript- und Konzeptblätter hinzugekommen, die einen noch tieferen Einblick in diese Phase



Mein Kampf  
Eine Abrechnung  
von  
Adolf Hitler

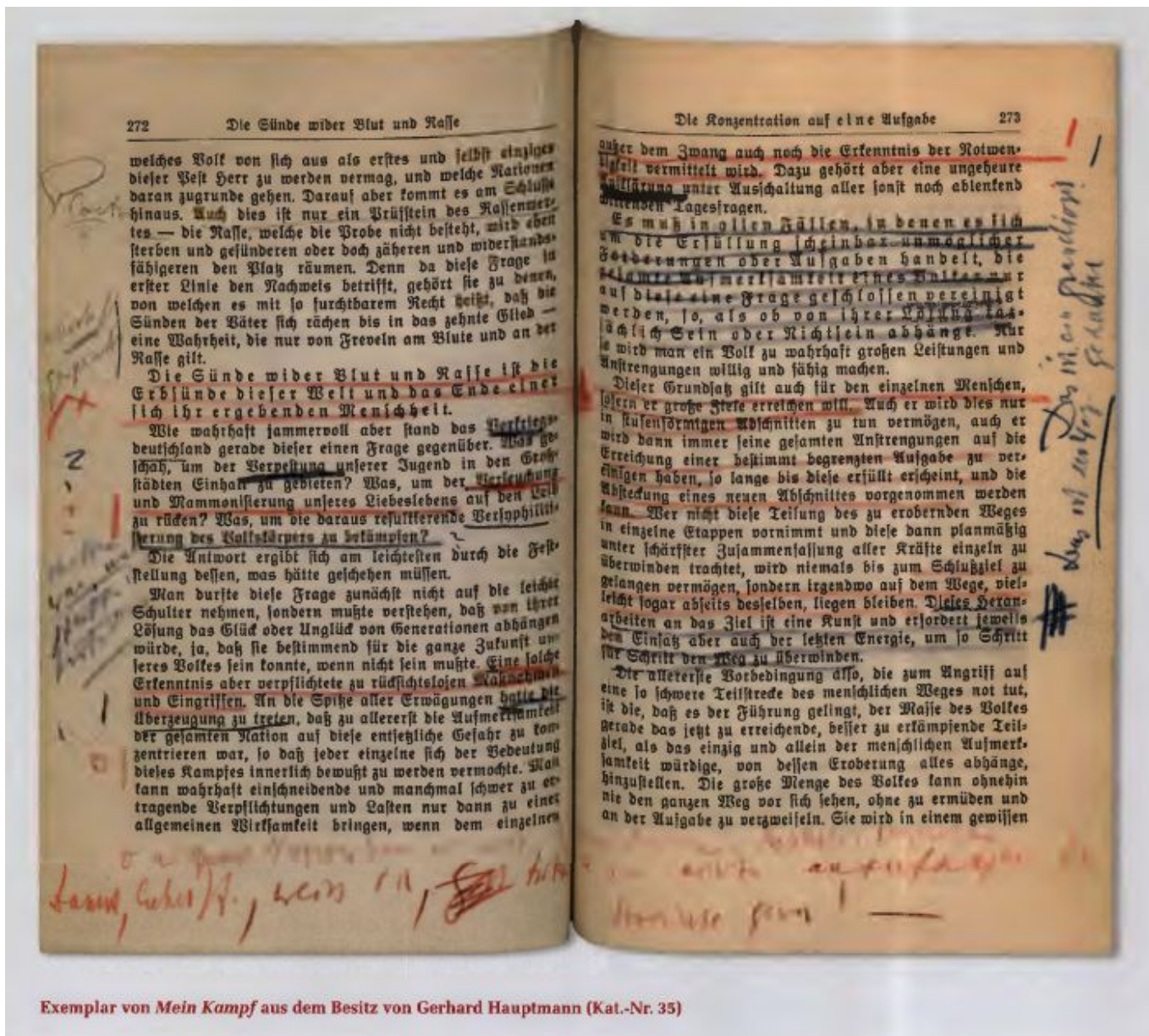
der Neu- und Umorientierung Hitlers geben.<sup>6</sup> ■ Die wenigen Manuskriptblätter beinhalten die ersten Seiten des ersten Kapitels mit dem Titel *Im Elternhaus* und gewähren einen kleinen Einblick in die Textproduktion Hitlers. Die wesentlich umfangreicheren Konzeptblätter bilden eine in sich geschlossene Einheit und behandeln Hitlers Biografie von seiner Übersiedelung von Wien nach München im Jahr 1913 bis zur Revolution 1918, gefolgt von politischen und ideologischen Betrachtungen.<sup>7</sup> Er schloss damit die Lücke, die er in der bisherigen Ausarbeitung zwischen der Darstellung seiner Kindheit, die zu den sehr früh entstandenen Teilen zählt, und der Schilderung seines Aufstiegs als Parteiführer ab 1920 offengelassen hatte. Die bereits erwähnte Abwendung von einer reinen *Abrechnung* mit seinen politischen Gegnern wird dadurch ebenso unterstrichen wie der Umstand, dass Hitler sich selbst in dieser Phase immer mehr ins Zentrum des Buches rückte. ■ Damit einher ging sein nun gestellter Anspruch, nicht mehr nur Parteiführer, sondern auch Ideologe und Programmatiker der Partei sein zu wollen. Dementsprechend griff er seine früheren Bemühungen wieder auf und versuchte mit dem bereits angesprochenen Kapitel *Volk und Rasse* eine ideologische Grundlegung seines Rassismus, der im Kern eine Ummantelung seines wesentlich früher entstandenen und damit grundlegenden Antisemitismus war, wie nicht zuletzt die Entstehungsgeschichte dieses Kapitels belegt. Zu Recht wird es daher als ein Schlüsselkapitel von *Mein Kampf* angesehen. Seine Entstehung ist komplex, doch lassen sich die drei wesentlichen Etappen gut rekonstruieren. ■ Der erste Teil dieses Kapitels, der mit den bekannten Vergleichen aus der Tierwelt beginnt und Hitlers rassistisches Weltbild beschreibt, liegt in den erhalten gebliebenen vier Konzeptblättern zu diesem Kapitel vor und ist damit etwa im Juli 1924 entstanden. Dass sich Hitler in dieser Zeit zunehmend als Ideologe versuchte, belegt die Akribie, mit der er die Konzeptblätter zu diesem Abschnitt ausarbeitete. Genügte ihm etwa für das gesamte siebte Kapitel über die *Revolution* ein einziges spärlich beschriebenes Konzeptblatt als Stichwortsammlung, so benötigte er hier für gut sechs Seiten gleich drei Blätter. Dass er bei der späteren Ausarbeitung des Textes, wie sonst bei ihm üblich, von diesem Entwurf nicht weitschweifig abwich, ja, mehr noch, dass er ganze Absätze aus dem Entwurf beinahe wörtlich in den späteren Text von *Mein Kampf* übernahm, unterstreicht seine Bemühungen, aber auch seine Unsicherheit in seiner neuen Rolle als Ideologe. Entsprechend war er auch bestrebt, neue und als ideologisch relevant empfundene Begriffe in seine Arbeit einzubauen, wie es hier mit dem Begriff «Lebensraum» geschah: In den Konzeptblättern vom Juli 1924 findet er sich noch nicht, in den späteren Text hat Hitler ihn dann jedoch bewusst eingebaut. ■ Seine Unsicherheit war durchaus begründet, denn der erste Anlauf, seinen Antisemitismus in einem grösseren Text ideologisch zu begründen, war fehlgeschlagen. Bereits vor dem Putschversuch 1923 hatte er sich daran versucht, den *Werdegang der Juden*, wie er den Abschnitt später nannte, zu beschreiben und daraus seinen Antisemitismus abzuleiten. Dieser

erste Versuch wurde nie eigenständig veröffentlicht, sondern liegt in Form des letzten Abschnitts des Kapitels *Volk und Rasse* vor. Verbunden wurden diese beiden Textabschnitte schliesslich von Hitler im Herbst 1924 durch eine Art vergleichender Betrachtung zwischen *Arier[n] und Juden*, sodass das gesamte Kapitel *Volk und Rasse* im Wesentlichen aus drei Teilen zusammengesetzt wurde, die aus sehr unterschiedlichen Zeiten und damit auch unterschiedlichen Phasen von Hitlers ideologischer Entwicklung stammen. Bei einer Beschäftigung damit sollte dieser Umstand daher eine entsprechende Berücksichtigung finden. ■ Mit der Entwicklung Hitlers hin zu einem Ideologen war als zweiter wesentlicher Aspekt der Entwurf einer Autobiografie verknüpft. Damit kommt auch die deutsche oder doch zumindest bayerische Öffentlichkeit ins Blickfeld. Dass es Hitler mit den Angaben zu seiner Vita in *Mein Kampf* nicht sehr genau genommen hat, ist in den vergangenen Jahren durch verschiedene Arbeiten eindrucksvoll und in vielen Details nachgewiesen worden. Die Motive dafür gehen freilich über das hinaus, was man bei Schriften dieser Art gemeinhin erwarten muss. Denn wirft man einen Blick darauf, was der Öffentlichkeit über Hitlers Biografie vor der Publikation von *Mein Kampf* bereits bekannt war, so wird deutlich, dass dies so gut wie alle wesentlichen Elemente umfasste: die Zeit in Wien und München, der Autodidakt, der Kriegsteilnehmer, das «Erweckerlebnis» in Pasewalk, das siebte Parteimitglied – all das war schon vor *Mein Kampf* Gegenstand von Publikationen und öffentlichen Diskussionen. Um Hitler hatte sich in den frühen 1920er Jahren ein «ganzer Legendenkranz» gebildet,<sup>8</sup> wie die völkische Zeitschrift *Friedericus* im September 1923, also bereits Monate vor dem Putschversuch im November 1923 und dem anschliessenden Prozess im Frühjahr 1924, feststellte. ■ Es konnte daher nicht Hitlers Motiv für eine Autobiografie gewesen sein, ohnehin bereits Bekanntes erneut in einem Buch zu präsentieren. Dies erklärt manche Eigentümlichkeiten in seinen Darstellungen, war er doch zum einen sehr darum bemüht, allzu absurde Verklärungen, die ihm in der Öffentlichkeit von seinen Anhängern widerfahren, zurechtzurücken, denn tatsächlich lesen sich manche Passagen in *Mein Kampf* geradezu nüchtern im Vergleich zu Publikationen aus den Jahren 1923 und 1924. Es ist damit zum anderen zu konstatieren, dass Hitler in den biografischen Teilen von *Mein Kampf* im Wesentlichen auf Entwicklungen und Tendenzen zurückgriff, die bereits in den Jahren zuvor entstanden und verbreitet worden waren. Doch er übernahm sie nicht nur, sondern gestaltete und gewichtete sie neu, um sie dem übergeordneten Ziel einer ideologischen Grundlegung des Nationalsozialismus dienstbar zu machen, die aus seiner Sicht nur mehr er selbst bewerkstelligen konnte. Er benutzte daher seine Vita wo immer möglich als Exempel für eine «gelebte» und mit seiner Person erst «gewachsene» nationalsozialistische Ideologie, die auch beinhaltete, ihr Entgegenstehendes entweder auf Linie zu bringen oder zu eliminieren. So gesehen ist Hitlers Umgang mit seiner Biografie als Teil seiner Ideologiebildung seit dem Sommer 1924 nur konsequent gewesen.<sup>9</sup>

## «Mein Kampf» 1925-1932

Doch nicht nur diese grundlegende Neuorientierung Hitlers im Sommer 1924 hatte für die Entstehung und Publikation seines Buches erhebliche Konsequenzen. Trotz mehrfacher Anläufe erschien der erste Band erst ein Jahr später, nachdem im Frühjahr 1925 aus Rücksicht auf seine schwierige politische Lage zwischen Redeverbot und drohender Ausweisung die Aufspaltung des Buches in zwei Teile beschlossen worden war. Ihr verdankte das Buch zu einem erheblichen Teil seinen endgültigen Titel. Der zu keiner Zeit als sperrig empfundene ursprüngliche Titel von den *viereinhalb Jahren Kampf gegen Lüge, Dummheit und Feigheit* musste geändert werden, da er mit dem Inhalt des schliesslich erschienenen ersten Bandes nichts mehr zu tun hatte. Darüber hinaus erfuhr das Buch damit auch einige inhaltliche und sprachliche Entschärfungen in seinen Angriffen gegen das nachrevolutionäre Deutschland, zumal Hitler weitere Einschränkungen seiner politischen Möglichkeiten durch eine Provokation staatlicher Behörden vermeiden wollte. ■ Ähnlich wie der erste Band erschien auch der zweite wesentlich später, als Hitler zunächst geplant hatte. Erst nach einer intensiven Arbeitsphase im Herbst 1926 konnte er am Ende dieses Jahres erscheinen. Das Interesse an einer Schrift des inzwischen in der Öffentlichkeit beinahe vergessenen Parteiführers und ehemaligen Putschisten war Ende 1926 allerdings gering. Resonanz fand der zweite Band bei seinem Erscheinen kaum, er blieb – und das sollte auch künftig so bleiben – im Interesse der Leserschaft weit hinter dem ersten Band zurück. Dieser hatte bei seiner Veröffentlichung noch zu heftigen Reaktionen in sehr unterschiedlichen Bereichen geführt. ■ Zwei Beispiele verdeutlichen dies: Zunächst soll die vom Bayerischen Innenministerium schon im Oktober 1925 angefertigte 15-seitige Untersuchung mit dem Titel *Vormerkungen aus Hitler's Buch «Mein Kampf»* erwähnt werden, in der festgehalten wurde, dass Hitler trotz taktischer Neuausrichtungen keineswegs von seinen grundsätzlichen radikalen Endzielen abgerückt sei. Die Analyse des Buches liess für das Innenministerium keinen Zweifel daran, dass das gegen Hitler verhängte Redeverbot zu Recht bestünde und auch weiterhin bestehen bleiben sollte.<sup>10</sup> Diese erste Untersuchung von staatlicher Seite stand am Beginn einer ganzen Reihe von behördlichen Analysen des Nationalsozialismus und von Hitlers Buch, die vor allem ab 1929 in erstaunlichem Umfang angefertigt wurden. Nicht weniger als fünf Denkschriften und Gutachten sowie zahlreiche kürzere Kommentare, in denen Hitlers Buch eine bedeutende Rolle spielte, wurden bereits vor den Wahlen im September 1930 verfasst. Und einige weitere sollten noch folgen: Die letzte wurde vom Preussischen Innenministerium im Frühjahr 1932 angefertigt, umfasste nicht weniger als 230 Seiten und warnte eindringlich vor den umstürzlerischen Bestrebungen der Nationalsozialisten.<sup>11</sup> ■ Zum anderen sei auf den Text *Adolf Hitlers Lehren über Juden und Judentum* von Ludwig Kaempfer in den *Abwehrblättern* des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus hingewiesen. Er ent-

stand ebenfalls im Oktober 1925 und zählt zu den interessantesten und eloquentesten Texten über Hitlers Buch. Er ist bis heute lesenswert geblieben – freilich aber auch bedrückend in seiner fundamentalen Fehleinschätzung Hitlers. Denn am Ende seines Textes resümierte Kaempfer: «Man legt Hitlers Buch mit einem Gefühl der Befriedigung beiseite: Solange die völkische Bewegung keine anderen Führer an ihre Spitze zu stellen weiss, solange werden noch manche Wasser ins Meer fliessen, bis sie im Land der Dichter und Denker siegen wird.»<sup>12</sup> Diese Verknüpfung von moralischer Ablehnung mit politischer und intellektueller Geringschätzung war in den Texten über Hitlers Buch in der liberalen Publizistik der Jahre 1925/26 durchaus üblich. Ähnliche Ausführungen fanden sich auch in der *Frankfurter Zeitung*, dem Berliner *Tagebuch*, der Wiener *Neuen Freien Presse* oder der *Neuen Zürcher Zeitung*. ■ In der Anfang der 1930er Jahre erneut einsetzenden publizistischen Beschäftigung mit Hitlers Buch erfuhr sie dann eine Wiederbelebung und hat damit eine Tradition mitbegründet, die sich bis weit in die Nachkriegszeit gehalten hat. Gleichzeitig hielt zu dieser Zeit auch ein sehr selektiver Umgang mit dem Buch Einzug in die Diskussion, was letztlich erhebliche Konsequenzen hatte. Beispielhaft steht dafür die konfessionelle Publizistik, die sich ergänzend zu *Mein Kampf* auch mit Alfred Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts* und dem Bekenntnis zum «positiven Christentum» in Punkt 24 des Parteiprogramms beschäftigte. Interessiert war man dabei meist nur an den Aussagen zum Verhältnis des Nationalsozialismus zum Christentum. Fand Rosenberg eine deutliche Ablehnung, so brachte man vor allem auf evangelischer Seite Hitlers Buch viel Wohlwollen entgegen. Ablehnende Stimmen waren deutlich in der Minderheit. Auf katholischer Seite stiess man sich besonders am Parteiprogramm, das die Religion dem Staat unterordnete, an Hitlers Vorstellungen in *Mein Kampf* fand man insgesamt allerdings wenig auszusetzen – sieht man davon ab, dass man seinen Antisemitismus zwar als etwas über das Ziel hinaus schießend kritisierte, ihn grundsätzlich aber als verständlich ansah.<sup>13</sup> ■ Heftige Ablehnung erfuhr Hitlers Buch hingegen schon 1925/26 von ideologisch durchaus nahestehenden Gegnern aus dem völkischen Lager. Die Auseinandersetzung um *Mein Kampf* war dabei Teil der nach dem Putschversuch 1923 entbrannten Grabenkämpfe, die sich bis zum Ende der 1920er Jahre fortsetzten. So veröffentlichte Bernhard Rudolf Stempfle, der später völlig zu Unrecht in den Verdacht geriet, an der Entstehung des Buches beteiligt gewesen zu sein, im *Miesbacher Anzeiger*<sup>14</sup> eine herbe Kritik. Ähnlich harsche Besprechungen brachten auch die *Deutsche Zeitung* des Alldeutschen Verbandes<sup>15</sup> oder die Berliner *Neue Preussische Zeitung (Kreuz-Zeitung)*.<sup>16</sup> ■ Die grösste Zustimmung fand das Buch erwartungsgemäss unter den Nationalsozialisten. Die Belege dafür sind zahlreich. Rudolf Hess zeigte sich bereits 1924 während seiner gemeinsamen Haft mit Hitler in Landsberg davon überzeugt, es mit einer kommenden Sensation zu tun zu haben. Ähnlich reagierte Gottfried Feder, als er im Frühjahr 1925 erstmals die Druckfahnen zu dem Buch einsehen konnte. Ernst Hanfstaengl und Josef Stolzinger-



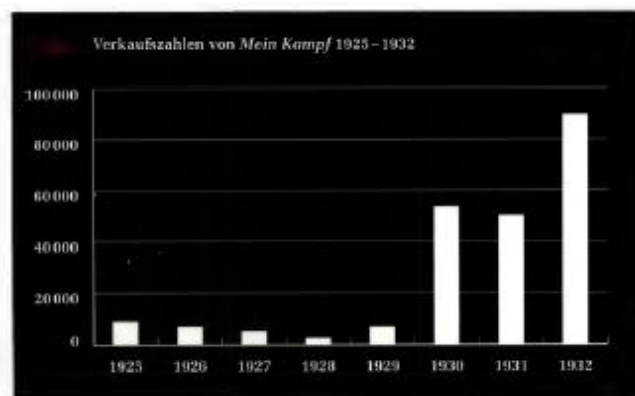
Exemplar von *Mein Kampf* aus dem Besitz von Gerhard Hauptmann (Kat.-Nr. 35)

Cerny waren sich für Korrekturarbeiten nicht zu schade, Rudolf Buttmann verteidigte das Buch im Spätsommer 1925 vehement gegen völkische Kritiker, und der Hitler gegenüber noch schwankende Joseph Goebbels las im Herbst 1925 den ersten Band mit «reissender Spannung», wie er seinem Tagebuch anvertraute.<sup>17</sup> ■ Wie intensiv das Buch dabei von Anhängern studiert wurde, kann seit kurzer Zeit anhand der im New Yorker Museum of Jewish Heritage aufbewahrten Exemplare aus dem Besitz Heinrich Himmlers studiert werden. Beide Bände wurden von ihm aufmerksam durchgearbeitet, analysiert und mit Markierungen und Anmerkungen versehen, wobei er, anders als der impulsive Goebbels, durchaus differenziert urteilte, wie seine ergänzenden Bemerkungen in seinem Lesetagebuch unterstreichen. Himmler meinte dort zum ersten Band: «Es stehen unheimlich viel Wahrheiten darin. Die ersten Kapitel über die eigene

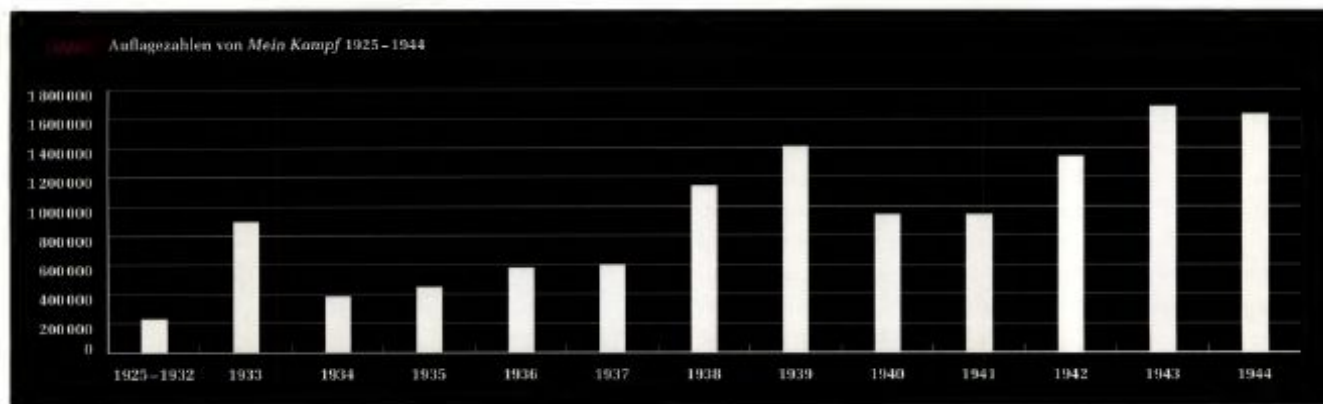
Jugend enthalten manche Schwäche.»<sup>18</sup> ■ Doch die beiden Exemplare aus Himmlers Besitz sind noch aus einem weiteren Grunde bemerkenswert, denn sie wurden nicht nur von Heinrich, sondern auch von seinem Vater Gebhard gelesen, seines Zeichens Prinzenerzieher der Wittelsbacher und Gymnasialdirektor in München und damit ein zu hohen Ehren aufgestiegener Vertreter des nationalkonservativen Bürgertums. Auch er hat das Buch keineswegs als unlesbar zur Seite gelegt, sondern ähnlich seinem Sohn aufmerksam studiert und durchgearbeitet, wie seine gelegentlich durchaus kritischen Anmerkungen belegen. Sein Schlusskommentar lässt freilich keinen Zweifel an seiner Einschätzung von Hitlers Buch zu. Im Juni 1932 hielt Gebhard Himmler auf der letzten Seite fest: «Mit heissem Interesse und aufrichtiger Bewunderung dieses Mannes zu Ende gelesen.»<sup>19</sup>

## «Mein Kampf» 1933-1945

Es ist daher anzunehmen, dass der wenige Monate später mit Hitlers Machtübernahme einsetzende Boom des Buches durchaus eine Basis wenn nicht in der Zustimmung, so doch im politischen Interesse erheblicher Teile der deutschen Gesellschaft gehabt hat. Dies unterstreicht ein zweiter rezeptionsgeschichtlicher Glücksfall. Im Juni 1933 hat sich mit Gerhard Hauptmann ein weiterer Vertreter der Bildungsschicht und zugleich ein weltweit geachteter Literat mit *Mein Kampf* beschäftigt. Auch er hat das Buch nicht als unlesbar abgetan, sondern bis zum Ende durchgearbeitet, wie sich anhand seines Exemplars nachvollziehen lässt, das in der Staatsbibliothek zu Berlin verwahrt wird (Abb. links). Hauptmann folgte dabei offenbar einem 1930 einsetzenden Trend, der auf eine zunehmende Verbreitung des Buches verweist, wie die Verkaufszahlen bis 1932 belegen (Tab. 1). Bereits im Frühjahr 1930 und damit deutlich vor dem Wahlerfolg im September desselben Jahres stiegen die Verkaufszahlen erheblich an, worauf der Eher-Verlag im Mai 1930 mit der Herausgabe der heute bekannten «Volksausgabe» reagierte. ■ Erreichte man 1932 mit einer Jahresverkaufszahl von über 90'000 Stück bereits ungeahnte Höhen, so sprengte das Jahr 1933 alles bisher Gekannte: In diesem Jahr wurden etwa 900'000 Exemplare des Buches verkauft.<sup>20</sup> Selbst wenn man die grosszügige Ausstattung der Bibliotheken in Deutschland ab März/April 1933 in Rechnung stellt, bleibt ein erheblicher Anteil für den privaten Kauf. Mit der einsetzenden Stabilisierung der nationalsozialistischen Herrschaft war man in der Bevölkerung offenbar durchaus daran interessiert, sich mit den Ausführungen des neuen Kanzlers zu beschäftigen. Die aus dieser Zeit leider nur in beschränktem Ausmass erhalten gebliebenen Entleihdaten aus Bibliotheken deuten in dieselbe Richtung, denn das Buch wurde in dieser Zeit durchaus nachgefragt und entliehen. ■ Gleichzeitig war jedoch damit eine Dimension erreicht, die in den nächsten Jahren nicht zu halten war. Der drastische Rückgang der Verkaufszahlen nach 1933 brachte den Eher-Verlag in erhebliche Schwierigkeiten, was letztlich zu jenem Projekt führte, das das öffentliche Bild von *Mein Kampf* bis heute

Rückseite der Verlagsbroschüre *Das Buch der Deutschen*, 1938

prägt, wenngleich es alles andere als eine Erfolgsgeschichte war: die Vergabe als Hochzeitsgeschenk.<sup>21</sup> Die enorme Nachfrage des Jahres 1933 verleitete den Eher-Verlag zu einer deutlichen Überproduktion, die sich in der Folgezeit nicht mehr abbauen liess. So wurde 1935 vom Verlag die Idee geboren, den Städten und Gemeinden in Deutschland Hitlers Buch als Geschenk für Neuvermählte anzupreisen. Doch da diese Empfehlung kaum Widerhall fand, ja selbst München als «Hauptstadt der Bewegung» sich nicht anschliessen wollte und bereits anders disponiert hatte, ging der Verlag noch im selben Jahr einen Schritt weiter und versuchte über den Deutschen Gemeindetag seinen Einfluss in diese Richtung geltend zu machen. Auch wenn sich der Gemeindetag schliesslich vor den Karren des Verlags spannen liess, so konnte doch selbst auf diesem Weg kaum etwas in Bewegung gebracht werden, zumal der Verlag nicht bereit war, finanzielle Abstriche hinzunehmen. ■ Um einen völligen Fehlschlag doch noch abzuwenden, gelang es dem Verlag im April 1936, jenen bekannten Erlass des Innenministeriums zu erwirken, der die Städte und Gemeinden veranlassen sollte, Hitlers Buch allen Neuvermählten zum Geschenk zu machen.<sup>22</sup> Gerne wurde nach dem Krieg dieser Erlass als Beleg dafür herangezogen, dass *Mein Kampf* ein ungelesenes, weil zwangsverordnetes Buch gewesen wäre. Unberücksichtigt bleibt dabei, dass es nie zu einer vollständigen Umsetzung dieses Erlasses gekommen ist, denn er enthielt die Klausel, dass die finanziellen Mittel der Gemeinden zu berücksichtigen wären, was vor allem von den grösseren Städten genutzt wurde, um weiterhin die Verschwendung des Buches zu unterlaufen. Im Jahr 1938 setzte noch nicht einmal die Hälfte aller Gemeinden in Deutschland den Erlass um, und der Prozentsatz stieg nur langsam. Im Jahr 1939 verweigerten sich Grossstädte wie Berlin, Hamburg oder Dresden trotz intensivster Bemühungen des Verlags noch immer (Abb. oben). ■ Mit Beginn des Krieges änderte sich hier nur noch in Einzelfällen



etwas, denn der Eher-Verlag entdeckte mit der Wehrmacht einen neuen riesigen Absatzmarkt und verlor zusehends sein Interesse an der so mühsam vorangetriebenen Hochzeitsaktion. Mit den aussenpolitischen Krisen und schliesslich mit Kriegsbeginn setzte die Zeit der ganz grossen Umsätze ein, denn etwa zwei Drittel aller Exemplare des Buches wurden in den Jahren ab 1939 produziert, wie die Auflagenzahlen bis 1944 zeigen (Tab. 2). Damit ist jedoch auch eines der verbliebenen Desiderate in der Forschung zu *Mein Kampf* angesprochen: Dass sich verschiedene führende Militärs, allen voran Werner von Blomberg, mit *Mein Kampf* beschäftigt haben, ist bekannt, doch ist die Rolle, die Hitlers Buch in der Wehrmacht insgesamt gespielt hat, bisher weitgehend unerforscht.

#### Zum Umgang mit einem Buch

Hitlers Buch wurde weder ignoriert noch blieb es ungelesen. Die Aufmerksamkeit, die es erfuhr, lässt sich heute zwar nur noch teilweise rekonstruieren, sie war jedenfalls beachtlich. Ob es jemals das «Buch der Deutschen» war, muss allerdings offenbleiben, unzweifelhaft jedoch war und ist es ein Buch der deutschen Geschichte. Der Umgang damit blieb daher stets schwierig, und viele der heute diskutierten Ansätze waren auch schon vor 1945 präsent. Auf der einen Seite fanden sich jene Autoren und Autorinnen wie Irene Harand, die Hitler widerlegen, ihm «die Maske vom Gesicht» reissen wollten und sich dem Anprangern all der Irrtümer, Verdrehungen und Verleumdungen verschrieben, die Hitler in seinem Buch vereinigte.<sup>23</sup> Das Ergebnis waren nicht selten Arbeiten, die trotz aller Bemühungen und aller moralischen Empörung an ihrem eigenen Anspruch scheiterten. Auf der anderen Seite fanden sich jedoch auch Autoren wie der in die USA geflüchtete SPD-Abgeordnete Hans Staudinger, der im Exil eine der aufschlussreichsten Analysen zu Hitlers Buch verfasste, sie jedoch nicht zu veröffentlichen wagte, da er fürchtete, missverstanden zu werden oder gar «Verständnis» für Hitler zu wecken.<sup>24</sup> ■ Zwischen diesen beiden Polen bewegte sich denn auch nach Kriegsende die Diskussion um eine wissenschaftliche Ausgabe

des Buches, und sie bewegt sich noch heute dort: Zum einen ruft sie zuweilen Erwartungen hervor, die nur schwerlich eingelöst werden können, und zum anderen besteht noch immer die Scheu davor, sich den gesellschaftlichen und politischen Fragen zu stellen, die eine solche Ausgabe unweigerlich aufwirft.

#### Anmerkungen

- 1 Fest 1973, S. 293.
- 2 Heiden 1936, S. 54.
- 3 Vgl. Plöckinger 2006, S. 2.
- 4 Vgl. Bullock 1964, S. 118.
- 5 Vgl. dazu und zu den nachfolgenden Ausführungen: Plöckinger 2006, S. 29-121.
- 6 Vgl. Beierl/Plöckinger 2009.
- 7 Es sind dies: Kapitel 4 *München*, Kapitel 5 *Der Weltkrieg*, Kapitel 6 *Kriegspropaganda*, Kapitel 7 *Die Revolution*, Kapitel 10 *Ursachen des Zusammenbruchs* und Kapitel 11 *Volk und Rasse*.
- 8 Vgl. Fridericus, 2. Jg., Nr. 37, 3. Ausgabe, September 1923.
- 9 Vgl. Plöckinger 2010.
- 10 Vgl. Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MInn 81576.
- 11 Vgl. Kempner 1983, S. 12; Plöckinger 2006, S. 222-224.
- 12 *Abwehrblätter*, 35. Jg., Nr. 19/20, 20.10.1925.
- 13 Vgl. Plöckinger 2006, S. 240-301.
- 14 *Miesbacher Anzeiger*, 51. Jg., Nr. 200, 29.8.1925.
- 15 *Deutsche Zeitung*, 30. Jg., Nr. 422, 9.9.1925.
- 16 Vgl. *Neue Preussische Zeitung*, Nr. 459, 1.10.1925.
- 17 Vgl. Plöckinger 2006, S. 68, S. 129, S. 177, S. 340.
- 18 Vgl. ebd., S. 348.
- 19 Vgl. Plöckinger 2009. Unterstreichung im Original.
- 20 Im Detail ist hier zu unterscheiden zwischen produzierten und verkauften Exemplaren, da der Verlag zu dieser Zeit mit der Produktion nicht nachkam.
- 21 Vgl. Plöckinger 2006, S. 432-440.
- 22 Vgl. Plöckinger 2006, S. 433.
- 23 Vgl. Harand 1935, S. 7.
- 24 Vgl. Staudinger 1981, S. 5.



**Der  
«Führerstaat»  
Herrschafts-  
strukturen  
und Selbst-  
darstellungen**

# «Führerstaat»: Charisma und Gewalt



Karte zum Geburtstag von Adolf Hitler, 1932  
(Kat.-Nr. 117 h)

«Das ist das Wunder unserer Zeit, dass ihr mich gefunden habt» – die Rede wurde hier durch lang anhaltenden Beifall unterbrochen –, «dass ihr mich gefunden habt unter so vielen Millionen! Und dass ich euch gefunden habe, das ist Deutschlands Glück!» So sprach Hitler am 13. September 1936 vor den Kampfformationen der NSDAP in Nürnberg.<sup>1</sup> Es war Propaganda im grossen Stil, gewiss, auf der spektakulären Theaterbühne des Reichsparteitags vor etwa 140'000 jubelnden Parteileuten. Aber es waren ebenso gewiss keine Phrasen eines gewöhnlichen Politikers. Hitlers Worte suggerierten ein mystisches Bündnis zwischen «Führer» und «Gefolgschaft». Pseudoreligiöse Töne waren unverkennbar. Es war nicht das erste Mal, dass Hitler solche Töne angeschlagen hatte. In Anlehnung an das Johannes-Evangelium hat er vor SA-Männern schon im Januar 1936 erklärt: «Alles, was ihr seid, seid ihr durch mich, und alles, was ich bin, bin ich nur durch euch allein.»<sup>2</sup> Und am 11. September desselben Jahres hat er sich in seiner Rede an die Politischen Leiter der Partei wieder Messias-Töne zu eigen gemacht: «Ihr habt einst die Stimme eines Mannes vernommen, und sie schlug an eure Herzen, sie hat euch geweckt, und ihr seid dieser Stimme gefolgt.»<sup>3</sup> ■ Bis Hitler al-

lerdings solche Posen einnehmen konnte, war es freilich ein langer Weg. Schon in den Anfangsjahren der NS-Bewegung waren Ansätze des später ausufernden Führerkults in der rechten Szene durchaus spürbar. Der damals junge Jurist Hans Frank war 1920, nachdem er erstmals eine Rede von Hitler gehört hatte, überzeugt, dass dieser allein imstande wäre, «das deutsche Schicksal zu meistern».<sup>4</sup> Hitler wurde 1922/23 unter Parteianhängern nicht nur mit Mussolini, sondern auch mit Napoleon verglichen. Während seiner Landsberger Haftzeit 1924 nach dem fehlgeschlagenen Putschversuch in München wurde er vielfach in völkischen Kreisen als grosser nationaler Held gefeiert und, wie es in einer Formulierung hiess, als «die lebendige Verkörperung der Sehnsucht der Nation» betrachtet.<sup>5</sup> Joseph Goebbels, der spätere Propagandaminister, fragte 1925 nach der Lektüre von *Mein Kampf*: «Wer ist dieser Mann? Halb Plebejer, halb Gott! Tatsächlich der Christus, oder nur der Johannes?»<sup>6</sup> «Adolf Hitler, ich liebe Dich, weil Du gross und einfach zugleich bist. Das was man Genie nennt», notierte er einige Monate später in seinem Tagebuch.<sup>7</sup> Rudolf Hess, in den 1920er Jahren stets an Hitlers Seite, verglich ihn in einem privaten Brief 1927 mit einem «grossen Religionsstifter», der einen «apodiktische[n] Glauben» vermittelte, um die Masse der Anhänger dorthin zu führen, «wohin sie geführt werden soll».<sup>8</sup> ■ Frank, Goebbels und Hess gehörten natürlich zur ersten Reihe der «Gefolgschaft». Sie waren fanatische Führergläubige der ersten Stunde und in hohen Positionen innerhalb der Partei – frühe Vertreter und Vermittler des Führerkults. Nur wenige Deutsche waren ihnen indes in den 1920er Jahren gefolgt. Noch 1928 war die NSDAP eine kleine Splitterpartei und der Führerkult damit nur bei einer winzigen Minderheit der Bevölkerung wirksam. Aber schon während des Aufstiegs der NSDAP ab 1930 wurde eine weit verbreitete naive Bereitschaft geweckt, an einen «kommenden Führer» zu glauben. Dabei kann man durchaus von einer Art Volksfrömmigkeit reden. Quasi-religiöse Sehnsüchte sind kaum zu übersehen. Ein junger Parteigenosse, der sich 1932 der NSDAP angeschlossen hatte, war sofort von Hitler gefesselt, nachdem er eine Rede in Kassel gehört hatte. «Danach existierte für mich nur eines», schrieb er etwas später, «entweder mit Adolf Hitler zu siegen oder für ihn zu sterben. Ich stand völlig unter dem Bann des Führers Persönlichkeit.» «Unser Führer strahlt eine Kraft aus, die uns alle stark macht», meinte ein anderer. «Ich kam nicht durch Zufall zu Hitler», äusserte ein dritter Parteianhänger. «Ich suchte nach ihm.»<sup>9</sup> Solche Äusserungen und auch Abertausende von überschwänglichen Briefen (Abb. links), die von einfachen Leuten an Hitler geschickt wurden, um «dem grossen Führer» ihre Liebe kundzutun oder ihre innigen Gefühle sonst zu ergiessen, bezeugen weiterhin, dass man es hier nicht nur mit einem aussergewöhnlichen Führungsanspruch zu tun hat, sondern auch mit bereits vorhandenen naiven Rettungserwartungen bei Teilen der Bevölkerung, die diesem Anspruch entgegenkamen und die Basis einer seltsamen Bindung zwischen «Führer» und Gesellschaft schufen. ■ Bereits das bei autoritären Regimen extrem personalisierte System der nationalsozialistischen Partei – später dann der



Adolf Hitler auf dem Weg zur Krolloper, Berlin 1933

Staatsführung – lässt sich wohl zutreffend als «charismatische Herrschaft» bezeichnen. «Charisma» stammt aus dem Griechischen und heisst wörtlich «göttliche Gabe». Ein Träger von Charisma erhält demnach seine besonderen Begabungen durch «Gottes Gnade». Man denkt dabei freilich nicht unbedingt an Hitler. Aber als wissenschaftlicher Begriff, wie er vor allem von dem Soziologen Max Weber verwendet wurde, ist «Charisma» wertfrei. Weber zufolge soll «[...] Charisma» eine «als ausseralltäglich [...] geltende Qualität einer Persönlichkeit heissen, um derentwillen sie als mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder mindestens spezifisch ausseralltäglichen, nicht jedem andern zugänglichen Kräften oder Eigenschaften [begabt] oder als gottgesandt oder als vorbildlich und deshalb als ‚Führer‘ gewertet wird». Wesentlich dabei ist daher nicht in erster Linie das objektive «Charisma» einer Person, sondern die subjektive Wahrnehmung dieses Charismas durch andere – eine «Anerkennung», die nach Weber «psychologisch eine aus Begeisterung oder Not und Hoffnung geborene gläubige, ganz persönliche Hingabe» ist.<sup>10</sup> «Charismatische Autorität», schreibt Weber, ist ihrem Wesen nach «spezifisch labil». Der «charismatische Held» leitet seine Auto-

rität nicht aus «Ordnungen und Satzungen», sondern aus seinen Heldentaten ab. Falls er die Erwartungen seiner Anhänger nicht auf Dauer erfüllt, büsst er sein «Charisma» ein. Solange aber seine persönliche «Mission» durch die Anhängerschaft anerkannt wird, bleibt diese Anerkennung die Basis seiner Macht, die keine «formale» Rechtsfindung kennt und ihrem Wesen nach revolutionär ist.<sup>11</sup> ■ Max Weber hatte natürlich keinen Hitler vor Augen, als er sein Traktat verfasste. Von ihm aus passte Hitler auch kaum zur Vorstellung eines charismatischen Helden. Dennoch erkennt man ohne Schwierigkeiten, wie die geistreichen Gedanken Max Webers eine gewisse Anwendung auf politische Entwicklungen finden können, die jenseits seines Denkhorizonts lagen. Denn Webers abstrakter Begriff hilft meines Erachtens, sowohl die Ermöglichung Hitlers als auch seine besondere personalisierte Form von Machtausübung besser zu verstehen. Der Begriff der charismatischen Herrschaft lenkt den Blick auf die Führerbindung im Nationalsozialismus, auf die Wechselwirkung von «Führer» und «Gefolgschaft», die nur unter den ganz besonderen krisenhaften Bedingungen, wie sie in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg herrschten, zustandekommen konnte und die

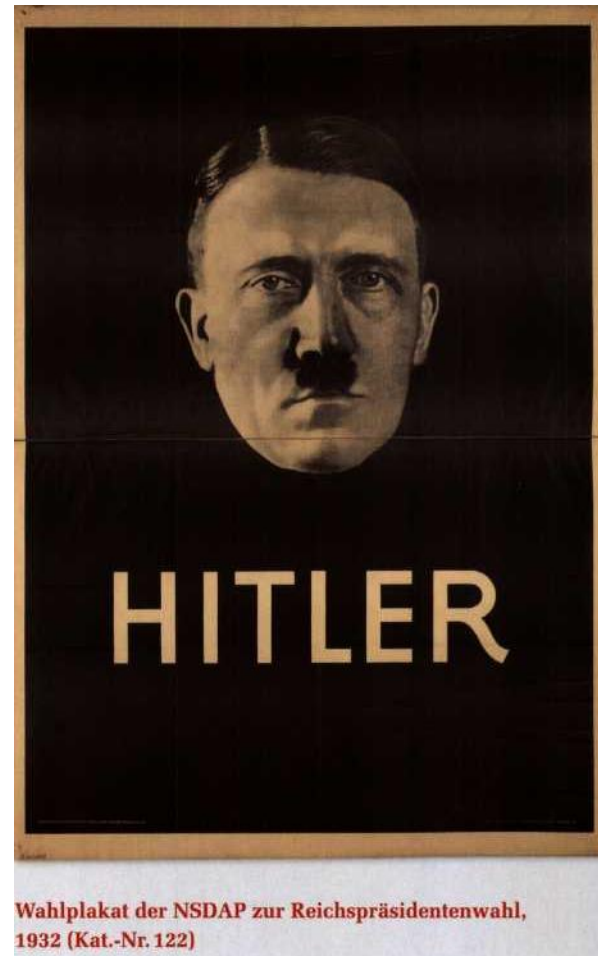
eine vorübergehende revolutionäre Dynamik, schliesslich aber auch ein ausserordentlich destruktives – sogar selbstdestruktives – Momentum entfalten musste. Man sieht mit Weber die krisenbedingten psychologischen Impulse, die pseudoreligiösen Hoffnungen, die zum Triumph einer persönlichen Mediokrität wie bei Hitler führten. Man bekommt darüber hinaus Einsicht in den unauffhaltsamen Prozess, in dem der legal-bürokratische Staat durch die Willkür einer stark personenzentrierten Herrschaft erodierte. Denn der durch Propaganda masslos aufgebauchte Nimbus des unfehlbaren «charismatischen Führers», der seine «Legitimation» aus der Anerkennung seiner «Heldentaten» bezog und dessen Macht auf der persönlichen Loyalität seiner «Gefolgschaft» beruhte, musste die gesetzmässigen Regelungen und Kontrollen eines bürokratischen Systems zwangsläufig sprengen. ■ «Charisma» ist zugleich im Effekt inhaltslos. Ein Träger von Charisma kann jemand wie Jesus Christus oder der heilige Franz von Assisi sein. Es kann aber auch jemand wie Hitler sein. Selbstverständlich muss eine gewisse Ausstrahlung von dem «Charismatiker» ausgehen und von der «Gefolgschaft» rezipiert werden. Die Basis des «Charismas» ist aber situationsbedingt. Sie kann ebenso Gewalt wie Liebe sein. In der Situation, in der Hitler die politische Bühne betrat, war die Atmosphäre wahrhaftig nicht durch Liebe, sondern eher durch Hass, Konflikt und Gewalt gekennzeichnet. Hitler konnte diese Atmosphäre besser als jeder andere für sich nutzen. Bei seinem Aufstieg zur Macht vermochte er Charisma und eine positiv bewertete Gewalt souverän zu verkörpern. ■ Gewalt war ab 1918 ein prägender Bestandteil des politischen Alltags in der jungen, heftig umstrittenen Demokratie. Der Erste Weltkrieg hatte völlig neue Dimensionen der Gewalt, auch in der Innenpolitik, herbeigeführt, die in den Jahren danach die Politik wie nie zuvor bestimmten, sodass sich die Weimarer Republik zutreffend als ein 14-jähriger «latenter Bürgerkrieg» bezeichnen lässt.<sup>12</sup> Die Polarisierung der Politik erzeugte im linken und rechten politischen Spektrum paramilitärische Kampfformationen, die die politischen Gegner als Erzfeinde betrachteten. Die «nationalen», das heisst rechten, paramilitärischen Verbände – einer davon war die zunächst kleine Sturmabteilung der NSDAP – lebten von der Gewalt gegen die «inneren Feinde», die für Deutschlands Elend und nationale Erniedrigung verantwortlich gemacht wurden. Der Marxismus – darunter verstand man nicht nur den Kommunismus, sondern auch die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften – galt als politischer Hauptfeind. Eng verquickt mit den Hassgefühlen gegen die Linke und gegen das demokratische System war der Hass gegen die Juden, der seit Mitte des Krieges propagandistisch geschürt worden war, um Sündenböcke für die katastrophale Niederlage und für Deutschlands Misere zu finden. Das ganze politische Vokabular war nun von martialischen Worten und Ausdrücken durchtränkt. «Kampf», «Abrechnung», «Vernichtung», «Zerschlagung», «Ausrottung» gehörten zur politischen Alltagssprache. «Stärke» und «Rücksichtslosigkeit» wurden in Schriften der



Plakat der München-Augsburger Abendzeitung mit der Urteilsverkündung im Prozess gegen die Angeklagten des Hitler-Putsches vom 9. November 1923, 1. April 1924

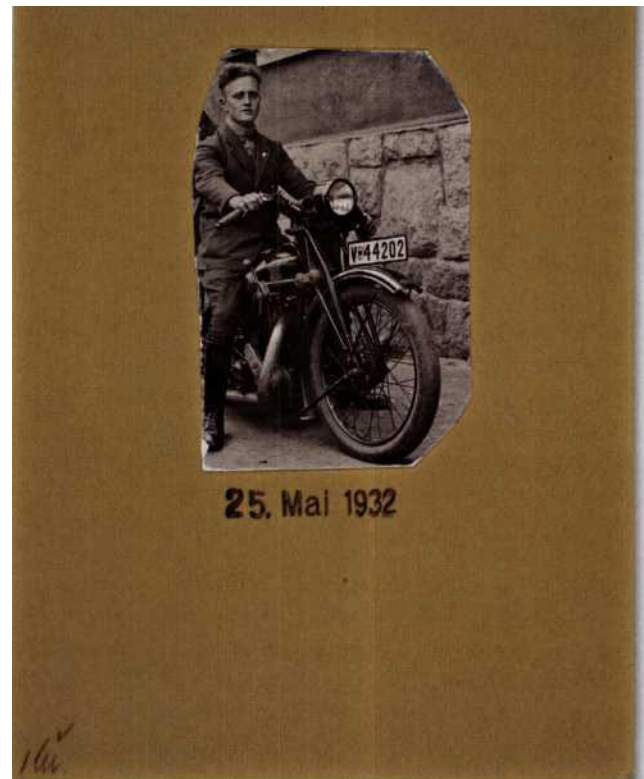
neokonservativen Rechten als positive Attribute eines neuen «Führers» gesehen, der die «führerlose Demokratie» beseitigen und eine nationale Wiedergeburt herbeiführen sollte. Man sprach von der «Sendung» eines solchen «Führers». Schon lange bevor Hitler in den Vordergrund trat, sehnten sich die entsprechenden Kreise nach einem neuen «Führer» mit «heroischen» Qualitäten, nach einem «Träger göttlicher Schicksals- und Gnadengewalt».<sup>13</sup> Nicht nur Gnadengewalt, sondern Gewalt schlechthin – eine bemerkenswerte Mischung von Sendungsbewusstsein und Gewaltbereitschaft nach innen und aussen – gehörte zum Ideal des «kommenden Führers». «Der wahre Staatsmann», so hiess es 1932 in der Veröffentlichung eines nationalistischen Theologen, «[...] vereinigt in sich Väterlichkeit, kriegerischen Geist und Charisma. [...] So wägt der Staatsmann Krieg und Frieden in seiner Hand und hält Zwiesprache mit Gott. [...] Seine Entscheidung ist nicht nur der abgezogene Kalkül des Verstands, sondern die ganze Fülle der geschichtlichen Kräfte. Seine Siege und Niederlagen sind nicht menschliche Zufälle, sondern gött-

liche Schickungen. So ist der wahre Staatsmann Herrscher, Krieger und Priester zugleich.»<sup>14</sup> ■ Diese Worte waren nicht an Hitler adressiert. Bis dahin war Hitler jedoch – und seine Anziehungskraft wurde durch eine umfassende Krise von Staat und Gesellschaft massiv gefördert – der umjubelte «Führer» einer riesigen Massenbewegung und stand an der Schwelle zur Macht. ■ Hitler hatte vom Anfang seiner «Karriere» an keinen Hehl aus der Notwendigkeit von Gewalt gemacht. Schon im November 1919 erklärte er: «Das deutsche Elend muss durch deutsches Eisen zerbrochen werden. Diese Zeit muss kommen.»<sup>15</sup> Einige Monate später verglich er die Juden mit Bazillen und sagte: «Das Wirken des Judentums wird niemals vergehen, und die Vergiftung des Volkes nicht enden, solange nicht der Erreger, der Jude, aus unserer Mitte entfernt ist.»<sup>16</sup> Ab 1922 geisselte er fast ungebrochen die «Novemberverschwörer» – Marxisten und Juden, die er für die Revolution im November 1918 verantwortlich hielt – und versprach die Abrechnung mit diesen Feinden. «Wenn wir an das Ruder kommen, dann weh den anderen», verkündete er im Januar 1923, «dann rollen ihre Köpfe.»<sup>17</sup> Aussenpolitisch sprach er ab Mitte der 1920er Jahre wiederholt von Raumgewinnung «durch das Schwert». Gewalt war eine ständige Begleiterscheinung seiner Auftritte in den frühen Jahren in den Münchner Bierhallen, als Schlägereien zwischen seinen «Stosstrüpp» und Sozialisten oder Kommunisten für lokale Schlagzeilen sorgten. 1922 wurde er nach einer solchen Schlägerei zu drei Monaten Haft wegen Landfriedensbruchs verurteilt. Der misslungene Putschversuch im November 1923, den man leicht als theatralisches Fiasko abtut, war ein einziger Gewaltakt, bei dem unter anderem vier Polizisten von den Putschisten erschossen wurden. ■ Die verantwortungslose Milde der bayerischen Justiz im Münchner Prozess 1924 (Abb. links) gab Hitler, der sich vor Ende des Jahres wieder auf freiem Fuss befand, die Chance, seine verbotene und zersplitterte Bewegung neu zu gründen und als neuartige «Führerpartei» aufzubauen. Die Bewegung wurde nun zunehmend dem «Führer» untergeordnet. Das Parteiprogramm blieb zwar unverändert, verlor jedoch völlig an Bedeutung und wurde in den wenigen Fixpunkten ganz Hitlers persönlicher Weltanschauung untergeordnet. Die ständigen Streitigkeiten und Rivalitäten innerhalb der Bewegung wurden von jetzt an immer wieder durch den Appell an die Loyalität zur Person des «Führers» gekontert. Innerhalb der noch kleinen NS-Bewegung war Hitler inzwischen der unbestrittene «Führer», der über die Partei hinausragte und die diffuse Doktrin des Nationalsozialismus verkörperte. Gregor Strasser, zu dieser Zeit der zweite Mann der Bewegung, sprach 1927 von einer «Erlösungslehre», die sich «mit einer tiefen Liebe zu der Person unseres Führers» verband.<sup>18</sup> Das Bindeglied der ansonsten auseinanderfallenden, tief zerstrittenen Bewegung am Vorabend der grossen Weltwirtschaftskrise war eindeutig die «charismatische Autorität» der Führerfigur Hitler. ■ Erst während der Weltwirtschaftskrise zu Beginn der 1930er Jahre waren die Bedingungen vorhanden, die eine rasche Ausbreitung des Führermythos ermöglichten. Dann



aber, bei zunehmendem sozialen Elend in einer Atmosphäre von nationaler Untergangsstimmung, die den raschen Aufstieg der NSDAP vorantrieb, entsprach die unermüdliche, sich stetig ausdehnende Propaganda der enorm wachsenden NS-Bewegung nicht nur den weit verbreiteten Ängsten, der Verbitterung und den Ressentiments bei immer grösseren Massen der Bevölkerung, sondern auch den Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, auf nationale Erneuerung, auf eine nationale Wiedergeburt. Man stilisierte Hitler nun zur «Hoffnung von Millionen», und der Führermythos wurde zu einem Massenphänomen (Abb. oben). ■ Es trug freilich zu Hitlers Ausstrahlung bei, dass er eine etwas sonderbare Figur war – ein Aussenseiter und kein normaler bürgerlicher Politiker, eigenartig aussehend, mit komischen Manieren und mit einer ungewöhnlichen Aussprache, vom Inhalt und Stil seiner Auftritte nicht zu reden. Was ihn aber innerlich bewegte, seine «private» Weltanschauung, spielte bei seiner Anziehungskraft auf die Massen nur mittelbar eine Rolle. Denn in zahllosen Wahlreden während des Aufstiegs der NSDAP vermied Hitler geflissentlich die Bekanntgabe von konkreten politischen Zielen. Aus-

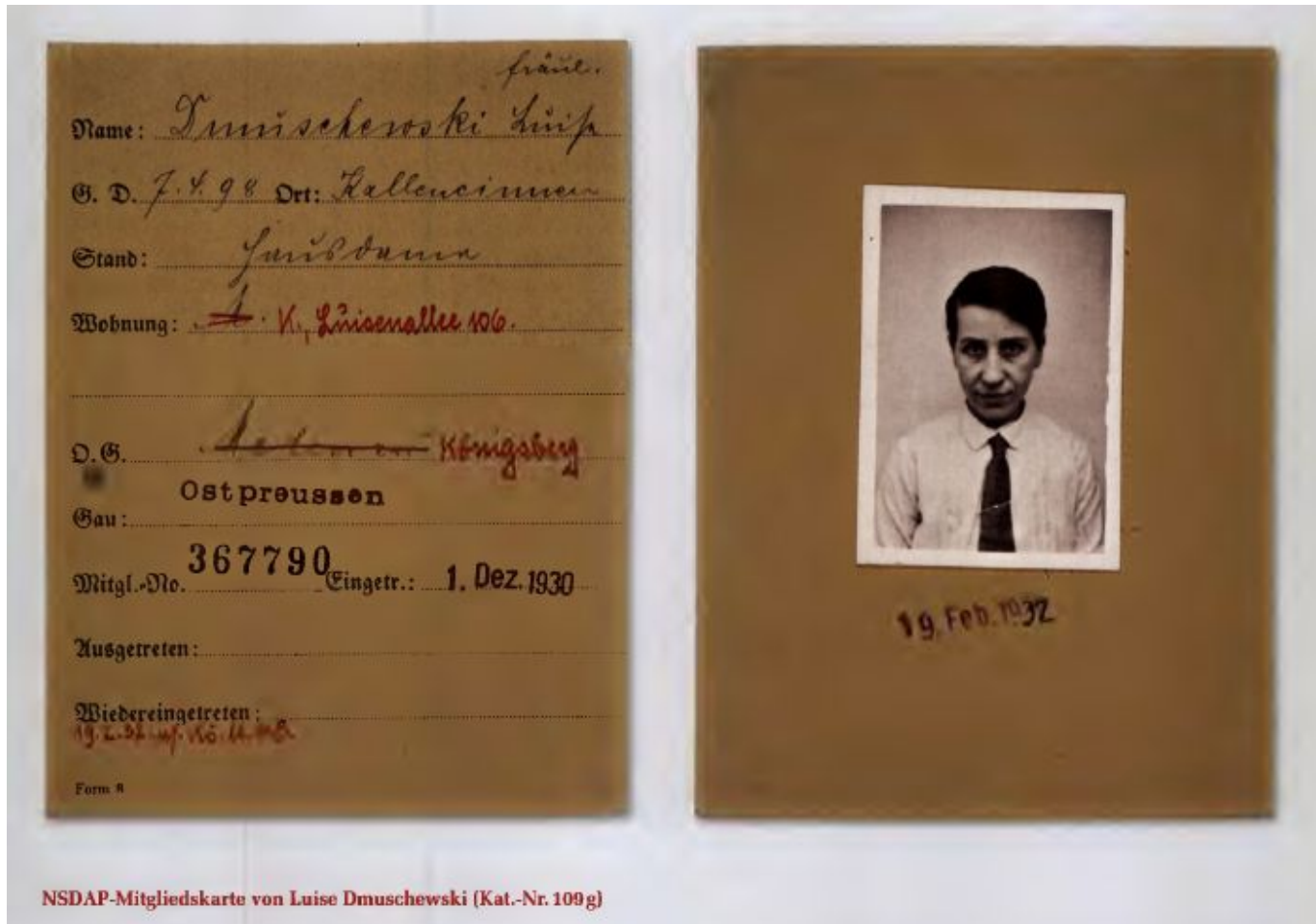
Name *Pommer Rudolf Robert*  
 G. D. *23. 11. 19* Ort *Barchau*  
 Stand *Sachsen*  
 Mitgli.-Nr. *422116* Eingetr. *1. Febr. 31*  
 Ausgetr. \_\_\_\_\_  
 Wiedereingetr. \_\_\_\_\_  
 Wohnung *2.*  
 D. Br. *Barchau i. Sa.* Gau *Sachsen*  
 Wohnung *2. Jungengasse 7*  
 D. Br. *Barchau* Gau *Sachsen*  
 Wohnung *in 2. Etage*  
 D. Br. *Leipzig* Gau *Sa*



NSDAP-Mitgliedskarte von Rudolf Robert Pommer (Kat.-Nr.110e)

senpolitische Grossmachtvorstellungen hätten ohnehin in der grossen Krise absurd geklungen. Auch sein radikaler Judenhass stand in seiner Propaganda – im Gegensatz zu den frühen 1920er Jahren – keineswegs im Vordergrund. Diese blieb hauptsächlich bei der Geiselnung des demokratischen Parteiensystems und der Verheissung von zwei Dingen: einerseits der Überwindung der geteilten, zerstrittenen Klassengesellschaft durch eine vereinigte «Volksgemeinschaft», andererseits der grossen Abrechnung mit den politischen Gegnern. Utopie und Gewalt gingen dabei Hand in Hand. ■ Die Analyse von fast 600 Lebensläufen von Parteimitgliedern, die sich relativ früh der NSDAP angeschlossen hatten, ergibt erhellende Ergebnisse. Als ideologischer Anziehungsfaktor stand die Vorstellung von einer solidarischen «Volksgemeinschaft» an erster Stelle. Obwohl fast alle Parteimitglieder in verschiedenen Graden antisemitisch eingestellt waren, gaben die meisten als Hauptgegner nicht die Juden, sondern den Marxismus oder den Kommunismus an – wobei viele ohne Zweifel den Marxismus mit jüdischem Einfluss gleichsetzten.<sup>19</sup> Einerseits also die Errichtung einer klassenlosen «Volksgemeinschaft»; andererseits die Zerschlagung der inneren Feinde – und beides im Führerbild verkörpert: Viel mehr war die NS-Ideologie in dieser Phase nicht. Gewalt war nicht nur bei der gross ange-

kündigten Abrechnung mit den Gegnern im Spiel. Auch bei der Vorstellung von der «Volksgemeinschaft» war Gewalt ein immanenter Bestandteil. Die utopische Vorstellung von einer «Volksgemeinschaft» galt vielfach als Metapher für handfeste materielle Interessen. Der Handwerker, der Geschäftsmann, der Bauer, der Kleingewerbetreibende, auch der nicht links gebundene Arbeiter konnten alle in der verheissenen «Volksgemeinschaft» ihre eigenen Interessen vertreten sehen, was wesentlich zur Führerbindung beitrug. Als gesellschaftliche Substanz war die Überwindung der Klassengegensätze durch leere Parolen und Verheissungen einfach nicht realisierbar. Aber die rassistisch-national definierte «Volksgemeinschaft» konnte eine gewisse wahrgenommene Realität durch Exklusion gewinnen, das heisst durch die Ausgrenzung derer, die nicht zur «Volksgemeinschaft» gehören durften, allen voran der Juden. Und während die Suche nach der wahren «Volksgemeinschaft» ein utopischer, nur auf der affektiven Ebene wirksamer Traum bleiben musste, war die rigorose Ausgrenzung derjenigen, die nicht dazugehörten, nur allzu leicht zu realisieren. Auch bei der «Volksgemeinschaft» überwog daher von vornherein das Negative, Gewalttätige.<sup>20</sup> ■ Nachdem die NSDAP bei freien Wahlen zur grössten politischen Partei Deutschlands geworden war, waren bis zur «Machtübernah-



NSDAP-Mitgliedskarte von Luise Dmusczewski (Kat.-Nr. 109g)

me» mehr als 13 Millionen deutsche Wähler potenzielle Hitler-Gläubige. Hitler machte aus seiner Intoleranz, aus seinem Ziel, die demokratischen Parteien zu zerstören und seine Gegner nicht nur niederzuwerfen, sondern auch zu «vernichten», sogar eine Tugend. Der Vorwurf sei ganz richtig, brüllte er im Juli 1932 vor Zehntausenden begeisterter Zuhörer: «Wir sind intolerant. Ich habe mir ein Ziel gestellt, nämlich die 30 Parteien aus Deutschland hinauszufegen.»<sup>21</sup> Die Eskalation der Gewalt im Sommer 1932 stellte nicht nur kein Hindernis dar, sondern wurde, solange die Gewalt gegen vermeintliche «Staatsfeinde» oder wenig beliebte Minderheiten wie Juden gerichtet war, sogar in gutbürgerlichen Kreisen begrüßt. In den zahllosen Bluttaten jenes Sommers war deutlich zu sehen, wie Hitler, einmal an der Macht, mit den legalen Einschränkungen eines Rechtsstaats umgehen würde. ■ Die rasante Ausbreitung des Führerkults war schon in der Aufstiegsphase noch vor der «Machtergreifung» vorgezeichnet. Zwei Drittel der Wähler standen Hitler 1932 freilich noch ablehnend, kritisch oder zumindest skeptisch gegenüber. In einer zwar krisengeschüttelten, aber noch freien, pluralistischen Gesellschaft erwiesen sich vor allem das sozialistische und das kommunistische Lager und die katholische Subkultur als weitgehend immun gegenüber dem ansonsten rasch zunehmenden Füh-

rerult. Auch nach 1933, als oppositionelle Stimmen unterdrückt wurden, konnte das charismatische Führertum Hitlers diese Subkulturen nur partiell durchdringen. Ausserhalb solcher Kreise bestand allerdings – nachdem Hitler einmal an der Macht war – die Möglichkeit, auch grosse Teile der Skeptiker zu gewinnen, falls er sein Image durch Erfolge in der Innen- sowie in der Aussenpolitik vom umstrittenen Parteiführer zum umjubelten nationalen Helden verwandeln konnte. Der Führermythos, das überdimensionale, mystische, heroische Hitler-Bild, entwickelte sich nun rasch zum Dreh- und Angelpunkt des gesamten NS-Systems, zum Bindeglied schlechthin zwischen Regime und Gesellschaft. ■ Ab 1933 wurde die charismatische Herrschaft Hitlers, die bis dahin nur innerhalb der NS-Bewegung gewirkt hatte, auf den Staat übertragen. Natürlich wurden die formalen Regelungen eines bürokratischen Staates theoretisch aufrechterhalten. In der Praxis wurden diese aber zunehmend einer Führergewalt, die selbst in der Theorie keine legalen Grenzen kannte und aufgrund der Einmaligkeit und der «historischen Errungenschaften» des «Führers» entstanden war, untergeordnet. Solange Hindenburg lebte, blieb diese Tendenz relativ schwach. Als Hitler nach Hindenburgs Tod Anfang August 1934 jedoch das Amt des Reichspräsidenten abschaffte und selbst Staatsoberhaupt wurde,

konnte sich die charismatische Basis des NS-Staates voll entfalten. Deutschland war nun eindeutig kein Rechtsstaat mehr, sondern ein Führerstaat. Was das rechts- und verfassungsmässig bedeutete, versuchten Rechtstheoretiker in Worten zu erklären, die beim üblichen Verständnis dessen, was Recht ausmacht, einfach unsinnig sind. Hans Frank definierte zum Beispiel das Staatsrecht im «Dritten Reich» als «die rechtliche Formulierung des geschichtlichen Wollens des Führers».<sup>22</sup> Von dem führenden Rechtsexperten der NSDAP war wohl nichts anderes zu erwarten. Aber auch der anerkannte Verfassungstheoretiker Ernst Rudolf Huber drückte sich genauso unbeholfen und unklar aus, als er nicht von «Staatsgewalt», sondern von «Führergewalt» sprach und meinte, diese «Führergewalt» sei «umfassend und total, [...] frei und unabhängig, ausschliesslich und unbeschränkt» und «dem Führer als dem Vollstrecker des völkischen Gemeinwillens» gegeben worden.<sup>23</sup> In solchen unsinnigen Begründungen der uneingeschränkten «charismatischen Herrschaft» wurde die pseudolegale Basis für den Unrechtsstaat geschaffen. Gewalt als Ausdruck des Führerwillens wurde verfassungsmässig legitimiert. ■ Gleich von Anfang an war terroristische Gewalt das Kennzeichen des neuen Reiches. Bei der «nationalen Erhebung» 1933 stand in erster Linie die schon längst verkündete Abrechnung mit den politischen Gegnern im Vordergrund. Kein Wunder, dass sich das lang angestaute Gewaltpotenzial der riesigen NS-Bewegung sofort nach der «Machtübernahme» in zahllosen Gewaltaktionen entlud, ohne dass Hitler etwas tun musste, um den wilden Terror zu entfesseln. Aber auch von oben wurde extreme Gewalt schon in den ersten Wochen gefördert und vor allem von Göring im Preussischen Innenministerium gesteuert. Die Verwendung von paramilitärischen «nationalen Verbänden» als Hilfspolizei, Görings «Schiesbefehl» vom 17. Februar, die «Reichstagsbrandverordnung» vom 28. Februar, die «Gleichschaltung» der Länderregierungen nach den Märzahlen, die Ausschaltung der Parteien in den Wochen nach dem Ermächtigungsgesetz und die Zerschlagung der freien Gewerkschaften Anfang Mai sind bekannte – sämtlich durch Gewalt, Zwang und Terror begleitet – wichtige Meilensteine auf dem Weg zum nationalsozialistischen Einparteiensstaat. Was die «Volksgemeinschaft» angeht, zeigt der Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April, dass die Ausgrenzung derjenigen, die nicht dazugehören durften, Vorrang hatte. Bis zum Sommer 1933, in erstaunlich kurzer Zeit, war die «Gleichschaltung» – häufig handelte es sich um eine «Selbstgleichschaltung» – aller wichtigen Institutionen und Organisationen mit Ausnahme der christlichen Kirchen und der Reichswehr vollendet. Das Machtmonopol lag in den Händen der Nationalsozialisten. Die Bahn war frei für die volle Entfaltung des Führerkults. ■ Das letzte grosse interne Problem, die Rolle der SA im neuen Staat, wurde dann im Sommer 1934 mit massiver Gewalt gelöst. Die Gewalt der SA war inzwischen kontraproduktiv geworden. Sie hatte sich nicht auf Gegner und unbeliebte Minderheiten beschränkt, sondern bedrohte sogar die Autorität der neuen Machthaber, einschliesslich Hitlers selbst.

Mit unausgegorenen Vorstellungen von einer «zweiten Revolution» und einer Volksarmee hatte die SA für grosse Unruhe in bedeutenden konservativen Kreisen und vor allem in der Reichswehr gesorgt. Nach langem Zögern musste Hitler schliesslich zwischen dem paramilitärischen Flügel seiner eigenen Bewegung und der Reichswehr wählen. Die Folge war die dramatische Zerschlagung der SA-Führung am 30. Juni 1934. Die blutige Beseitigung der äusserst unpopulären Führungsriege kam Hitler durchaus zugute. Das Ansehen des «Führers» war danach grösser denn je. Der Mann, der gerade im Staatsinteresse einen Massenmord angeordnet hatte, wurde nun als «Führer ohne Sünde», «der das Beste für das deutsche Volk will», gefeiert.<sup>24</sup> ■ Bei den meisten grossen politischen Umwälzungen geht die erste blutige Phase nach einer Weile zu Ende, und ein neues System stabilisiert sich auf Basis von mehr oder weniger routinierter, wenn auch rücksichtsloser Unterdrückung von Gegnern, begleitet von banaler, plumper Propaganda. Das Erlangen und Erhalten der Macht ist in der Regel ein Selbstzweck. Bei der charismatischen Herrschaft Hitlers verhielt es sich anders. Die Ziele waren hier sowohl grenzenloser als auch utopischer Art – ideologische Fernziele, deren Verwirklichung nur durch Gewalt zu erreichen sein würde. Da diese Ziele keinen feststellbaren Endpunkt hatten, gehörte von vornherein eine nicht aufzuhaltende Dynamik von sich erweiternder Gewalt immanent dazu. Hitlers eigene Weltanschauung hatte seit Mitte der 1920er Jahre zwei Fixpunkte: die «Entfernung» der Juden und die Erlangung von «Lebensraum». Wenige hatten diese Ziele in den Anfangsjahren des «Dritten Reiches» konkretisiert. Das Dynamische lag aber gerade darin, dass sie nicht näher definiert wurden, sondern vielerlei bedeuteten und daher als Ansporn zum ungezügelteren Aktivismus gelten konnten. Die Ergebnisse waren einerseits eine stets eskalierende Judenverfolgung und andererseits eine «rassische Säuberung», ein rasantes Tempo der Aufrüstung und der «Wehrmachthaftung» – Hitler musste nicht mehr tun als die «Aktionsrichtungen» vorzugeben.<sup>25</sup> ■ Hitlers Führerfunktion war dabei eine dreifache. Sie bestand hauptsächlich in der Integration von Staat und Bewegung hinter solchen Fernzielen, in der Ermunterung zu Aktionen, die im Sinne der Fernziele waren und in der Legitimation von Initiativen, die vielfach von anderen stammten, aber ebenfalls in Richtung dieser Fernziele drängten. Es ist daher meines Erachtens nützlich, dem Begriff der «charismatischen Herrschaft» einen zweiten Begriff zur Seite zu stellen, um die Funktionsweise des NS-Regimes und den Prozess der «kumulativen Radikalisierung»<sup>26</sup> etwas näher zu beleuchten: «dem Führer entgegenarbeiten». Buchstäblich oder metaphorisch, bewusst oder unbewusst haben viele, nicht zuletzt die Funktionselementen, die Empfehlung in einer Rede von Werner Willikens, Staatssekretär im Reichsernährungsministerium, im Jahr 1934 verinnerlicht, als er sagte, es sei jedermanns Pflicht, im neuen Reich «zu versuchen, im Sinne des Führers ihm entgegen zu arbeiten».<sup>27</sup> ■ Von grösster Bedeutung war die Institutionalisierung der weltanschaulichen Fernziele in der SS, der am stärksten ideolo-





Sammelbild für das Zigaretten-Bilder-Album «Adolf Hitler», um 1938 (Kat.-Nr. 295 a)

gischen Einheit der NS-Bewegung, die ab 1936 mit dem Unterdrückungsapparat der Sicherheitspolizei verschmolzen wurde. Der Kampf gegen den «inneren Feind» galt hier als Pendant zum Kampf gegen den äusseren Feind, der von der Wehrmacht ausgefochten werden sollte. Die Befugnisse der Polizei wurden nicht konventionell rechtmässig definiert, sondern richteten sich nach der «Säuberung» des Volkskörpers von allen «kranken», «zersetzenden» Einflüssen, die zu einer Degeneration der «Volksgemeinschaft» führen würden. Als solche, erklärte Heinrich Himmler, Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei, konnten diese Befugnisse «nicht einschränkend ausgelegt werden».<sup>28</sup> Dementsprechend wurden immer neue «Volksfeinde» erfunden, die Konzentrationslager wurden Mitte der 1930er Jahre weiter ausgebaut, also gerade zu einer Zeit, als die Zahl der tatsächlichen politischen Gegner auf ein Minimum zusammengeschrunft war, und der Apparat von SS, Gestapo, Kriminal- und Sicherheitspolizei wurde stetig erweitert. Der polizeiliche Machtapparat entwickelte eine eigene Dynamik, die sich im Krieg voll entfalten konnte. Gleichwohl blieb er abhängig von den sonderbaren Bedingungen des charismatischen Führerstaats – abhängig nicht zuletzt von Hitlers Gunst. Wo immer es darauf ankam, intervenierte

Hitler auf der Seite der Polizei, um Konflikte mit dem Reichsinnenministerium oder den Justizbehörden zugunsten der Polizei aus dem Weg zu räumen oder mögliche Einschränkungen zu beseitigen. Ohne die besondere «charismatische» Legitimation durch Hitler hätte es schwerlich zu dieser immer mehr ausufernden polizeilichen Gewalt kommen können. ■ Ohne dass Hitler ständig agieren musste, aber im Rahmen seiner immer unantastbareren Machtstellung, die er nicht zuletzt der Reihe seiner fast unvorstellbaren aussenpolitischen Triumphe zu verdanken hatte, gerieten bis 1938/39 durch die unaufhaltsame Radikalisierung in der Innen- wie in der Aussenpolitik die Fixpunkte seiner Weltanschauung zunehmend in den politischen Fokus. Die Radikalisierung der Judenverfolgung ging mit einer eskalierenden Kriegsgefahr einher. Die antijüdischen Gewaltaktionen eines langen Sommers kulminierten im Gewaltausbruch der sogenannten Reichskristallnacht vom 9. auf den 10. November 1938. Die Gewaltaktionen folgten einem bewährten Muster: grünes Licht von oben, eine zunehmende Hetzkampagne und wilde «Einzelaktionen» von unten, die Druck auf den Staat ausübten, radikale Massnahmen zu ergreifen; schliesslich Sanktion von oben, die die Verfolgung auf eine neue radikalisierte Ebene brachte. Diese Dialektik der



Postkarte, gestaltet von Hans vom Norden, 1933 (Kat.-Nr. 8 a)

Gewalt existierte von Anfang an. Die Aktivisten erkannten das Signal und handelten dementsprechend. Sie wurden erst gebremst, als es sich als notwendig erwies, die Gewalt in neue Kanäle zu leiten. Hitlers Ermächtigung war bei jedem entscheidenden Schritt nötig. Aber das Einlenken Hitlers bedeutete kein tatsächliches Ende, sondern eher eine weitere Radikalisierung, denn das Ziel der «Entfernung der Juden», das mittlerweile in das Zentrum des ganzen organisierten Lebens in Staat, Partei und Gesellschaft gerückt war, kannte eigentlich kein Ende – ausser der völligen Vernichtung der Juden. ■ In seiner Reichstagsrede am 30. Januar 1939 verkündete Hitler diese Vernichtung im Falle eines neuen Weltkriegs – eine sogenannte Prophezeiung, die er während der kommenden Jahre mehrmals wiederholte, als die Juden tatsächlich millionenfach ermordet wurden.<sup>29</sup> Die in Hitlers Denken unauflöbliche Verbindung zwischen Krieg und Vernichtung derer, die er als verantwortlich für den Ersten Weltkrieg und dessen katastrophalen Ausgang und die darauffolgende Misere für Deutschland ansah, lag seinen Ausführungen zugrunde. Es war unmöglich, diesem Unsinn offiziell zu widersprechen. Ausserdem glaubten viele, auch in der Wehrmachtführung, dass der Krieg auch ein Krieg gegen die Übermacht der Juden sei. Insofern wurde die «Lösung der Judenfrage» zu einem wirklichen Kriegsziel, das für die «Generation des Unbedingten»<sup>30</sup>, die das Führungskorps des bei Kriegsbeginn gegründeten Reichssicherheitshauptamts bildete, die Legitimation für die konkreten Schritte

in den nächsten Jahren zur Implementierung des Genozids anbot. ■ Kaum hatte der Krieg begonnen, wurde die Gewalt zunehmend grenzenlos. Hitler gab den Ton an für die Barbarei in Polen. Seine weltanschauliche «Vision» diente als Legitimation für den erbarmungslosen «Volkstumskampf», der eine beschleunigte Radikalisierung der Judenverfolgung, aber auch eine rücksichtslose Unterdrückung der sonstigen polnischen Bevölkerung mit sich brachte. Innerhalb des Reiches wurde die «Euthanasie-Aktion» – die Ermordung von über 70'000 Geisteskranken – durch einen geheimen Führererlass autorisiert. Diese Ermächtigung, die unter Hitlers privatem Briefkopf seine Unterschrift trug, zeigt deutlich, wie weit die Unterhöhung des legal-bürokratischen Staates vorangeschritten war. Auch für autoritäre Regime ist es einmalig, dass es – nicht einmal mehr auf dem Papier – kein zentrales Regierungsgremium, kein Kabinett, kein Politbüro, keinen Senat mehr gab. Die allmähliche Demontage des Regierungsapparats und das aus dem charismatischen persönlichen Führungsstil Hitlers entstehende «Ämterchaos» – ein Charakteristikum des Führerstaats – förderten den Abstieg in die Barbarei, da jeder Teil des Regimes, auch das Militär, letztendlich von Hitler abhängig war, zumindest offiziell seine «geniale» Führerschaft anerkannte, seine ideologischen Fernziele verinnerlicht hatte und keine Möglichkeit sah, Hitler kollektiv mit Alternativen zu konfrontieren.

■ In der ersten «triumphalen» Phase des Krieges war man davon freilich weit entfernt. Im Angesicht des grossen Sieges über Frankreich erreichte Hitlers Ansehen seinen Zenit. Auch die hohen Militärs erkannten entweder Hitlers «Leistungen» an oder fühlten sich machtlos, ihm zu widerstehen, umso weniger, da die Wehrmachtführung selbst zersplittert und Hitler persönlich unterstellt war. Die Wehrmacht war – wie die staatliche Bürokratie – inzwischen zu kaum mehr als einer Funktionselite des «charismatischen Führers» geworden, zumal die beiden leitenden Figuren im Oberkommando der Wehrmacht, Feldmarschall Keitel und General Jodl, an Hitlers Feldherrngenie glaubten. Bei der Planung des Überfalls auf die Sowjetunion sieht man deutlich, wie gross die Übereinstimmung zwischen den Grossmachtvorstellungen der Wehrmacht und den weltanschaulichen Fernzielen Hitlers und der SS-Führung war, die eine Zeitlang in greifbare Nähe zu rücken schienen. Die massive Eskalation der Gewalt gleich nach Beginn des Ostfeldzugs war also kein Zufall. Gewalt erzeugte nun in ganz neuen Dimensionen neue Gewalt und erlangte dabei eine Eigendynamik. ■ Ab dem Winter 1941, besonders nach dem Stalingrad-Debakel im darauffolgenden Winter, ging Hitlers Popularität enorm zurück. Die Führerbindung schwächte sich nun bei grossen Teilen der Bevölkerung angesichts der wachsenden Katastrophe zunehmend ab, abgesehen von einem kurzen Wiederaufleben unmittelbar nach dem misslungenen Attentat im Juli 1944. Wenn es keine Siege oder Triumphe zu verkünden gab, wollte der «charismatische Führer» keine Reden mehr halten. Er verschwand immer mehr aus dem Blick des Publikums. Seine Anziehungskraft bei den Massen bildete aber nur einen Teil seiner charismatischen Herrschaft. Zwei andere Elemente waren für die Wirkung der charismatischen Herrschaft sogar noch wichtiger: Es handelt sich dabei zum einen um die Bindung zwischen den Herrschaftsträgern, was man mit Max Weber die engere «charismatische Gemeinschaft» nennen könnte. Hier, nämlich bei denjenigen, die noch grosse Macht besaßen, hielt die Führerbindung noch bis zum Schluss, nicht zuletzt, weil man mit Hitler die Brücken hinter sich abgebrochen und keine Zukunftsaussichten mehr hatte. Der zweite Faktor war die in der letzten Phase des Krieges beschleunigte Auflösung des Regimes, die zusammen mit dem Unwillen in der Wehrmacht, ein neues Attentat zu riskieren oder Hitler mit einem kollektiven Ultimatum zu konfrontieren, jede Alternative zu dem massiv destruktiven – und auch selbstdestruktiven – Weg Hitlers in den Abgrund ausschloss. Ohne die Möglichkeit, den Krieg zu beenden – abgesehen von der Ausschaltung des «Führers» –, blieb nur die unermessliche, ungebändigte Gewalt der letzten Kriegsmonate bis zur totalen Kapitulation. Selbst in der letzten furchtbaren Phase des Krieges wurden Juden, KZ-Häftlinge, «Fremdarbeiter» und andere, die nicht zur «Volksgemeinschaft» gehörten, der verbrecherischen Gewalt am meisten ausgesetzt. Die deutsche Bevölkerung fühlte sich nun, als die zuvor exportierte Gewalt mit furchtbarer Wucht auf Deutschland zurückfiel, zunehmend als Opfer Hitlers. Sie übersah dabei freilich, dass in den

«guten Zeiten» Millionen zugejubelt hatten. ■ Damit war jetzt der Weg zur Dämonisierung Hitlers in der Nachkriegsgesellschaft frei. Das Bild des «charismatischen Führers» wurde nun auf den Kopf gestellt. Wo einmal alle Triumphe allein Hitler zugeschrieben wurden, sah man in ihm jetzt die Verkörperung des Bösen und machte ihn so gut wie allein verantwortlich für die deutsche Katastrophe. Inzwischen sieht man deutlicher, dass, obwohl Hitlers Verantwortung ausser Frage steht, diese Verantwortung von grossen Teilen der Bevölkerung geteilt werden muss, da die Mehrheit der Bevölkerung vor der Kriegswende keineswegs unwilliges Opfer war, sondern an den «charismatischen Führer» geglaubt hatte, bis es zu spät war, und sich bereit gezeigt hatte, ihm auf unterschiedliche Art und Weise «entgegen zu arbeiten».

#### Anmerkungen

- 1 Hitler 1973, S. 643.
- 2 Hitler 1973, S. 570.
- 3 Hitler 1973, S. 641. Siehe auch Stern 1975, S. 90f.
- 4 Frank 1953, S. 42.
- 5 Schott 1924, S. 229.
- 6 Goebbels 1997-2006, Bd. 1/1, S. 365 (14.10.1925).
- 7 Goebbels 1997-2006, Bd.1/2, S. 76 (19.4.1926).
- 8 Tyrell 1969, S. 173.
- 9 Merkl 1975, S. 539f. (Rückübersetzung aus dem Englischen).
- 10 Weber 1980, S. 140.
- 11 Ebd., S. 656-658.
- 12 Bessel 1993, S. 262.
- 13 Sontheimer 1962, S. 272.
- 14 Ebd., S. 271.
- 15 Hitler 1980, S. 93.
- 16 Ebd., S. 176f.
- 17 Ebd., S. 795. Hitler wiederholte die Drohung fast wortwörtlich im September 1930. Siehe Hitler 1992-2003, Bd.III/3, S. 441.
- 18 Tyrell 1969, S. 163.
- 19 Merkl 1975, S. 453, S. 522. Fast ein Fünftel der Befragten gab als Hauptanziehungskraft allein den Führerkult an, wobei dieser zweifelsohne andere Motive mit einbezog.
- 20 Siehe hierzu Wildt 2007.
- 21 Hitler 1992-2003, Bd.V/1, S. 276.
- 22 Frank 1953, S. 466f.
- 23 Huber 1939, S. 230.
- 24 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MA 106767, Bericht des Arbeitsamtes Marktrechwitz, 11.9.1934; Deutschland-Berichte 1934 (1980), S. 199.
- 25 Broszat 1970, S. 403.
- 26 Der inzwischen vielfach zitierte Begriff stammt von Mommsen 1976, S. 785-790.
- 27 Niedersächsisches Staatsarchiv, Oldenburg, Best. 131, Nr. 303, Bl. 131.
- 28 Herbert 1996, S. 163-167.
- 29 Hitler 1973, S. 1058.
- 30 So der Titel von Wildt 2002.

# Zerstörung der Politik und Amoklauf des NS-Regimes

## Politikverständnis und kumulative Radikalisierung

Als Reichspräsident Paul von Hindenburg auf Drängen Franz von Papens Adolf Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannte, gingen er wie seine konservativen Berater von der Vorstellung aus, dass er sich an das bestehende autoritäre Regime anpassen und nach der Ausschaltung der «marxistischen Parteien» die dann überflüssig gewordene NSDAP in einen kleinen Führerorden umbilden würde. Zunächst sah das auch so aus. Hitler legte die Parteiführung in die Hände des eher blassen Rudolf Hess als «Stellvertreter des Führers» und überraschte durch ein unerwartet massvolles Auftreten. Er distanzierte sich vom Schlagwort der «nationalen Revolution» und verwarf die radikalen Zielsetzungen Ernst Röhm an der Spitze der SA. Die Ermordung der obersten SA-Führung nach dem 30. Juni 1934 wurde in der breiten Öffentlichkeit als Absage an die «Radikalinskis» aufgefasst, und schliesslich schien die Vereinigung der Ämter des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers für politische Normalisierung zu sprechen. ■ Indessen hatte sich Hindenburg nach Neudeck zurückgezogen, das Ermächtigungsgesetz hatte die, trotz der in den März wählten erzielten parlamentarischen Mehrheit, geforderte Ausschaltung des Reichstags gebracht, und die bürgerlichen Parteien lösten sich freiwillig auf. Nun streifte der neue Reichskanzler das Gewand des angepassten legalen Regierungschefs nach und nach ab, indem er sich der lästigen Mitwirkung des nur noch sporadisch, dann überhaupt nicht mehr einberufenen Reichskabinetts entledigte. ■ Damit vollzog sich eine ungebremste Machtallokation an der Spitze des NS-Regimes, die von einem fortschreitenden Zerfall der öffentlichen Verwaltung und der Regierungsinstitutionen begleitet war. Um dies zu erklären, bedarf es des Rückgriffs auf die Entstehung und die Struktur der NSDAP. Unter dem Einfluss Adolf Hitlers und seiner engeren Gefolgsleute in München wandelte sich die Hinterzimmerpartei Anton Drexlers nach 1921 in den Typus der faschistischen Führerpartei. Über die Münch-

ner Anhängerschaft wurden äussere Form und organisatorisches Selbstverständnis der italienischen *Fasci* auf ihr bayerisches Imitat übertragen. Das galt für die Transponierung militärischer Symbole und Rituale auf die Politik und die Pflege eines Kultes der Gewalt zu demonstrativen Zwecken. ■ Vorformen gab es beim «Soldatischen Nationalismus» und den frühen faschistischen Theoretikern. Unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs bildete sich der Nährboden eines Denkens, das Politik als Interessenausgleich verwarf und den «Kampf» als zentrale Handlungskategorie begriff. Die wichtigsten Kriterien des Typus der faschistischen Führerpartei bestanden in der Durchsetzung des Führerprinzips und der Unterbindung jeder Form der innerparteilichen Willensbildung – und damit der Bestellung der Unterführer durch die Zentrale. Die Partei wurde ausschliesslich auf die Anhängerwerbung ausgerichtet und beteiligte sich nur zögernd an öffentlichen Wahlen, aber ausschliesslich, um deren agitatorische Vorteile auszunutzen, ohne politische Mitverantwortung zu übernehmen. Kennzeichnend für den Verzicht auf politische Mitgestaltung war die Unterbindung von Programmberatungen. So erklärte Hitler das von ihm 1920 verkündete Programm der 25 Punkte für unabänderlich. Anlässlich der Bamberger Führertagung von 1926 verhinderte er die Verabschiedung eines zeitgemässeren Parteiprogramms. Nur hinsichtlich der Enteignungsklausel der 25 Punkte, die die Landagitatorik behinderte, liess er 1927 eine Ausnahme zu. ■ Hitler scheute davor zurück, die Ziele der NSDAP auf konkrete Inhalte festzulegen, und setzte auf unbedingte taktische Flexibilität. Einer seiner Lieblingsbegriffe beschwor die «nationalsozialistische Idee», die auf die Motorik und Geschlossenheit der Partei abstellte, ohne inhaltlich näher umschrieben zu sein. Ausser sehr allgemein gehaltenen weltanschaulichen Formeln erschöpfte sich die nationalsozialistische Propaganda in blosser Polemik gegen tatsächliche oder angemasste Gegner. Charakteristisch waren die kontinuierliche Vertauschung von Inhalt und Form sowie die Umkehrung des Verhältnisses von Zweck und Mitteln. ■ Kennzeichnend für die im Führungskorps der NSDAP eingübte Mentalität war die Unterbindung eines geregelten innerparteilichen Meinungsaustauschs. Sie beruhte auf der Fiktion, dass es innerhalb der Bewegung keinerlei politische Differenzen gäbe. Die Reichsparteitage verwandelten sich zusehends in blosse Akklamationsveranstaltungen, und öffentliche Versammlungen dienten ausschliesslich agitatorischen Zwecken. Politische Gegensätze wurden daher in Form von persönlichen Konflikten ausgetragen und konkrete politische Konflikte ausgeklammert. So wurde Gregor Strassers vielversprechendes wirtschaftliches Sofortprogramm vom Frühjahr 1932 von Hitler desavouiert, die Abdrucke wurden eingestampft. Indem die NS-Bewegung sich in Propaganda als Selbstzweck erschöpfte, war sie strukturell unfähig zu politischer Gestaltung. ■ Führerprinzip und Eliminierung innerparteilicher Diskussion schlossen jedoch eine weitreichende Eigenständigkeit der jeweiligen Unterführer nicht aus. Die Kombination von Charisma und Faktionalismus war im Gegenteil das Geheimnis der inneren Dynamik der Bewegung,



Unterzeichnung des Erlasses über die Bildung des Protektorats Böhmen und Mähren, in der Prager Burg am 16. März 1939  
(v.l.n.r.: Martin Bormann, Adolf Hitler, Wilhelm Frick, Hans Heinrich Lammers und Wilhelm Stuckart)

indem den «politischen Leitern» unter der Voraussetzung bedingungsloser Loyalität gegenüber Hitler ein breiter Handlungsspielraum eingeräumt und auf bürokratische Kontrollen völlig verzichtet wurde. ■ Hitler begünstigte die Eigenständigkeit seiner Satrapen, von der er sich grössere Effizienz versprach. Er scheute nicht vor Doppel- und Mehrfachbesetzungen zurück, in der Erwartung, dass sich der fähigste Kopf schliesslich durchsetzen würde. Diese sozialdarwinistische Strategie erwies sich unter den Bedingungen der «Kampfzeit» als vorteilhaft, führte aber nach der Übernahme der Regierungsgewalt 1933 zu steigenden Reibungsverlusten. Die zuvor in pausenlosen Werbekampagnen absorbierte Dynamik der Partei schlug sich nun in einer Vielzahl eskalierender Pressionen auf die Reichsregierung und öffentliche Verwaltung nieder, die weitgesteckten weltanschaulichen Postulate der NS-Propaganda zu verwirklichen. ■ Dabei machte sich, wie schon Martin Broszat bemerkte, eine «Selektion der negativen Weltanschauungselemente», mithin der destruktiven Zielsetzungen, geltend, zumal der Druck von ebenjenen Gruppen in der NSDAP und der SA forciert wurde, die bei der nach dem 30. Januar 1933 einsetzenden Ämterpatronage nicht zum Zuge gekommen waren. Zugleich war es dem anschwellenden Parteiapparat – mit der Ausnahme der Kommunalpolitik – zunächst nicht gelungen, massgebenden Einfluss auf die öffentliche Verwaltung zu erringen, die sich gegenüber den Übergriffen der NSDAP auch dadurch zur Wehr setzte, dass sie in die Verwaltungsstellen gelangende Nationalsozialisten gegenüber den Interventionen des Parteiapparats immunisierte. ■ Andererseits war es auf den Einspruch Hitlers zurückzuführen, dass eine Verschmelzung des Partei- und des Staatsapparats, trotz zahlreicher Überschneidungen, nicht zustande kam. So ging der Verzicht Martin Bormanns, die lange angestrebte Personalunion von Landrat und Kreisleiter zu realisieren, auf die Intervention des Diktators zurück, der eine Übernahme staatlicher Funktionen durch die Partei – trotz des von Heinrich Himmler aufgebauten Imperiums – ablehnte und noch 1944 die Bestrebungen zu einer Verschmelzung von Parteiorganisation und staatlicher Verwaltung blockierte. Eine Wahrnehmung staatlicher Routineaufgaben stellte aus seiner Sicht den revolutionären Charakter der NSDAP infrage. Das war einer der Gründe dafür, dass Bormann als Leiter der Parteikanzlei mit dem 1943 eingeleiteten Programm der Partifizierung auf halbem Wege stecken blieb. ■ In dreifacher Hinsicht ergab sich eine für Aussenstehende schwer erklärliche Zerklüftung der staatlichen Hoheitsgewalt. Das betraf zunächst die bis zum Zusammenbruch ungeschmälerte Stellung der Reichsgaue und der Gauleiter. Ursprünglich hatte Gregor Strasser mit der Errichtung der Reichsorganisationsleitung I und II sowie der Einsetzung von Parteiinspektoren eine Kontrolle der auf ihre Eigenständigkeit bedachten Gauleiter durch die Parteileitung angestrebt. Indem Hitler Strassers Parteireform im Dezember 1932 mit einem Federstrich beseitigte, blieb trotz der nominellen Parteiführung durch Rudolf Hess als «Stellvertreter des Führers» die Machtstellung der Gauleiter unangetastet, zumal sie zu Beginn des Krieges

zugleich die Funktion der Reichsverteidigungskommissare und teilweise der Chefs der Zivilverwaltung übernahmen. Durch den unmittelbaren Zugang zum Diktator machten sie die Ansätze zu ihrer Domestizierung durch die Parteikanzlei immer wieder zunichte. Das Reich zerfiel daher in schliesslich 43 Gaue, zu denen noch die ebenfalls in den Händen führender Parteifunktionäre liegende Herrschaft über die besetzten oder annektierten Gebiete gehörte. ■ Die von Rudolf Hess geführte «Reichsleitung der NSDAP» hatte hingegen überwiegend dekorative Funktion und führte neben den Gauleitern, zumal wenn sie in Personalunion Landesminister oder Oberpräsidenten waren, ein Schattendasein. Die Bemühungen Martin Bormanns, durch den Ausbau der Parteikanzlei eine Kontrolle über die NSDAP, deren Gliederungen und angeschlossenen Verbände sicherzustellen, blieben notwendigerweise Stückwerk. Den aufgefächerten Apparaten der NSDAP und ihrer Gliederungen stand keine einheitliche Reichsleitung gegenüber. ■ Aus dem gleichen Motiv, das Hitler bewogen hatte, Strassers Parteireform rückgängig zu machen, ging seine Brüskierung des Reichskabinetts hervor, das schon nach wenigen Monaten seine zentrale Steuerungsfunktion einbüsste und nach 1938 nicht mehr zusammentrat. Zwar tastete Hitler, jedenfalls zunächst, die formelle Unabhängigkeit der Ressorts nicht an, nahm ihnen aber den direkten Einfluss auf die Regierungsentscheidungen. Stattdessen nutzte er die Reichskanzlei, deren Tätigkeit ursprünglich auf die Koordinierung der Regierungsarbeit beschränkt war, als zentrales Lenkungsorgan. Hans Heinrich Lammers versuchte zwar, die gesamtstaatlichen Interessen gegenüber der Führergewalt zu vertreten, sank aber schliesslich zum willigen Werkzeug Hitlers herab. Zudem gelang es Martin Bormann für die Parteikanzlei, ihm seit 1943 den Zugang zum Machthaber zu beschränken und als «Sekretär des Führers» zum massgebenden Gehilfen Hitlers aufzusteigen. Damit endete auch der vorübergehend bestehende Dualismus von Reichskanzlei und Parteiapparat, den Hitler bewusst ausspielte, um die Entstehung rivalisierender Fraktionsbildungen zu verhindern. ■ Was sich seit der Übernahme der Reichskanzlerschaft durch Hitler vollzog, war eine schrittweise Kopie des Parteiapparats, die dem gleichen aktionistischen Politikverständnis entsprang, mit dem er angetreten war. Die zunächst in der Partei eingesetzten Sonderverwaltungen und sekundären Bürokratien führten auch im staatlichen Bereich zu einer immer weiter anwachsenden Aufsplitterung des Regierungsapparats, wobei durch die Schaffung führer-immediater Sonderbehörden, so des SS-Imperiums, der DAF, des Reichskommissariats für die Arbeitsbeschaffung unter Fritz Sauckel und nicht zuletzt der Vierjahresplanbehörde, die Grenzen zwischen Staat und Partei vielfältig durchbrochen wurden. ■ Hitlers Unfähigkeit, in Institutionen zu denken, und seine tief wurzelnde Abneigung, institutionelle Bindungen, welcher Art auch immer, einzugehen, unterstützten diese einzigartige Segmentierung der Regierungsgewalt, vor allem aufgrund der Immediatstellung der Sonderverwaltungen, darunter auch der Reichskommissariate in den be-



Hitler beim Sonderzug des Führerhauptquartiers am 13. September 1939 mit Adjutanten (v.l.n.r.: Oberst Nicolaus von Below, Generalleutnant Gerhard Engel, General Rudolf Schmundt, Reichsleiter Martin Bormann).

setzten Gebieten. Dieser Prozess war von einer fortschreitenden Erosion des Rechtsstaats und der Rechtsprechung begleitet, desgleichen von einer zunehmend rücksichtsloseren Ausbeutung von nicht-deutschen Arbeitskräften aus den besetzten Territorien, ganz abgesehen vom Schicksal der jüdischen Bevölkerung und der sowjetischen Kriegsgefangenen. ■ Man würde die Ursachen des sich schrittweise vollziehenden Auflösungsprozesses des nationalsozialistischen Staatsverbands gröblich verkennen, wenn man ihn primär auf die Weigerung Hitlers zurückführen wollte, die überfällige Reform der Spitzengliederung in Gang zu bringen. Zweifellos verhinderte er die von Goebbels forcierte Verwaltungsvereinfachung in den letzten beiden Kriegsjahren und scheute instinktiv vor durchgreifenden administrativen Reformen zurück, die die vergleichsweise labile Architektur der Führerherrschaft ins Wanken gebracht hätten. Indessen ging die Dynamik des fortschreitenden Zerfalls der Reichseinheit primär von den Hoheitsträgern der NSDAP auf allen Ebenen aus. Dasselbe gilt für das Vorantreiben der Rassenpolitik und anderer Strategien zur Unterdrückung tatsächlicher oder angeblicher

Gegner des Regimes. ■ Die Auflösung des Regierungssystems in ein Bündel sektoraler Interessen und die Zurückdrängung der ordentlichen Gesetzgebung zugunsten formloser Führerweisungen, für die weder eine Mitzeichnungs- noch eine Veröffentlichungspflicht bestand, hatten zur Folge, dass selbst die Angehörigen der engeren Führungsgruppe über die Gesamtpolitik nur unzureichend informiert waren. Otto Ohlendorfs *Meldungen aus dem Reich* versuchten Abhilfe zu schaffen, wurden aber schliesslich auf Anweisung Hitlers eingestellt, da sie die absinkende Volksstimmung nicht verschwiegen. ■ Was die NS-Führungsschicht anging, war niemand von ihr bereit, an der Gesamtverantwortung für die Reichspolitik teilzunehmen. Als sich klar abzeichnete, dass der Krieg verloren war, konnte sich keiner der sonst so allmächtigen Gauleiter dazu durchringen, gegen die von Bormann ausgegebenen Durchhalteparolen aufzutreten. Bei ihrem letzten Empfang durch Hitler in der schon weitgehend zerstörten Reichskanzlei am 25. Februar 1945 liessen sie sich willig auf dessen Durchhalteparolen einschwören.

■ Durch die weitreichende Usurpation von Aufgaben der öffentlichen Verwaltung, vor allem im Zusammenhang mit den immer verzweifelteren Anstrengungen, die Einziehung von Wehrpflichtigen zu forcieren, die durch die alliierten Luftangriffe entstandenen Schäden auszugleichen und die Evakuierung der Bevölkerung zu betreiben, gewann der Parteiapparat zunehmend an Macht und fungierte einmal mehr als Kontrahent gegenüber der öffentlichen Verwaltung. Als Reichs Verteidigungskommissare oder als Chefs der Zivilverwaltung stiegen die Gauleiter zu selbstherrlichen Regionalfürsten auf. Mit der Propagierung des Prinzips der «Menschenführung» setzten sie sich über geltendes Recht hinweg und entfalteten eine Willkürherrschaft, die sich in immer weniger erfolgreichen «Hau-Ruck»-Aktionen niederschlug. ■ An die Stelle der bisherigen staatlichen Ordnung trat zunehmend ein «personeller Herrschaftsverband» (Rebentisch), der durch die bedingungslose Loyalität gegenüber Hitler zusammengehalten wurde, aber zugleich von Rivalitäten und Eifersucht geprägt war. Namentlich in den angegliederten Gebieten zeichnete er sich durch eine ungebremste Bereicherung und Korruption der Hoheitsträger aus, die sich in beständigem Kleinkrieg untereinander befanden. Die Usancen, die eine von Hitler begrüßte neue Führerschicht im Osten mit der Missachtung gesetzesstaatlicher Grundsätze an den Tag legte, schlugen in den letzten Monaten auf das Altreich und das besetzte Frankreich zurück und entfalteten eine Terrorherrschaft neuen Stils. ■ Es liegt auf der Hand, dass sich all dies in einer zunehmenden Unterdrückung von Kriegsgefangenen, Zwangsarbeitern, ausländischen Dienstverpflichteten und «Gemeinschaftsfremden» auswirkte. Zu der Usurpation grosser Teile der Strafgerichtsbarkeit durch die SS trat der Ausbau des KZ-Systems, das durch Arbeitserziehungs- und andere Straflager ergänzt wurde, wobei sich hinter dem Motiv, eine Gefährdung des Reiches durch die Ausschaltung potenzieller oder tatsächlicher Gegner abzuwehren, das materielle Interesse verbarg, hinreichend Arbeitskräfte für die SS-eigenen Wirtschaftsbetriebe bereitzustellen. Dass Hitler gleichzeitig die Unabhängigkeit der Richter aufhob und in dem rechtswidrigen Beschluss des Deutschen Reichstags vom 26. April 1942 die Absetzbarkeit der Beamten verfügte, dass im Zeichen der Heimtückerechtsprechung auch die Deutschen zunehmend bedroht waren, unterstrich die systematische Aushöhlung des Rechtsschutzes der Bürger. ■ Die spätestens mit der Niederlage der Wehrmacht in Stalingrad im Januar 1943 offenkundige militärische Krise wurde – anders als im stalinistischen Russland – nicht dazu genutzt, eine innenpolitische Frontbegradigung vorzunehmen. Vielmehr antwortete die NSDAP-Führung mit dem Versuch, die Kompromisse, die sie 1933/34 mit dem Staatsapparat eingegangen war, aufzukündigen, und verschrieb sich der Illusion, dass die militärische und politische Krise des Reiches den im Staatsapparat verbliebenen konservativen Kräften zuzuschreiben war. Neben die rassische sollte nun eine politische Homogenität treten, die in der sogenannten Gitteraktion an-



Hitler nimmt den «Beschluss des Gross deutschen Reichstags» am 26. April 1942 entgegen, der ihn als «Obersten Gerichtsherrn» einsetzt und ihm uneingeschränkte Vollmachten überträgt (Schaub und Lammers sitzen links neben Hitler; Hitler in Uniform am Rednerpult; Dietrich und Bormann sitzen rechts neben Hitler; Göring auf dem Stuhl des Reichstagspräsidenten).

gestrebt wurde. ■ Seit der Niederlage von Stalingrad betrieben Martin Bormann und Robert Ley als Reichsorganisationsleiter der NSDAP eine systematische Revitalisierung der aufgeschwemmten, korruptionsanfälligen und des «Bonzentums» bezichtigten Partei. Sie nutzten die durch die alliierte Luftoffensive notwendig werdenden umfassenden Notstands- und Evakuierungsmassnahmen, um die politische Organisation der NSDAP wieder ins Spiel zu bringen. Im Horizont des vorangetriebenen Programms einer «Partifikation» stand die Vision, die innere und allgemeine Verwaltung an sich zu ziehen und schliesslich auch mit der Gründung des «Deutschen Volkssturms», der von der Partei geführt wurde, bei der künftigen Demobilisierung die bewaffnete Macht zu übernehmen. Das alles war drapiert mit dem Mythos, dass die Partei schon



die schwere Niederlage von 1918 mit Willenskraft und Geschlossenheit überstanden hatte und damit den entscheidenden Garanten des «Endsieges» darstellte. ■ Es war symptomatisch, dass sich diese letzte Radikalisierung einerseits mit einer Eskalation des Terrors der Sondergerichte und Mordaktionen gegen Ostarbeiter, Kriegsgefangene und politisch missliebige Volksgenossen verknüpfte, andererseits mit der Beschwörung eines heroischen Untergangs, der alles in seinen Strudel ziehen würde. Die Eskalation der Gewalt, die sich schliesslich gegen das eigene Volk richtete, ist mit dem Begriff des Amoklaufs zutreffend umschrieben. Das Regime und zuvorderst Partei und SS kannten nur den Ausweg der Vorwärtsverteidigung, reagierten auf Krisen mit einer Flucht nach vorn und schliesslich einer selbstzerstörerischen Strategie, die sich von der Illusion nährte, dass ein Durchhalten um jeden Preis die Gegner zur Selbstaufgabe veranlassen könnte. ■ Es ist eine Selbsttäuschung anzunehmen, dass eine frühere Ernüchterung einer bis zum Sieg über Frankreich noch anwachsenden Hitler-gläubigen Bevölkerungsmehrheit den Lauf der Dinge wesentlich beeinflusst haben würde. Die Fiktion einer geschlossenen «Volksgemeinschaft» war zwar durchweg Gegenstand der offiziellen Propaganda, aber sie gab es nur bedingt und nur bezogen auf die aktiven NSDAP-Anhänger. Es wäre verfehlt, sie in Verbindung mit dem Führerkult zu bringen, der von Goebbels systematisch inszeniert wurde, der aber Wesentlich darauf beruhte, dass Hitler seine Popularität nicht zuletzt der Rolle des Friedensbewahrers verdankte und sich bis Ende 1938 bewusst selbst dahingehend stilisierte. ■ Das Vertrauen auf Hitler bröckelte mit dem Angriff auf die Sowjetunion deutlich ab und erhielt beträchtliche Sprünge, als der Bevölkerung klar wurde, dass 1941 ein dritter Kriegswinter bevorstand. Dass Hitler gleichwohl bis Ende 1944 selbst bis in ehemals oppositionelle Kreise hinein als unersetzlicher «Führer» betrachtet wurde, war ein psychologischer Reflex des Tatbestands, dass es Goebbels' Propagandaapparat gelungen war, jede Form nationaler Identifikation mit der Person Hitlers zu verknüpfen. Das implizierte jedoch keineswegs eine geschlossene «Volksgemeinschaft». ■ Es ist ebenso irreführend, die begrenzt erfolgreichen Mobilisierungsanstrengungen des Regimes darauf zurückzuführen, dass die virtuelle «Volksgemeinschaft» die Mehrheit der Deutschen bis zuletzt zu loyalen und pflichtgetreuen Dienern des Systems gemacht hätte. Der Führerkult, der Kritik an den Satrapen des Regimes, an den «Parteibonzen», bis hin zur Ablehnung der Verbrechen nicht ausschloss, fungierte als psychologischer Fluchtpunkt des nationalen Bewusstseins. ■ Eingebunden in die Zwänge des Krieges, der von Teilen der Bevölkerung als nationaler Verteidigungskampf begriffen wurde, gelangten die Einzelnen schwerlich dazu, das hohe Risiko einer offenen Distanzierung vom NS-Regime einzugehen. Es fehlte der Angriffspunkt für eine umfassende Systemkritik, in dem sich Protest und aufkeimende Opposition an den Missständen vor Ort und der Selbstbereicherung der Bonzen festmachten und nicht



Die Abgeordneten stimmen in dieser letzten Sitzung des «Grossdeutschen Reichstags» geschlossen für die von Hans Heinrich Lammers verfasste Resolution, die dem «Führerstaat» eine pseudo-legale Grundlage verschafft.

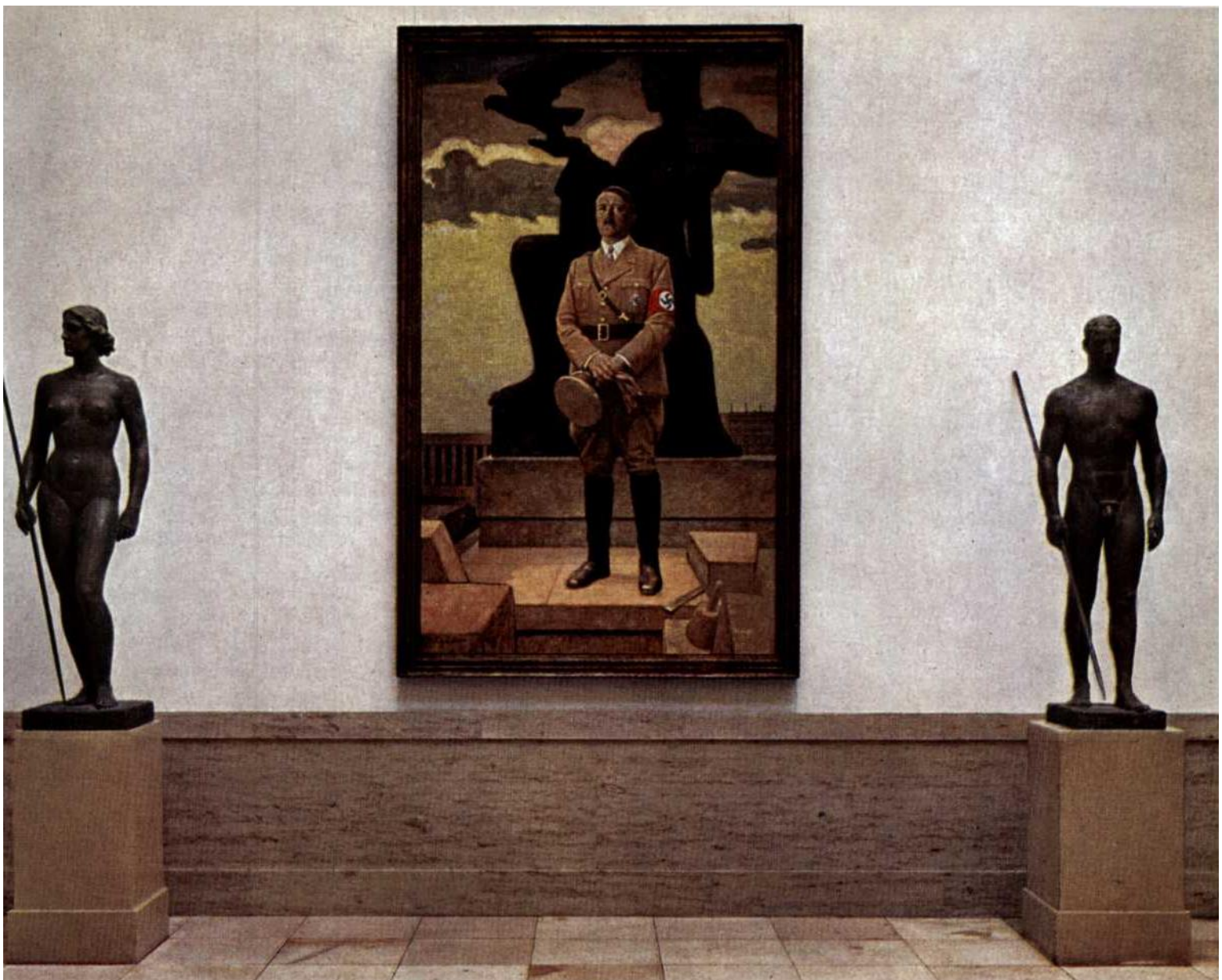
zu kollektiver Ablehnung verdichteten, sondern in der Formel «Wenn das der Führer wüsste» verflüchtigten. ■ Die Aufsplitterung des staatlichen Apparats, die Verselbstständigung der einzelnen Apparate der Partei sicherten die Stellung Hitlers als *supremus arbiter*, waren aber mit stetigen Realitäts- und Reibungsverlusten erkauft. Die unaufhaltsame Verstärkung der militärischen Krise war mit der fortschreitenden Aushöhlung des NS-Regimes verknüpft, während gleichzeitig eine Rückkehr zu den utopischen Zielen der Kampfzeit einsetzte, die mit einer erneuten Eskalation des Verbrechens verbunden war.

# Hitler als Architekt

## Bauten als Mittel zur Stärkung der «Volksgemeinschaft»

Um das Thema «Hitler und die Architektur» ranken sich zahllose Geschichten und Legenden. In *Mein Kampf* schrieb Hitler, der Rektor der Wiener Akademie der Bildenden Künste hätte ihm nach der Ablehnung seiner Bewerbung erklärt, dass er zwar keine Begabung für Malerei, aber für Architektur habe,<sup>1</sup> das hätte ihm die Augen geöffnet und ihn darin bestätigt, dass er «einst Baumeister werden würde»<sup>2</sup>. Obwohl es auf der Hand liegt, dass Hitler seine Lebensgeschichte im Hinblick auf die später von ihm und seinen Gefolgsleuten vielfach verwendete Metapher vom «Baumeister des Dritten Reiches» präparierte (Abb. rechts), finden sich doch bereits in seiner Frühzeit viele Bezüge zur Architektur. Nach einer Aussage des Wiener Architekten Max Fabiani war Hitler 1912 drei Monate in dessen Büro als Zeichner angestellt,<sup>3</sup> und nach München ging Hitler angeblich, um als Bauzeichner bei Heilmann & Littmann zu arbeiten.<sup>4</sup> Die vielen Theater Max Littmanns kannte er jedenfalls bis ins Detail, denn mehrfach wird berichtet, dass er bei Besprechungen über Theaterarchitektur genaue Angaben mit Hinweis auf dessen Bauten lieferte, und eine Mappe mit grossformatigen Abbildungen der Littmann-Theater befand sich im Arbeitszimmer der Reichskanzlei.<sup>5</sup> Ob Hitlers Architekturkenntnisse wirklich so präzise und umfassend waren, dass er seiner Entourage beim Paris-Besuch die vorher nicht realiter gesehenen Bauten erklären konnte und in der Garnier-Oper sogar nach einem zwischenzeitlich umgebauten Raum fragte, wie Speer in seinen manipulierten Erinnerungen schrieb, sei dahingestellt.<sup>6</sup> Dass Hitler ein ausgeprägtes Interesse an Architektur hatte und dass diese für ihn aufs engste mit Macht, Politik, Rasse und «Volksgemeinschaft» verknüpft war, steht jedoch ausser Frage. Dieser Aspekt soll im Folgenden näher betrachtet werden. ■ 1929 lernte Hitler im Münchner Salon der Bruckmanns den Innenarchitekten und Schiffsausstatter Paul Ludwig Troost kennen. Aus dessen wieder aufgefundenen Tagebüchern<sup>7</sup> lässt sich rekonstruieren, dass Hitler den von ihm geschätzten «Herrn Professor» häufig besuchte und dass Troost im Zuge dieser Bekanntschaft nicht nur zu mehreren Aufträgen, sondern nach der Machtergreifung auch zu erheblichem Einfluss kam (Abb. S. 76). Bei der Neubesetzung der wichtigsten Po-

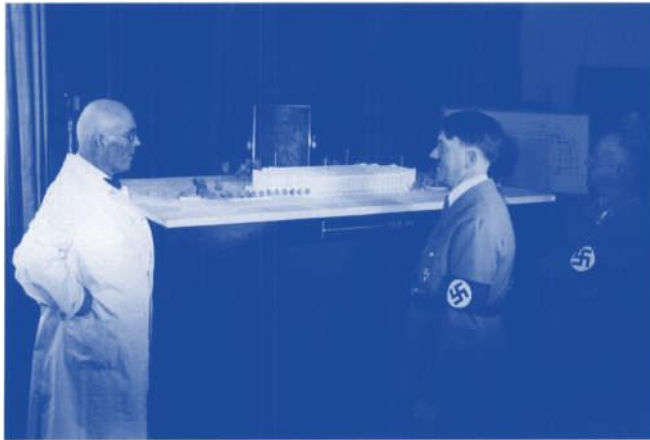
sitionen im Kulturbereich spielte Troost, zumindest im bayerischen Raum, 1933 eine entscheidende Rolle. Als Architekt war Troost bis 1929 eher unbeachtet geblieben, sein Gebiet war die repräsentative Innenausstattung. Beim ersten Grossauftrag Hitlers, dem Umbau des Palais Barlow am Königsplatz, übertrug er seine grossbürgerlich geprägten Ausstattungen für den Norddeutschen Lloyd, die als «Dampferstil» etikettiert worden waren, in stärker geometrisierter Form auf die neue Parteizentrale der NSDAP. ■ Die Planungen für das Haus der Deutschen Kunst und für das Parteiforum am Königsplatz zeigen dann eine zunehmende Reduktion der Baukörper auf blockartige, kantige Erscheinung, eine streng symmetrische Ausrichtung, eine durchgehende Verkleidung der Oberflächen mit Naturstein und eine Verlagerung aller technischen Elemente in Bereiche, die nicht öffentlich sichtbar waren. Die Formen und Strukturen der meisten folgenden Repräsentationsbauten, die der Gleichrichtung von Blöcken und Marschkolonnen entsprachen, sind in den beiden Troost-Planungen bereits vorgebildet, was in diesem Bereich später folgte, war weitgehend nur noch Variation sowie Multiplikation der Dimensionen. Troost wurde noch 1938 von Hitler als «der Lehrmeister unserer Zeit»<sup>8</sup> bezeichnet, der über allen anderen Architekten stehe. Umgekehrt beriefen sich alle Architekten, die zu grösseren Aufträgen des Regimes kamen, angefangen von Albert Speer und Hermann Giesler bis zu Wilhelm Kreis, Clemens Klotz und Ernst Sagebiel, immer auf diesen Lehrmeister, um dadurch zu demonstrieren, dass sie in der von Troost und Hitler vorgegebenen Linie gestalteten. Wie viel beim Haus der Deutschen Kunst und am Parteiforum von Hitler und wie viel von Troost stammt, ist schwer zu entscheiden, der eklektische Repräsentationsstil des Regimes entstand wohl letztlich aus dem Zusammenwirken von beiden. Angesichts der Zusammenarbeit mit Troost und der erst zu diesem Zeitpunkt entwickelten Repräsentationsarchitektur erscheint es somit auch unwahrscheinlich, dass Hitler schon Mitte der 1920er Jahre Skizzen des Triumphbogens und der grossen Halle, die dann von Speer in die Berliner Nord-Süd-Achse eingeplant wurden, im späteren NS-Monumentalstil angefertigt hatte.<sup>9</sup> Hitler pochte jedenfalls nicht darauf, dass er der Erfinder der neuen NS-Architektur gewesen sei, dies spricht dafür, dass Troost, in welcher Form auch immer, beteiligt war. ■ Nach Troosts frühem Tod im Januar 1934 griff Hitler bei nahezu allen folgenden Grossplanungen in die Entwürfe ein und liess sich – anders als bei den Troost-Projekten – als oberster Architekt im Reich feiern. Nicht nur in den gesteuerten und kontrollierten Presseveröffentlichungen stehen die Architekten immer wie Schüler hinter Hitler, der entweder mit dem Stift selbst seine Ideen skizziert und in Pläne einträgt oder Modelle wie ein Feldherr besichtigt, auch aus den Besuchen Hitlers bei den verschiedenen Büros ist dokumentiert, dass dieser bis in kleinste Details architektonische Vorgaben lieferte, die dann wie Anweisungen ex cathedra behandelt und befolgt wurden.<sup>10</sup> Alle Architekten fügten sich ohne jede Diskussion den Anweisungen Hitlers, allen voran Speer und Giesler, die beide zu Beginn ihrer NS-



Heinrich Hoffmann: Ansicht des Gemäldes *Porträt des Führers* von Fritz Erlenauer in der Grossen Deutschen Kunstausstellung im Haus der Deutschen Kunst, München 1939

Karriere keinerlei eigene architektonische Handschrift aufwiesen und als eigenständige Entwurfsarchitekten auch später bedeutungslos waren. ■ Aus dem Büro des Generalbaurats Hermann Giesler sind etwa zwei Dutzend Skizzen Hitlers überliefert, die datiert, mit angehängten Beschriftungen erläutert und offensichtlich vom Architekten wie Ikonen behandelt wurden.<sup>11</sup> Hier zeigt sich, wie intensiv Hitler nicht nur in Planungen eingriff und Vorgaben lieferte, sondern auch, wie er Details kritisierte und mit Skizzen die für ihn richtige Gestaltung – von der städtebaulichen Gesamtdisposition bis zur Tiefe einer Sitzreihe – festlegte. Aus den Protokollen der Besprechungen, aber auch aus den sechs sogenannten Kulturreden auf den Kulturtagungen des Parteitags der NSDAP in Nürnberg von 1933 bis 1938 ergeben sich gute Einblicke in das, was Hitler architektonisch wollte und insbesondere, was ihm Architektur bedeutete. ■ Aus den immer wiederholten architektonischen Maximen Hitlers lassen sich

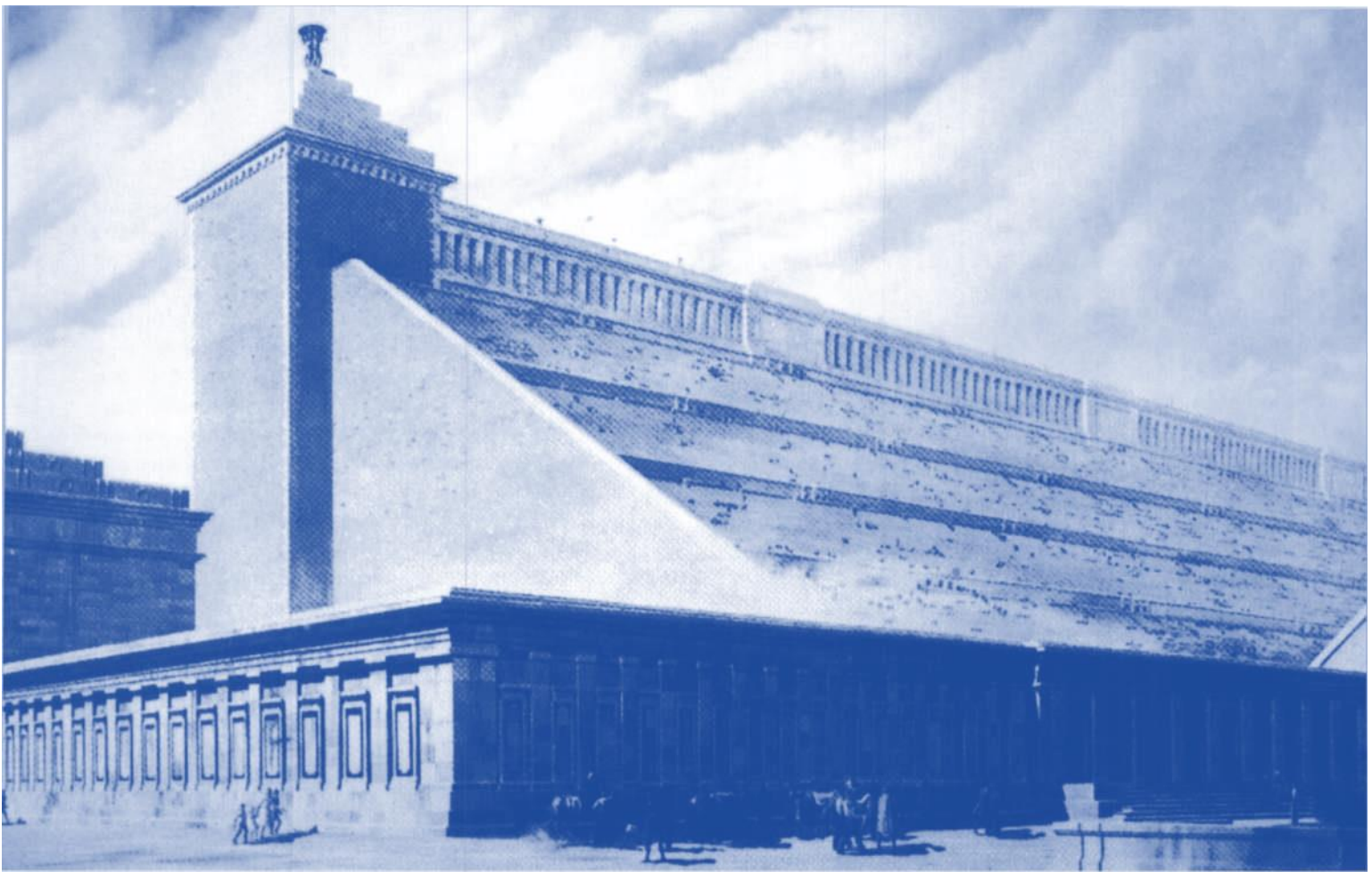
drei besonders herausheben: ■ 1. Grosse Architektur entsteht für Hitler durch ein Genie, das in seiner Rasse wurzelt – grosse Architektur ist damit Ausdruck des «Rassenkerns» eines Volkes. Diese rassistische Basis ist das Hauptargument gegen die moderne Architektur, die sich selbst seit 1923 ausdrücklich als international bezeichnete und sich geradezu dadurch definierte, dass ihre Formen ausschliesslich aus Funktion und Konstruktion, also aus global und universal gültigen Elementen hervorgingen. 1932 wurde konsequenterweise die gesamte moderne Bewegung anlässlich einer Ausstellung in New York als *International Style* bezeichnet, und genau diese internationale Gültigkeit war wiederum für Hitler Kennzeichen ihrer Wurzellosigkeit und damit ihres «jüdischen» oder «bolschewistischen» Charakters. Da die moderne Architektur nicht aus dem ewigen Urgrund der Rasse entstanden sei, war sie für Hitler auch nur eine Mode, eine



Der Architekt Paul Ludwig Troost mit Adolf Hitler und Gauleiter Adolf Wagner vor dem Modell des Hauses der Deutschen Kunst, 1933

Manieriertheit, eine Form um der Form willen. ■ 2. Hitler vertrat einen Stileklektizismus nach Bauaufgaben. Bei der Eröffnung der Grossen Deutschen Kunstausstellung im Juli 1937 im neuen Haus der Deutschen Kunst, das Hitler bei der Grundsteinlegung als den «ersten schönen Bau des neuen Reiches»<sup>12</sup> bezeichnet hatte, erinnerte er daran, dass ursprünglich als Ersatz für den 1931 abgebrannten Glaspalast ein anderer Entwurf vorgesehen war. Dieses Projekt des Münchner Architekturprofessors Adolf Abel, welches sogar das – die nationalsozialistische Kulturpolitik in München stark prägende – Verlegerehepaar Bruckmann versuchte, Hitler näherzubringen,<sup>13</sup> diffamierte er als: «Ein Gebäude, das ebenso gut eine sächsische Zwirnfabrik wie die Markthalle einer mittleren Stadt oder unter Umständen auch ein Bahnhof, ebenso gut allerdings auch ein Schwimmbad hätte sein können.»<sup>14</sup> Damit drückte er seine grösste Verachtung für einen Bau aus, der nach seiner Auffassung nicht dem Charakter eines «Tempels der Kunst» entsprach, sondern wie ein beliebiger Zweckbau konzipiert worden sei. Ausdrücklich wiederholte er noch einmal, der Troostbau sei «ein Tempel der Kunst, keine Fabrik, kein Fernheizwerk, keine Bahnstation oder elektrische Umschaltzentrale!»<sup>15</sup>. ■ Für Hitler war Architektur genauso wie bildende Kunst hierarchisch geordnet: An der Bedeutungsspitze stand die Repräsentationsarchitektur für Partei und «Volksgemeinschaft», dann folgten Bauten der Erziehung, der Industrie und am Ende stand der private Wohnungsbau. Jede Bauaufgabe sollte ihren eigenen, ihr angemessenen architektonischen Charakter zeigen: Repräsentationsbauten waren die «ewigen» Formen der Antike in einer für die Gegenwart adaptierten Form vorbehalten, Erziehungs- und Jugendbauten sollten der jeweiligen regionalen Bautradition folgen, für Industriebauten galt rationale und zweckorientierte Gestaltung, mit einer gewissen monumentalisierenden Attitüde, damit

sie als «Kathedralen der Arbeit aus Glas und Stahl» wirken, dem Sakralbau galt eine monumentale Neoromanik als angemessen, und Wohnbauten sollten dem handwerklichen Ideal der Stuttgarter Schule entsprechen.<sup>16</sup> ■ Dieser Stileklektizismus nach Bauaufgaben belegt, dass Hitlers Architekturvorstellung noch ganz der traditionellen Kunsthierarchie des 19. Jahrhunderts verhaftet war und dass ihm auch deshalb die moderne Architektur, die keine Hierarchie, Repräsentation und Monumentalität, sondern nur eine für alle Bauaufgaben gleiche, funktionsorientierte Gestaltung vertrat, völlig fremd war. Die Differenzierung und unterschiedliche Ausprägung der Bauaufgaben war programmatisch im Nationalsozialismus und wurde bei vielen Veröffentlichungen entsprechend herausgestellt. Die allgemeine Umsetzung erfolgte über die Bauämter, die seit Frühjahr 1933 nur noch Bauten genehmigten, die dem entsprachen, was als «deutsch» galt. Da dafür keine Definition vorlag, bedeutete dies, dass die Formen, die während der Weimarer Republik als «undeutsch» bekämpft worden waren, wie das flache Dach, keine Baugenehmigung erhielten und deshalb binnen weniger Monate aus dem Baugeschehen verschwanden. Diese «Baulenkung» war zwar während des gesamten Nationalsozialismus nie exakt definiert, funktionierte aber trotzdem, denn Baubeamte und Architekten hielten bewusst alles fern, was vorher als modern gegolten hatte und nun als «Baubolschewismus» diffamiert wurde. ■ 3. Die bedeutsamste Maxime Hitlers zur Architektur lautete, durch grosse Bauten solle dem deutschen Volk ein Gefühl seiner Grösse und Bedeutung gegeben werden. Auch dies verweist auf eine traditionelle Architekturauffassung, die in der Wirkungsästhetik des 18. Jahrhunderts wurzelt. Auf der Kulturtagung 1935 erklärte er, das Wichtigste beim Bauen in Deutschland sei nunmehr, zwischen dem öffentlichen Monumentalbau und dem privaten Bauen zu trennen.<sup>17</sup> Der Grösse der Bewegung und der nationalen Revolution entsprechend müssten nun auch gewaltige Bauten der neuen Gemeinschaft entstehen, die ähnlich wie die Dome der Vergangenheit nur dann wirkliche Grösse zeigen konnten, wenn alle übrigen Bauten entsprechend klein blieben: «Es ist unmöglich, einem Volk einen starken inneren Halt zu geben, wenn nicht die grossen Bauten der Allgemeinheit sich Wesentlich über die Werke erheben, die [...] den kapitalistischen Interessen einzelner ihre Entstehung und Erhaltung verdanken.»<sup>18</sup> Dies richtete sich insbesondere gegen die Grossbauten des Bürgertums, wie Warenhäuser, Hotels und Bürogebäude, aus der sogenannten Verfallszeit des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. ■ Hitler dachte dabei rein quantitativ, je grösser die Bauten, «um so gewaltiger muss der Staat seinen Bürgern erscheinen»<sup>19</sup>, und dementsprechend verstärkten grosse Monumente nicht nur die Gemeinschaft, sondern erzeugten bei den «Volksgenossen» das Gefühl der Grösse ihrer Rasse und «Volksgemeinschaft»: Die «gewaltigen gigantischen Zeugen unserer Gemeinschaft [...] werden psychologisch die Bürger unseres Volkes mit einem unendlichen Selbstbewusstsein erfüllen, nämlich dem: Deutsche zu sein!»<sup>20</sup>. Diese Verknüpfung von architektonischer und rassischer Grösse führte zu



Otto Hirth: Deutsches Stadion für 400'000 Zuschauer auf dem Gelände des Reichsparteitags in Nürnberg nach dem Entwurf von Albert Speer, 1937

den seit 1934 betriebenen Grossplanungen in den sogenannten Führerstädten und Gauhauptstädten, die Hitler als Pendant zum militärischen Aufbau verstand. In einer Rede vor Truppenkommandeuren erklärte er am 10. Februar 1939, was nütze es denn, die stärkste Armee zu haben, wenn die Bürger aufgrund der notwendigen Geheimhaltung gar keine Vorstellung von der Stärke des Staates und damit auch kein Bedürfnis nach Weltmachtstellung hätten. Die Planungen zum Umbau der Städte seien deshalb nicht aus Grossmannssucht, sondern aus «der kältesten Überlegung, dass man nur durch solche gewaltigen Werke einem Volk das Selbstbewusstsein geben kann»<sup>21</sup> und somit als sichtbarer Ausdruck der militärischen Stärke erwachsen. Die monumentalen Bauten, die mit Granit und Marmor die Dimension ewiger Herrschaft erzeugen sollten, waren ganz gezielt als psychologische Stützen der «Volksgemeinschaft» gedacht: ■ «Die Gegner werden es ahnen, aber vor allem die Anhänger müssen es wissen: Zur Stärkung dieser Autorität entstehen unsere Bauten! [...] in Nürnberg, Berlin, München, Hamburg und anderen Orten [...]. Diese gewaltigen Werke werden aber zugleich auch die erhabenste Rechtfertigung darstellen für die politische Stärke der deutschen Nation.»<sup>22</sup> ■ Die deutlichste Formulierung für die Verknüpfung von Architektur, Macht und «Volksgemeinschaft» findet sich in der am 25. Juni 1940, drei Tage nach der Kapitulation Frankreichs, von Hit-

ler formulierten Verfügung, dass Berlin nun in kürzester Zeit neu gestaltet werden müsse, um «den ihm durch die Grösse unseres Sieges zukommenden Ausdruck als Hauptstadt eines starken neuen Reiches» zu erhalten. «In der Verwirklichung dieser nunmehr wichtigsten Bauaufgabe des Reiches sehe ich den bedeutendsten Beitrag zur endgültigen Sicherstellung unseres Sieges.»<sup>23</sup> ■ Die Grossplanungen sind eben nicht Ausdruck von Grossmannssucht und Megalomanie, wie häufig zu lesen, sondern mittels monumentaler Architektur sollten die Deutschen ein Gefühl für ihre eigene Grösse und rassische Überlegenheit erhalten. Deshalb wurden in den Führerstädten überdimensionierte, keineswegs unmögliche, sondern genau berechnete und machbare Monumente konzipiert: in Berlin die Halle des Volkes für 100'000 Personen, in Nürnberg das Deutsche Stadion für 400'000 (Abb. oben), in Hamburg die Elbbrücke mit einer Pfeilerhöhe von 170 Metern und in München das stählerne Denkmal der Partei mit 230 Metern Höhe sowie die Bahnhofskuppel mit 250 Metern Durchmesser. Diese Planungen waren auch nicht geheim, dies hätte ja ihrem ureigensten Zweck der psychologischen Wirksamkeit widersprochen, sondern die Projekte wurden gezielt veröffentlicht (Abb. S. 78 oben), beim Reichsparteitag vor Hunderttausenden ausgestellt und beim Festumzug in München im Modell herumgefahren.<sup>24</sup> ■ Ein Beispiel dafür, wie durch Masse, Monumentalität und



Generalplan für den Umbau Berlins zur Welthauptstadt «Germania», Titelseite in *Die Woche*, H.34,1938

Insenzierung das Gefühl einer «Volksgemeinschaft» psychologisch erzeugt werden kann, ist der von Speer produzierte Lichtdom im Nürnberger Zeppelfeld. Dessen Bedeutung sollte allerdings nicht überschätzt werden, denn es ging Hitler ausdrücklich nicht darum, einen mystischen Kult um den Nationalsozialismus zu schaffen, dieser war für ihn keine kultische Bewegung, «sondern eine aus ausschliesslich rassischen Erkenntnissen erwachsene völkisch-politische Lehre»<sup>25</sup>, es ging um dauerhafte, bewusst vollzogene Zuwendung zur «Volksgemeinschaft», und deshalb sollten die Versammlungsräume auch nicht in mystisches Dunkel getaucht, sondern hell, klar und zweckmässig gestaltet werden. ■ Ziel waren auch nicht einige wenige Grossbauten, die nur in wenigen Grossstädten wahrgenommen worden wären, sondern dem gesamten Reich sollte – abgestuft von den Führer- bis zu Kreisstädten – der architektonische Stempel der neuen Macht aufgedrückt werden. Nach dem Abschluss des ersten Fünfjahresplans wurde mit dem Gesetz über die städtebauliche Neugestaltung der deutschen Städte vom 4. Oktober 1937 festgelegt, dass alle Gauhauptstädte nach einem für die jeweilige Grösse abgestuften, aber einheitlichen Schema umgebaut werden

sollten. Hitler selbst skizzierte das Schema in einen Plan für das Gauforum Augsburg<sup>26</sup>: Ausgangspunkt und Grundlage ist der Aufmarschplatz, der sich nach der Grösse der Stadt bemisst, von 30'000 «Volksgenossen» in Bayreuth, 60'000 in Weimar, 100'000 in Augsburg bis zu 300'000 in Dresden. Axial gegenüber befindet sich eine grosse Versammlungshalle mit 5'000 Sitzplätzen in Bayreuth, 15'000 in Weimar (Abb. unten), 20'000 in Augsburg und 30'000 in Dresden. Etwa die Hälfte aller Einwohner einer Gauhauptstadt hätte auf dem Gauforum Platz gefunden. Zugeordnet sind Parteibauten und ein Glockenturm, mit dem die «Volksgenossen» zum Appell gerufen werden.<sup>27</sup> ■ Alle Bauten sollten im ganzen Reich stilistisch einheitlich ausgeführt werden, darüber sollte Speer wachen, damit die alles übergreifende Herrschaft der Partei und ihre Allgegenwart im gesamten Reich zum Ausdruck kämen. Einzelne verstreute Bauten waren ausdrücklich von Hitler verboten worden, um die Einheitlichkeit zu gewährleisten: «Der Führer wünscht grundsätzlich eine bauliche Zusammenfassung aller der Bauten, die in den Städten in den nächsten 20 Jahren geplant werden.»<sup>28</sup> Das Gauforum sollte am Rand der Altstadt geplant werden, sodass aus dem direkt ablesbaren Gegensatz zwischen alter und neuer Bebauung der neue Geist für jeden «Volksgenossen» im ganzen Reich sofort erkennbar wurde. Die alte Stadtsilhouette sollte somit überlagert und die gesamte bisherige Geschichte in einer neuen Grössenordnung Überboten werden. Nur kleine lokale Anspielungen waren erlaubt, beispielsweise beim Gauforum in Augsburg ein Anklang an das Wahrzeichen der Stadt, den Perlachturm, der aber in der Höhe um die Hälfte überragt werden sollte. Das Planungsschema wurde dann von den Gauhauptstädten über Kreisstädte bis zu Kleinstädten abgestuft, denn das gesamte Reich sollte von der Maas bis an die Memel die gleiche architektonische Sprache sprechen und im Gleichschritt marschieren.<sup>29</sup> ■ Aus diesem Konstrukt aus Architektur, Macht und «Volksgemeinschaft» wird nicht nur die enorme politische Bedeutung der Grossplanun-



Modell des Gauforums in Weimar, 1937



Walter Frenz: Adolf Hitler vor einem Modell der Neubebauung von Linz im Keller der Neuen Reichskanzlei in Berlin, 9. Februar 1945

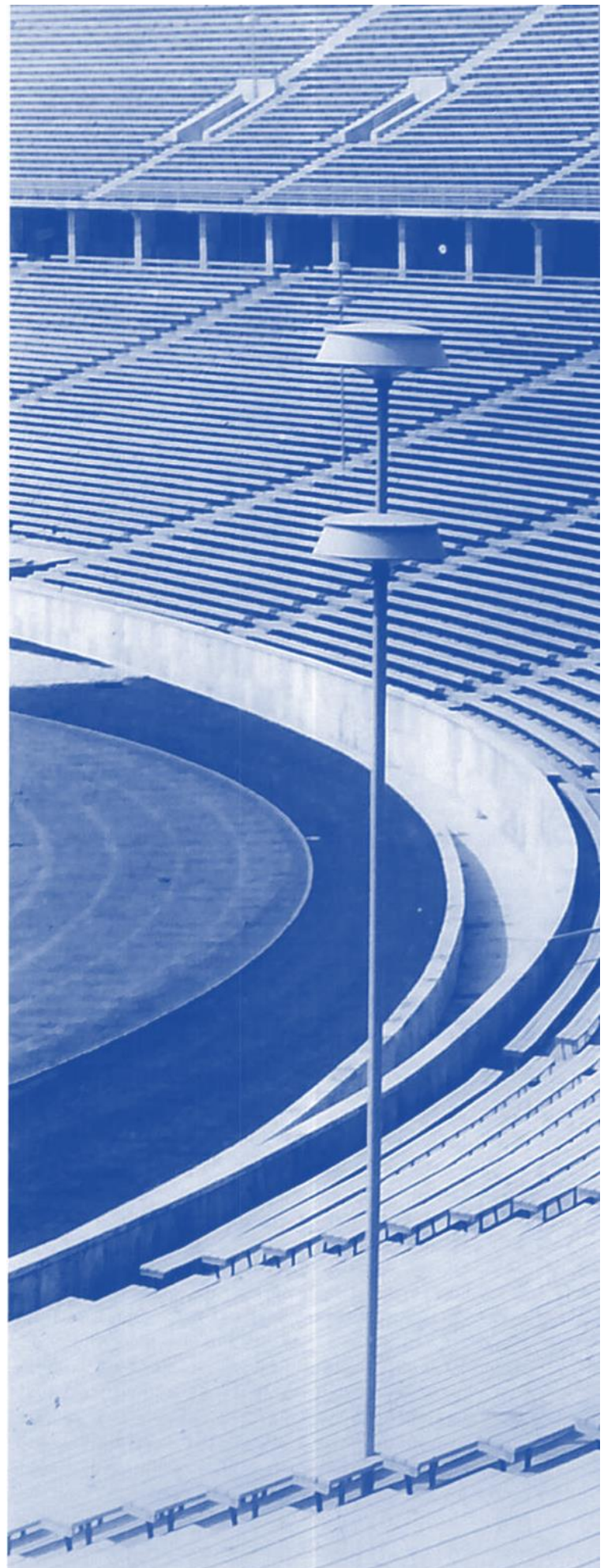
gen verständlich, sondern auch das intensive Interesse Hitlers an der Visualisierung dieser Projekte. Modelle lieferten eine Antizipation dessen, was geplant war, einen Blick auf zukünftigen Lebensraum. Deshalb wurde ein enormer Aufwand beim Bau von Modellen betrieben, die dann wieder teilweise für eine filmische Präsentation verwendet wurden, bei der sich Planung und Fertigstellung vermischten. Im Modell waren gleichsam der Endsieg und die «Rassenherrschaft» einer homogenen «Volksgemeinschaft» vorweggenommen, und deshalb versetzte sich Hitler fast obsessiv in diese Planungs- und Modellwelten. Noch Ende 1944 konferierte er mit seinen Leibarchitekten über architektonische Details einzelner Bauten, und im Februar 1945 liess er von Giesler das Modell zum Umbau der Stadt Linz in seinen Alters- und Kunstsitz in die Reichskanzlei bringen (Abb. oben). In der Betrachtung seiner Projekte suchte er noch zu diesem Zeitpunkt eine Konkretisierung seiner Wahnideen vom Ewigkeitwert der Bauten für die ewige «Volksgemeinschaft». ■ Die Mechanismen der Formierung einer «Volksgemeinschaft» werden durch die Forschung zunehmend deutlicher. Dabei zeigt sich, dass sich die Mehrheit des Volkes innerhalb der Zwangsstrukturen des

Regimes selbst uniformierte. Ein schlichtweg geniales Beispiel, wie sich der Einzelne dennoch dem Gesinnungsdruck von Massenveranstaltungen entziehen und diese sogar subversiv unterlaufen konnte, ist der inszenierte Besuch des Berliner Olympiastadions durch Karl Valentin, der ganz gezielt einen Tag *nach* Beendigung der Spiele mit Liesl Karlstadt und einem Fotografen nach Berlin reiste, sich in dem leeren Stadion fotografieren liess (Abb. S. 80-81) und dazu einen Text verfasste: ■ «Nur einen Tag zu spät und dennoch zu spät [...] trotzdem ich mich setzte, war es doch entsetzlich, als ich allein sass [...] zuerst wartete ich langsam, dann immer schneller und schneller, kein Anfang der olympischen Spiele liess sich erblicken – da endlich, [...] es nahte jemand, die kleine Liesl Karlstadt, und klärte mich darüber auf, dass gestern der letzte olympische Tag gewesen ist. – Ist das schade! schrie ich teilnahmeerregt und flux verliessen wir die Stätte des grossen Gewesenseins.»<sup>30</sup>

## WINFRIED NERDINGER

### Anmerkungen

- 1 Hitler 1936, S. 19; zit. nach Schwarz 2009, S. 58.
- 2 Hitler 1936, S. 19.
- 3 Pozetto/Fabiani 1983, S. 30; zit. nach Hamann 1998, S. 282.
- 4 Jochmann 1980, S. 115; zit. nach Schwarz 2009, S. 76.
- 5 Protokoll einer Besprechung Hermann Gieslers mit Adolf Hitler im Architekturmuseum der TU München; zu Littmanns Bedeutung für Hitler vgl. Schwarz 2009, S. 76-84.
- 6 Speer 1969, S. 186.
- 7 Die Tagebücher Troosts wurden von Timo Nüsslein in Privatbesitz aufgefunden und werden derzeit für eine Dissertation ausgewertet, die im Rahmen eines von der DFG geförderten Projekts über *Hitlers Architekten* entsteht.
- 8 Hitler 2004, S. 173.
- 9 Speer 1969, S. 160-163; Speer nennt Hitlers Skizzen «neubarock», um sich selbst als Klassizisten in der Schinkel-Nachfolge abzugrenzen.
- 10 Neben den Protokollen Hermann Gieslers (s. Anm. 5) befinden sich auch zahlreiche Protokolle über Planungsbesprechungen mit Hitler über Linz und den Obersalzberg im Nachlass von Roderich Fick im Architekturmuseum der TU München. Über Roderich Fick ist eine Dissertation von Lioba Imkamp im Rahmen des DFG-Projekts *Hitlers Architekten* in Vorbereitung.
- 11 Die Zeichnungen inklusive der Bemerkungen Gieslers befinden sich im Architekturmuseum der TU München; vgl. Früchtl 2008.
- 12 Hitler 2004, S. 59.
- 13 Vgl. Nerdinger 1979, S. 476f.
- 14 Hitler 2004, S. 133.
- 15 Ebd., S. 135.
- 16 Vgl. Fehl 1985; Nerdinger 2004.
- 17 Hitler 2004, S. 93.
- 18 Ebd., S. 94.
- 19 Ebd., S. 167.
- 20 Ebd., S. 168.
- 21 Dülffer/Thies/Henke 1978, S. 297.
- 22 Hitler 2004, S. 167f.
- 23 Dülffer/Thies/Henke 1978, S. 36.
- 24 Vgl. *Das Programm für die Neugestaltung Berlins*, in: Deutsches Nachrichtenbüro vom 27. Januar 1938, Nr. 124, abgedruckt bei Dülffer/Thies/Henke 1978, S. 134-141; *Die Baumeister des Dritten Reiches*, in: Die Woche vom 24. August 1938.
- 25 Hitler 2004, S. 200.
- 26 Cramer-Fürtig/Gotto 2008, S. 424.
- 27 Die bisher umfassendste Zusammenstellung aller Gauforum-Planungen in: Nerdinger 1993; die Zahlen differieren z.T. je nach Planungsstand; vgl. auch Wolf 1999.
- 28 Dülffer/Thies/Henke 1978, S. 65.
- 29 In einem Schreiben an den Reichsschatzmeister Schwarz gibt Albert Speer am 19. Februar 1941 einen Überblick zum Stand der Planungen, abgedruckt bei Dülffer/Thies/Henke 1978, S. 64-79.
- 30 Bachmaier/Wöhrle 1992, S. 138 f.







Karl Valentin im Olympiastadion in Berlin, 1936

# Vom Himmel hoch

## Adolf Hitler und die «Volksgemeinschaft» in «Triumph des Willens»

«Nachm. Nürnbergfilm. Eine grandiose Schau.  
Nur im letzten Teil etwas langatmig.  
Sonst aber erschütternd in der Darstellung.  
Lenis Meisterwerk.» (Joseph Goebbels, 1935)<sup>1</sup>

«So einen Mist habe ich überhaupt noch nicht gesehen.»  
(anonymer Junge, 1935)<sup>2</sup>

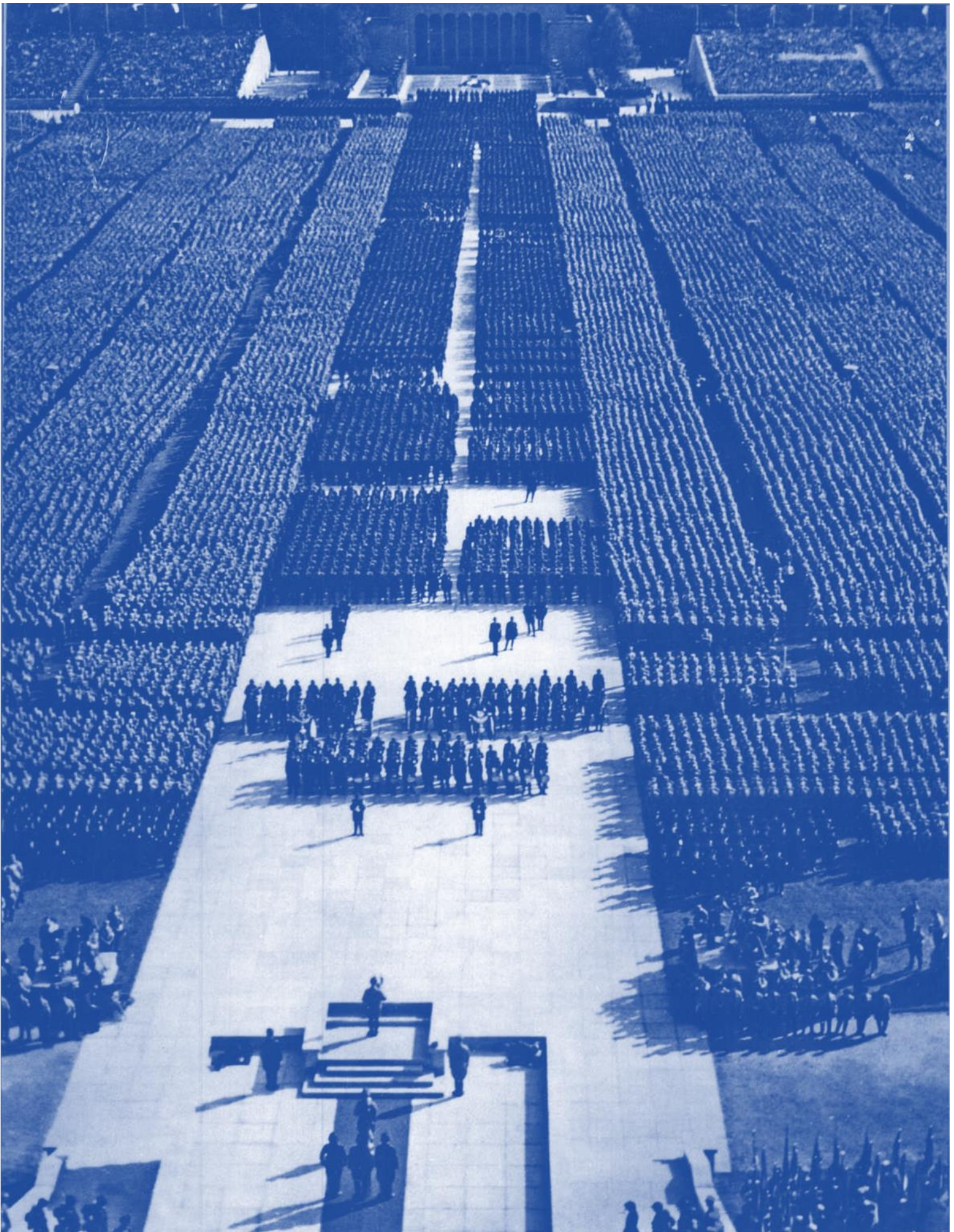
### Der endgültige Hitler-Film

«Die Partei ist Hitler, Hitler aber ist Deutschland, wie Deutschland Hitler ist.» Mit diesen Worten beschliesst Rudolf Hess den Reichsparteitag der NSDAP im September 1934 in Nürnberg (Abb. rechts). Hess behauptet die vollkommene Identität von Hitler, der NSDAP und dem deutschen Volk. Hitler nimmt die Schlüsselrolle des Verbindungsglieds ein. In Leni Riefenstahls Film *Triumph des Willens* von 1935 bildet diese Gleichung den Schlusspunkt und liefert zugleich eine These und eine Zusammenfassung des gerade Gesehenen. Unmittelbar vorangehend hatte Hitler zum Parteikongress und zu den Spitzen der Wehrmacht gesprochen und der Armee und der politischen Führung der NSDAP die Aufgabe erteilt, «gemeinsam den deutschen Menschen [zu] erziehen und [zu] festigen und auf ihren Schultern [zu] tragen». Die dreischiffige, 180 Meter lange Luitpoldhalle verlieh der Versammlung mit ihrer Anmutung eines überdimensionierten Kirchenraums einen sakralen Rahmen, der noch unterstrichen wurde durch abgedunkeltes Licht und einen breiten Mittelgang, der auf ein Podest mit dem Rednerpult zulief. Das Rednerpult rückte an die Stelle einer Kanzel, die dahinter angebrachte hell erleuchtete, grosse Hakenkreuzfahne an die Stelle des Altars oder Kruzifixes. Den Schlussworten von Hess folgt ein an Hitler gerichtetes dreifaches «Sieg Heil!» und der Blick von oben auf Tausende Zuhörer, die sich zum Hitlergruss erheben. Während das

Horst-Wessel-Lied in getragendem Tempo erklingt, schwenkt die Kamera vom Meer der SA-Standarten auf die Hakenkreuzfahne und überblendet auf eine endlose Kolonne von SA-Männern, die aus dem Bildhintergrund in einer ansteigenden Bewegung auf den Betrachter zu- und über ihn hinwegmarschieren. Die im Lied besungenen und als Märtyrer verehrten, im Strassenkampf getöteten SA-Leute verschmelzen hier mit den Lebenden. Sie sind die Vorbilder, die für die Fahne in den Tod gegangen sind. Gefilmt sind die SA-Männer aus extremer Untersicht, sodass sie wie eine unaufhaltsame Macht wirken. Wer sich als Kinozuschauer in ihnen nicht wiedererkennt, wird in eine Froschperspektive gezwungen. Klein und ehrfürchtig blickt er nach oben. ■ *Triumph des Willens* gilt heute als Inbegriff der nationalsozialistischen Propaganda mitsamt ihrer Mischung von Verführung und Gewaltandrohung und als *der* Film über Hitler schlechthin. Ausschnitte daraus fehlen in kaum einer Dokumentation über das «Dritte Reich», und so prägen die immer gleichen Bilder und Sequenzen aus *Triumph des Willens* die visuelle Vorstellung einer Epoche und sind Kernstück der «Marke Hitler» und eines bilderbesessenen Infotainment geworden. Auch wegen seiner berühmt-berüchtigten Regisseurin Leni Riefenstahl gehört *Triumph des Willens* zu den am besten erforschten dokumentarischen Filmen überhaupt.<sup>3</sup> Zwar wurde die Analyse und Diskussion des Films jahrzehntlang vom deutschen Gesetzgeber erschwert und blieb vor allem Wissenschaftlern vorbehalten, doch mittlerweile ist er selbst auf *Youtube* frei verfügbar. Er hat sich in ein schon mythisches, andauernd zitiertes und recyceltes Gebilde verwandelt.

### Selbstinszenierung in Idealform

*Triumph des Willens* konfrontiert uns mit einer Selbstinszenierung in Idealform. Nirgendwo sonst lassen sich die Rhetorik und die Wirkungsabsichten einer auf die Herstellung des Hitler-Mythos zielenden Filmpropaganda besser studieren. Besonders in den ersten beiden Jahren des «Dritten Reiches» hatte die Etablierung des Hitler-Mythos höchste Priorität, weil mit seiner Hilfe die Stabilisierung des neuen Staates, die Bildung von Vertrauen und die Schaffung einer Sphäre des nationalen Interesses gelingen sollte. Hitler wurde auserkoren, zuerst als «Volkskanzler» und dann als «Führer» den «Volkswillen» zu personifizieren.<sup>4</sup> ■ Nicht vom Hitler-Mythos zu trennen ist in *Triumph des Willens* die Beschäftigung mit dem Wunschbild einer «Volksgemeinschaft» und dem audiovisuell bestimmten Verhältnis zwischen Hitler und den Gruppen seiner Anhänger. Der Schluss des Films liefert dafür wichtige Anhaltspunkte, weil die zwei Ebenen der Inszenierung – die Inszenierung des Parteitagsgeschehens für die in Nürnberg Anwesenden sowie dessen erneute, stark kondensierte Inszenierung für die Kinozuschauer – sich fast ununterscheidbar übereinanderschieben. Zu sehen ist das am Schluss an der erwähnten Schaffung eines sakralen Raumes, der Verwendung quasi-religiöser Symbole, Hitlers expressiver Gestik und Mimik und seinem nicht auf



Standbild aus Leni Riefenstahls Film *Triumph des Willens*, 1934

die Zuhörer, sondern leicht nach oben, in eine unbekannte Ferne gerichteten Blick. Zur filmischen Inszenierung gehören die Verdichtung der Zeit, die bedeutungsvollen Überblendungen und der wechselnde Kamerablick vom Rednerpult herunter auf die Zuhörer und von den Zuhörern hinauf zu Hitler: die Visualisierung des Führerprinzips durch kontrollierende Aufsichten und heroisierende Untersichten. Erst der Film macht aus einer Vielzahl durchorganisierter Massenveranstaltungen, die über sechs Tage verteilt an wechselnden Orten und vor wechselnden Teilnehmergruppen stattfanden, eine gradlinige Erzählung mit Hitler als einzigem Protagonisten: eine Erzählung von der Ankunft des Heilands und Heerführers, der die Huldigungen seines Volkes entgegennimmt und ihm gute Nachricht bringt. Der Film inszeniert liturgische, zum Ritual gewordene Handlungen einer geschlossen auftretenden Gemeinschaft und überhöht seinen Hauptdarsteller. Als vollständig kontrollierbare und deshalb unter politischen und ästhetischen Gesichtspunkten perfekte Inszenierung erscheint die mediale: die Inszenierung einer Inszenierung.

[«Sieg des Glaubens» \(1933\)](#) als [«Generalprobe»](#)

Schon in den Jahren vor 1933 hatte die NSDAP für wenig Geld einige künstlerisch anspruchslose, unspektakuläre Filme von ihren Parteitagen und anderen Veranstaltungen drehen lassen. In diesen Filmen trat Hitler noch nicht als die unangefochtene Hauptfigur auf. Für den «Reichsparteitag des Sieges» im September 1933 wurde daher ein Werk in Auftrag gegeben, mit dem Hitler und Goebbels die Hoffnung auf etwas Neues verbanden – kein tagesaktueller Bericht, sondern eine durchgestaltete Selbstdarstellung von bleibendem Wert, die Nachschöpfung eines Ereignisses und ein eigenständiges Kinoerlebnis. Leni Riefenstahl, die bis dahin als Darstellerin in Bergfilmen in Erscheinung getreten war und erst bei einem einzigen Spielfilm selbst Regie geführt hatte, aber aus ihrer Faszination für Hitler keinen Hehl machte, übernahm auf dessen persönlichen Wunsch die künstlerische Gestaltung. Als junge Frau und Nicht-Parteimitglied war Riefenstahl im nationalsozialistischen Propagandabetrieb ein absoluter Aussenseiter. Kaum verwunderlich, dass die Hauptabteilung Film der Reichspropagandaleitung der NSDAP, der Goebbels im Mai 1933 das Monopol für Filmaufnahmen von Parteiveranstaltungen übertragen hatte, Riefenstahl als Konkurrentin betrachtete. Unter dem Titel *Sieg des Glaubens* feierte ihr einstündiger Parteitagsfilm am 1. Dezember 1933 seine Uraufführung. ■ Bei seinen Auftraggebern stieß der Film auf ausgesprochen positive Resonanz und fand weite Verbreitung. Klar erkennbar war Riefenstahls Montage in *Sieg des Glaubens* um Lebendigkeit und Abwechslung, um die Einbindung des Zuschauers und die Befriedigung ästhetischer Ansprüche bemüht. Peter Zimmermann spricht von einer «Generalprobe» für *Triumph des Willens*, weil hier in Bezug auf Dramaturgie, Kame-



**Besichtigung der Baumassnahmen auf dem Reichsparteitagsgelände in Nürnberg (v.l.n.r.: Julius Schaub, Adolf Hitler, Viktor Lutze, Leni Riefenstahl), 1934**

rastril und Montage mehrere Ereignisse auf die gleiche Weise gestaltet wurden.<sup>5</sup> Das gilt auch für Herbert Windts Musik für beide Filme, deren gezielter Einsatz für die pathetische Gesamtwirkung wesentlich ist.<sup>6</sup> ■ Wie von seinen Auftraggebern gewünscht, brach der Film fast vollständig mit dem distanzierten Stil der früheren Parteitagsfilme in Wochenschau-Manier, die aus eigentlich unzusammenhängenden Szenen bestanden. *Sieg des Glaubens* war der erste Film, den die Partei nicht nur als Bericht über einen Parteitag, sondern als sein filmisches Äquivalent pries. Der Film erlaubte demnach, das Massenerlebnis aus Nürnberg im Filmerlebnis zu wiederholen; er richtete sich zudem erstmals an das «ganze Volk» – so wie die Partei zum Staat geworden sei, so sei die Nation insgesamt zur Gefolgschaft Hitlers geworden.<sup>7</sup> Gleichwohl war *Sieg des Glaubens* noch nicht perfekt inszeniert, weil Riefenstahls Mittel beschränkt waren und ihre

Arbeit in Nürnberg nicht die gleiche Priorität besass wie später. Die Vorbereitungszeit war knapp, vieles musste vor Ort improvisiert werden, und nur drei eigene, dafür hervorragende Kameraleute standen der Regisseurin zur Verfügung. Beim Schnitt musste sie deshalb auch auf konventionelles Wochenschau-Material zurückgreifen. Der grösste «Fehler» des Films bestand allerdings darin, dass hinter oder neben Hitler vielfach Ernst Röhm im Bild zu sehen war. Nach dessen Ermordung wurde *Sieg des Glaubens* umgehend aus den Kinos verbannt.

#### Beispiellose Produktionsbedingungen

Der endgültige Hitlerfilm sollte nun beim «Reichsparteitag der Einheit und Stärke» entstehen: Im April 1934 erhielt Riefenstahl den Auftrag, bei *Triumph des Willens* Regie zu führen, und jetzt übertrafen ihre persönlichen Kompetenzen als Regisseurin und die ihr zugewilligten Mittel alles vorher Dagewesene. Kein anderer dokumentarischer Film wurde bis dahin mit einem solchen Aufwand an Personal, Technik, Filmmaterial und Arbeitszeit realisiert. Ein dokumentarischer Film, dessen Produktionsbedingungen denen eines im Studio gedrehten Spielfilms ähnelten und dessen Ästhetik und Wirkung von diesen Produktionsbedingungen abhing. ■ Im Vergleich zum Vorjahr waren von Albert Speer bauliche Verbesserungen an den Veranstaltungsorten vorgenommen und die Parteitagsregie im September 1934 allgemein perfektioniert worden (Abb. links). Riefenstahl bestimmte nun über 18 selbst ausgewählte und geschulte Kameraleute, die sie an privilegierten Standorten einsetzen durfte und die so nah an Hitler herankamen wie in keinem früheren Film. Ausserdem verfügte Riefenstahl über weitere 16 Wochenschau-Kameraleute. Insgesamt unterstanden ihr ungefähr 170 Mitarbeiter.<sup>8</sup> 37 SS- und SA-Männer sorgten für einen reibungslosen Ablauf der Dreharbeiten. Ungefähr 130'000 Meter Filmmaterial wurden belichtet, um daraus in fünfmonatiger Arbeit einen Film von knapp zwei Stunden Länge zu schneiden. Das Dreh Verhältnis von 1:42 war in dieser Höhe beispiellos.<sup>9</sup> Genauso beispiellos war im September 1934 die Machtfülle von Riefenstahls Hauptfigur: Im Sommer waren auf Hitlers Befehl hin Ernst Röhm und die Führungsspitze der SA ermordet worden, und nach dem Tod des alten Hindenburg übernahm Hitler neben dem Amt des Reichskanzlers auch das des Reichspräsidenten und Obersten Befehlshabers des Heeres. Ursprünglich hatte der neue Parteitagfilm mit einem längeren, von Walter Ruttmann gestalteten Prolog einsetzen sollen, der die Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung seit ihren Anfängen schilderte; übrig geblieben sind davon nur noch die Texttafeln zu Beginn. Nach den politischen und parteiinternen Machtverschiebungen vom Sommer 1934 bildete nicht mehr die Bewegung, sondern ganz allein Hitler den Fluchtpunkt von *Triumph des Willens*. Von ihm stammt auch der Titel: Es war Hitlers Wille, der zuerst in Nürnberg und später im Film triumphierte. Hitler dominiert den ganzen Film; ein Drittel der



**Fritz Eschen: Fahنشmuck am Ufa-Palast am Zoo anlässlich der Uraufführung von *Triumph des Willens*, 1935**

Filmbilder zeigt ihn, und seine Reden beanspruchen zwei Drittel der Gesamtredzeit.<sup>10</sup> ■ Am 28. März 1935 fand die Uraufführung statt (Abb. oben), nachdem Hitler – gewissermassen als Riefenstahls Koregisseur – zuvor den Endschnitt abgenommen hatte. Anschliessend setzten 70 Premierenkinos den Film auf ihr Programm, der von der Ufa in grossem Umfang verliehen wurde. Begleitet wurde die Premiere von einer immensen Pressekampagne, die den Besuch des Films zu einer nationalen Pflicht erhob. Für die Mitglieder von Organisationen wie SA, SS und HJ war der Besuch ohnehin Pflicht. Ausserdem lief *Triumph des Willens* in Schulvorführungen und wurde mithilfe mobiler Vorführwagen in ländlichen Gegenden gezeigt. Viele Vorführungen fanden in feierlichem Rahmen statt: Das Kino wurde mit Fahnen geschmückt, es gab eine Ansprache, und eine SA-Kapelle spielte Musik, um ein vom Alltagsleben entrücktes Erlebnis zu schaffen und die emotionale Aufnahmefähigkeit für das weihevollere Geschehen zu erhöhen.<sup>11</sup> Anders als in den Lobeshymnen der Presse war im Volksmund auch vom «Wunder der Dressur» und dem «Triumph des Brüllens» die Rede.<sup>12</sup> Im Ausland hoch ausgezeichnet, wurde *Triumph des Willens* auch früh als Aufklärungsfilm gegen den Nationalsozialismus eingesetzt. Teile daraus fanden sich im Krieg in amerikanischen Anti-Nazifilmen wieder.

[Vom Himmel hoch:  
Inszenierter «Führer» und inszeniertes Volk](#)

Dem Flug durch die Wolken in der Exposition und dem Hinabschweben nach Nürnberg, also dem Bild gewordenen Versprechen «Vom Himmel hoch, da komm ich her», folgt Hitlers unjubelter Empfang am Flughafen und seine Fahrt im offenen Wagen in die Stadt, dargestellt als säkulare Version von Jesu Einzug in Jerusalem. Tausende Zuschauer säumen die Strassen und bilden eine menschliche Gasse, viele heben den Arm zum Hitlergruss. Eine im Wagen postierte Kamera filmt den ebenfalls grüssenden Hitler aus unmittelbarer Nähe von hinten, wobei sein Hinterkopf stets von der Sonne beschienen ist. Beide – die Zuschauer und Hitler – stehen still. Bewegung und Dynamik gehen vom fahrenden Wagen aus und werden von der Montage der Filmbilder und des Tons noch vervielfacht – zu hören ist komponierte, vorwärtstreibende Musik, unter die immer wieder aufbrandender Jubel gemischt ist. Dauernd wechseln die Bildausschnitte und Einstellungsgrößen, mal werden die Zuschauer in Untersicht, mal in Aufsicht vom Wagen herunter, aus Fenstern, von Dächern und Kränen gefilmt. Eingeschnitten sind Nahaufnahmen begeisterter Gruppen und Grossaufnahmen ausgewählter Frauen und Kinder. Durch die wiederholte Verwendung von Schuss-Gegenschuss-Schnittfolgen, bei denen die Grossaufnahme eines Gesichts mit einer Rückenansicht Hitlers abwechselt, wird hier eine direkte Blickverbindung zwischen dem Zuschauer und seinem Idol suggeriert. Für den Kinozuschauer wird dem Geschehen auf diese Weise eine subjektive Sicht eingeschrieben, und die dicht gedrängt stehende Menge erhält durch die Grossaufnahmen von Frauen und Kindern ein Gesicht: ein feminines oder kindliches, lachendes, von Freude erfülltes Gesicht mit geöffneten Lippen und leuchtenden Augen, die aufblicken zu Hitler, dem keineswegs obskuren Objekt der Begierde. Weder ergreift Hitler im ersten Teil selbst das Wort, noch unterwirft er die Menge durch seinen Blick. Vielmehr soll der Kinozuschauer in der Menge auf der Leinwand, wie sie neugierig und erwartungsvoll in Hitlers Nähe drängt, wie sie ihre Zuneigung ausdrückt und ihre Freude, wie in einem Spiegel sich selbst erkennen. Indem der Film Hitler hier nur in kurzen Ausschnitten und zumeist von hinten zeigt, unterläuft er die Erwartungen der Kinozuschauer und baut weitere Spannung auf. ■ Dem so inszenierten Volk stehen im zweiten Teil von *Triumph des Willens* die symmetrisch angeordneten Organisationen der NSDAP gegenüber, die Formationen des Arbeitsdienstes, der HJ, der SA und SS: allesamt maskulin, allesamt militärisch uniformiert, starr und diszipliniert durch Hitler, den «Zeremonienmeister des Appells».<sup>13</sup> Dieser Gegensatz wird auch durch ästhetische Mittel erzeugt, durch die Verwendung von Totalen und Aufsichten, von zackiger und klar rhythmisierter Marschmusik. An die Stelle der eingangs illustrierten «Liebesgeschichte mit Hitler» tritt «die Selbstverpflichtung auf Hitler».<sup>14</sup> Auch in diesem Teil finden sich mehrere Schuss-Gegenschuss-Schnittfolgen, die eingebunden sind in das Ritual der Treuegelöbnisse und die persön-

liche Unterwerfung des Einzelnen unter Hitler hervorkehren. Die Gesichter entsprechen einem physiognomischen Typus; ihr ernster und entschlossener Ausdruck wirkt wie eingefroren. Die zunächst erkennbare räumliche Trennung – die Strasse für das weiblich kodierte Volk und der Appellplatz und die Kongresshalle für die männlich kodierte Partei – löst sich später auf, wenn die Parteiformationen durch die Stadt marschieren und der zivile, vorher auch etwas ungeordnete und von enthemmten Emotionen geprägte Raum militärisch durchdrungen und okkupiert wird. ■ Der zweite Teil wird bestimmt von leinwandfüllenden Totalen der aufmarschierten Parteiorganisationen. Dafür, dass auch diese langen Passagen im Film voller visueller Abwechslungen sind, sorgen neben dem Schnitt die Bildeinfälle von Riefenstahls Kameraleuten. Die wichtigsten und stilprägenden von ihnen kannte Riefenstahl aus der Bergfilm-Schule von Arnold Fanck, der sie selbst entstammte. Diese Kameraleute waren gewohnt, unter extremen Bedingungen selbstverantwortlich zu arbeiten und fanden auch für die grossen Menschenansammlungen reizvolle Bilder: «Die Bergfilm-Operateure nehmen sie [die Menschenansammlungen] wie Landschaften auf, als seien sie von sich aus geordnete, formierte Natur, und veranschaulichen damit die nationalsozialistische Idee der deutschen Nation: Die Zuschauer im Stadion, welche die Rechte zum ‚deutschen Gruss‘ strecken, verschmelzen als grafische Struktur zu einem Ganzen. Sie bilden einen Volkskörper. Die Individuen erscheinen dabei nur noch als blosse Elemente, so wie Bäume einen Wald bilden oder Grashalme eine Wiese. [...] Die Individuen gehen sichtbar und hörbar auf im uniformen Zeichen ihrer rituellen Selbstaufgabe.»<sup>15</sup>

[Die selektierte «Volksgemeinschaft»](#)

Der Grad der Inszenierung in *Triumph des Willens* wird deutlich beim Vergleich mit den Mängeln von *Sieg des Glaubens*. Stellenweise wurde dort das emotional aufgeladene Seherlebnis erheblich gestört. Ordner wurden sichtbar und unterliefen durch ihre Präsenz die Vorstellung einer allein durch Hitler disziplinierten Menge, Kameraleute gerieten ins Bild und beschädigten die Illusion der Unmittelbarkeit, Passanten oder Funktionäre aus dem Pulk um Hitler verstellten den direkten Blick auf ihn. Kurz vor Ende von *Sieg des Glaubens* fährt die Kamera nah an einer Reihe zum Appell angetretener SA-Männer entlang, und einer ist darunter, der genauso stramm da steht wie die anderen, aber eine Brille mit starken Gläsern trägt, hinter denen seine Augen ungewöhnlich gross erscheinen. Die Aufnahme fällt umso mehr aus dem Rahmen, weil Brillenträger im Film sonst nicht in Nahaufnahmen auftauchen. Sie wurden von der Parteitagsregie in die zweite Reihe beordert oder, wo das misslang, am Schneidetisch entfernt; sie fehlen nicht zufällig, sondern sehr bewusst. ■ Die Gesichter von anonymen jungen Frauen, Müttern, Kindern und Jugendlichen, Angehörigen des Arbeitsdienstes, SA- oder SS-Männern, die in *Triumph des Willens* in Grossaufnahmen zu se-



Leni Riefenstahl bei den Dreharbeiten zu *Triumph des Willens*, 1934

hen sind, sollen einen Querschnitt der «Volksgemeinschaft» repräsentieren, und alle entsprechen visuell dem rassischen Leitbild der Nationalsozialisten, dem geraden, gesunden, kraftstrotzenden «arischen» Menschen. Oft sind sie mit grossem Teleobjektiv aufgenommen und dadurch von ihrer Umgebung abgehoben, oft auch in Untersicht und in leichtem Profil gegen den Himmel fotografiert, so dass die Gesichtskonturen hervortreten. Abgesehen von einigen stark untersetzten älteren und eben nicht anonymen Parteifunktionären, die einen Kurzauftritt am Rednerpult haben, deckt sich die Auswahl der Gesichter am Schneidetisch mit einem auch staatlich propagierten Schönheitsideal. Riefenstahl selektiert demnach unter ideologiekonformen Gesichtspunkten aus der Masse an vorhande-

nem Filmmaterial. «Die *ausschliessliche* Abbildung des ‚Erwünschten‘ impliziert die Missbilligung des nicht-abgebildeten ‚Unerwünschten‘, die Negierung von Vielfalt», so Stefanie Grote, die in *Triumph des Willens* einen «Werbefilm für die NS-Rassendoktrin» erblickt.<sup>16</sup> Beispielhaft ist das Wunschbild einer rassisch homogenen, aus deutschen Stämmen zusammengefügt «Volksgemeinschaft» beim Appell des Arbeitsdienstes vor Hitler realisiert. Angehörige von zwölf Landsmannschaften melden sich zur Stelle und rufen im Chor: «Ein Volk! Ein Führer! Ein Reich! Deutschland!» Gemeinsam gedenken sie der Toten des Weltkriegs und der Toten der «Kampfzeit» – ein Ritual, das den ganzen zweiten Teil des Films beherrscht und die aufmarschierten männlichen Massen auch zu einer Kultgemeinschaft macht.

Vorbild und Ausnahmeerscheinung

*Triumph des Willens* war das wichtigste Vorbild für den «heroischen Reportagefilm», eine eigene Spielart des dokumentarischen Films des «Dritten Reiches», sowie für die Kriegswochenschauen. An beiden wirkten die Kameraleute von Fanck und Riefenstahl (Abb. S. 87) in hervorragender Weise mit. In anderer Hinsicht blieb *Triumph des Willens* eine Ausnahmeerscheinung. Einen abendfüllenden Film, der sich so ausschliesslich der Verehrung Hitlers widmete, hat es im «Dritten Reich» nicht wieder gegeben. Auch eine so bedingungslose Selbstdarstellung der NSDAP wurde im Film nie wieder praktiziert. Stattdessen setzte Goebbels auf den subtilen Gebrauch populärer Unterhaltungsformen für propagandistische Zwecke; zur Akzeptanz des Führerprinzips sollten etwa die «Geniefilme» über Friedrich den Grossen, Schiller und Bismarck beitragen, die vom Kampf grosser, oft einsamer und unverstandener deutscher Männer erzählten.<sup>17</sup> Auch in anderen Medien wurde der Führerkult gepflegt, zum Beispiel in den Fotografien des Hoffotografen Hitlers, Heinrich Hoffmann, und im Rundfunk.<sup>18</sup> Die zunächst weiter von privaten Firmen hergestellten Wochenschauen standen dem Führerkult dagegen zögerlich gegenüber.<sup>19</sup> Vor 1939 erschien Hitler etwa in jeder dritten Wochenschau, meist anlässlich von Feierlichkeiten, wobei die Arrangements stereotyp ausfielen und sich Hitler überwiegend in einer reinen Männerwelt aufhielt. In den vom Propagandaministerium mitgestalteten Kriegswochenschauen stand Hitler dann im Zentrum des neuen Rituals der Frontbesuche. Für die Bilder seiner im Kriegsverlauf immer seltener werdenden offiziellen und privaten Auftritte im Film war Hitlers bevorzugter Kameramann Walter Frentz zuständig, der schon in *Sieg des Glaubens* und *Triumph des Willens* seine Qualitäten an der Handkamera bewiesen hatte und sich nun stets in seiner Nähe aufhielt und ihn auf seinen Reisen begleitete.<sup>20</sup> Dass sich Hitler, der längst dem Kult um die eigene Person erlegen war, aus der Öffentlichkeit zurückzog, ging in diesen Jahren einher mit seiner Inszenierung durch Goebbels als unbeugsamer Feldherr in der Nachfolge Friedrichs des Grossen.<sup>21</sup> Besonders publikumsträchtig gelang das in Veit Harlans Epos *Der grosse König* (1942), das mitten im Krieg eine Analogie zum Siebenjährigen Krieg herstellte und das unbedingte Durchhalten von Front und Heimat zur Pflicht erklärte.<sup>22</sup> Hatte *Triumph des Willens* im ersten Teil noch eine freudige Zuneigung des Volkes zum «Führer» ins Bild gesetzt, so ging es ab jetzt nur mehr darum, das im zweiten Teil des Films beschworene Opfer des eigenen Lebens einzufordern.

Anmerkungen

- 1 Joseph Goebbels über *Triumph des Willens*, 26.März 1935, in: Goebbels 1997-2006, Bd. III/1, S. 206.
- 2 Anonymer Junge über *Triumph des Willens*, zit. in: Deutschland-Bericht der Sopade, 2. Jg., Nr. 6, Juni 1935, A 53. Hier zit. nach: Deutschland-Berichte 1935 (1980), S. 708.
- 3 Vgl. u.a. Loiperdinger 1987; Dolezel/Loiperdinger 1995; Rother 2000; Trimborn 2002; Grote 2004; Zimmermann 2005; Urban 2007; Oberwinter 2007.
- 4 Vgl. Kershaw 1999, S. 87.
- 5 Zimmermann 2005, S. 517.
- 6 Vgl. zur Musik Volker 2003.
- 7 Rother 2000, S. 60.
- 8 Vgl. Grote 2004, S. 75.
- 9 Vgl. ebd., S. 124.
- 10 Vgl. Loiperdinger 1987, S. 68.
- 11 Vgl. ebd., S. 115.
- 12 Vgl. Urban 2007, S. 219.
- 13 Loiperdinger 1987, S. 72.
- 14 Rother 2000, S. 77.
- 15 Loiperdinger 2003, S. 23 f.
- 16 Grote 2004, S. 124f.
- 17 Vgl. Welch 2001, S. 123-158.
- 18 Vgl. Herz 1994 und Marszolek 2003.
- 19 Vgl. hierzu und zum Folgenden Dolezel/Loiperdinger 1995, S. 92 ff.
- 20 Vgl. Hoffmann 2006, S. 89-99.
- 21 Vgl. Kershaw 1999, S. 221 f.
- 22 Zur Produktionsgeschichte vgl. Buchloh 2010, S. 105-115.



# Herstellung und Inszenierung der »Volks- gemeinschaft«

# «Volksgemeinschaft» als Selbstermächtigung

## Soziale Praxis und Gewalt

Der Begriff der «Volksgemeinschaft», schon während des Ersten Weltkriegs verbreitet, war in der Weimarer Republik bereits ein politischer Schlüsselbegriff bei nahezu allen Parteien – allerdings mit durchaus gravierenden semantischen Unterschieden.<sup>1</sup> Die verfassungstreuen Parteien hoben vor allem den sozialharmonisch inkludierenden Aspekt heraus. Für die Sozialdemokraten zum Beispiel hatte sich die Arbeiterklasse mittlerweile zum Volk der Schaffenden ausgeweitet, die einer kleinen und ungerechtfertigt mächtigen Minderheit von Monopolkapitalisten und Grossgrundbesitzern gegenüberstanden. Und selbst diese Minorität könnte, wenn sie einer wirklichen Arbeit nachginge, Teil einer sozialistischen «Volksgemeinschaft» werden.<sup>2</sup> ■ Es waren jedoch vor allem die Nationalsozialisten, die die «Volksgemeinschaft» erfolgreich propagierten. Der Begriff geriet, wie Hans-Ulrich Thamer konstatiert, zu «einer der wirkungsmächtigsten Formeln in der nationalsozialistischen Massenbewegung»<sup>3</sup>. Die Verheissung von sozialer Gemeinschaft und nationalem Wiederaufstieg, von Überwindung der Klassengesellschaft und politischer Einheit trug ganz Wesentlich zur Attraktivität des Nationalsozialismus bei. ■ Bei aller Inklusionsrhetorik auch auf der Seite der Rechten war bei ihnen die «Volksgemeinschaft» vor allem durch Grenzen, durch Exklusion bestimmt. Nicht so sehr die Frage, wer zur «Volksgemeinschaft» gehörte, beschäftigte die Rechten, als vielmehr, wer nicht zu ihr gehören durfte, ebenjene bereits sprachlich ausgegrenzten «Gemeinschaftsfremden», allen voran die Juden. Der Antisemitismus spielte dabei die entscheidende Rolle. Denn in der vorkonstitutionellen, ausserstaatlichen Konstruktion des Volkes als «natürliche Blutsgemeinschaft», die zu ihrer eigenen politischen Ordnung – die eben nicht der bürgerliche Nationalstaat war – finden müsse, war die rassistische, antisemitische Grenzlinie untrennbar eingelassen. «Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein» – so heisst es klar und deutlich im Parteiprogramm der NSDAP aus dem Jahr 1920. ■ Antisemitismus konstituierte die nationalsozialistische «Volksgemeinschaft»; er befeuerte auch deren Radikalität und Destruktionspotenzial. Mit einem bloss inkludierenden Konzept hätte sich die deutsche «Volksgemeinschaft» nach Erreichen der

Vollbeschäftigung und der Revision des Versailler Vertrags in den Grenzen von 1938 selbstzufrieden genügen können. Stattdessen trieb die antisemitische, rassistische Passion sie stets weiter dazu, Grenzen auszudehnen, exkludierende Differenzen zu bestimmen, die «Volksgemeinschaft» immer wieder neu herzustellen und eine völkisch-rassistische Ordnung Europas zu verwirklichen. ■ Volksgemeinschaftsvorstellungen sahen im sogenannten Augusterlebnis ihren Referenzpunkt, denn der «August 1914» schloss ja ausdrücklich alle Deutschen ein, auch Juden und Sozialdemokraten, die sich von ihrem Patriotismus nicht zuletzt Anerkennung in der Mehrheitsgesellschaft erhofften. Umgekehrt hiess diese Untrennbarkeit von Antisemitismus und nationalsozialistischer «Volksgemeinschaft» aber auch, dass all diejenigen, die in dem Inklusionsversprechen der Nationalsozialisten eine Übereinstimmung mit ihrer eigenen Vorstellung sahen und sich vor allem nach 1933 von der Volksgemeinschaftspropaganda angesprochen fühlten, zugleich die antisemitische Exklusion übernahmen, selbst wenn sie ursprünglich keine Antisemiten sein mochten. ■ Der Nationalsozialismus bot Möglichkeitsräume, nicht nur der Macht, als vielmehr auch der Gewalt. Nationalsozialistische Politik war von Anfang an stets gewalttätige Praxis: Antisemitismus der Tat. Mit Gewalt liess sich der Weimarer Rechtsstaat täglich wirksam herausfordern, da er das staatliche Gewaltmonopol verteidigen musste und sich folglich stets in der Defensive befand. Durch Gewalt liess sich zugleich die angestrebte «Volksgemeinschaft» sichtbar machen, indem durch politische Aktionen die Grenze zwischen «uns» und den «Volksfeinden» scharf und unüberbrückbar gezogen wurde. ■ Die Herstellung dieser «Volksgemeinschaft» galt den Nationalsozialisten nach der «Machtübernahme» als zentrale Aufgabe, die nicht zuletzt in der Provinz, auf den Dörfern und in den kleinen Ortschaften zu bewerkstelligen war, liessen sich hier doch rassistische Grenzen innerhalb lokaler Populationen ziehen, die bisherige bürgerliche Rechtsordnung aus den Angeln heben und mit der praktizierten Vertreibung von Juden die Forderung nach der endgültigen «Entfernung der Juden» bahnen. Volksgemeinschaftspolitik war folglich zuerst und vor allem Politik gegen die Juden in der Nachbarschaft, ebenso wie gegen andere «Gemeinschaftsfremde», «Fremdrassige» oder auch «Fremdarbeiter». ■ Die Exklusion der deutschen Juden aus der «Volksgemeinschaft» – der mit zahllosen staatlichen Massnahmen verordnete Ausschluss ebenso wie die alltägliche Ausgrenzung – zog nicht bloss eine antisemitische Grenze und belies den nicht-jüdischen Teil unangetastet. Diese alltägliche Exklusionspraxis veränderte die Gesellschaft selbst. ■ Staat, so Max Weber in seiner klassischen Definition, ist diejenige menschliche Gemeinschaft, welche innerhalb eines bestimmten Gebietes «das Monopol legitimer physischer Gewaltsamkeit für sich (mit Erfolg) beansprucht»<sup>4</sup>. Im modernen Rechts- und Verfassungsstaat beruht die Legitimität staatlicher Gewaltanwendung auf dem Einverständnis der Bürger, die ihre im Prinzip unbeschränkte Freiheit zur Gewalt auf den Staat und seine Sicherheitsorgane übertragen haben. Darum kann der Staat in dieser Perspektive nur von den



Ein jüdischer Student wird von der SA durch Marburg getrieben, 24. August 1933

Bürgern dieser Perspektive nur von den Bürgern selbst legitimiert sein, Gewalt anzuwenden, und es bedarf der Rechtsförmigkeit staatlicher Gewalt, die insbesondere von jedem Bürger auf ihre Rechtmässigkeit durch unabhängige Gerichte überprüft werden kann. ■ Für dieses Problem der Einhegung der Gewalt durch das Recht besaßen die Nationalsozialisten keinen Sinn; im Gegenteil, der Rechtsstaat samt bürgerlichem Gesetz sollte so rasch wie möglich überwunden werden. «Recht ist, was dem Volke nützt», hiess die Maxime nationalsozialistischer Rechtstheorie, und entsprechend diesem utilitaristischen Bezug auf das «Volk» jenseits des Rechts war die Anwendung von Gewalt für die Nationalsozialisten allein durch politisches Kalkül bestimmt. Immer wieder entfachte die Regimeführung die Gewalt der Parteigruppen, um die Bürokratie unter Druck zu setzen oder die Gesellschaft zu mobilisieren. ■ In der politischen Praxis vor Ort hiess das zuerst, soziale Distanz herzustellen, jedwede Solidarität und jedes Mitleid mit den Verfolgten zu stigmatisieren, um die jüdischen Nachbarn zu isolieren und für rechtlos, ja vogelfrei zu erklären. Während in den Grossstädten unter den Augen ausländischer Beobachter und konzentrierter Kontrolle durch die Polizei der Boykott nach dem 1. April 1933 fürs Erste abgebrochen wurde, eröffnete er in der Provinz, in den Kleinstädten und Dörfern, den örtlichen Partei- und SA-Gruppen eine politische Arena, in der sie die soziale, kulturelle und politische Ordnung des Ortes verändern konnten. Mit dem Boykott liessen sich diverse Aktionsformen ausprobieren, von öffentlichen Plakaten und Transparenten über das

Postenstehen direkt vor dem Laden, das blosses Auffordern von Kunden, das Geschäft nicht zu betreten, bis hin zu Beschimpfungen und Anwendung von Gewalt.<sup>5</sup> ■ Neben den gewalttätigen Boykottaktionen nahmen im Sommer 1935 – also mehrere Monate vor den «Nürnberger Gesetzen», die im September erlassen wurden – ebenso Kampagnen zur Anprangerung von Liebesbeziehungen zwischen Juden und Nicht-Juden als «Rassenschande» zu. Überall im Reich wurden solche Beschuldigungen erhoben, die stets mit aggressiven öffentlichen Angriffen in Zeitungen und Flugblättern oder mit Demonstrationen einhergingen, bei denen die angeblichen «Rassenschänder» mit Gewalt durch die Stadt geführt wurden. ■ Betrachtet man die Bilder von jenen Umzügen, die am helllichten Tag in aller Öffentlichkeit stattfanden, so fallen die Mengen auf, die diese Umzüge begleiteten: Frauen, Kinder, Jugendliche laufen mit, lachen, verhöhnen, beschimpfen, bespucken die Opfer. Die voyeuristische Attraktion und das Einverständnis mit der Beteiligung an dieser gewalttätigen Ahndung einer Verletzung der «Rassenehre» sind nicht zu übersehen. Mit den «Rassenschande»-Aktionen des Jahres 1935 hatten die Nationalsozialisten das Feld gefunden, um im Alltag die Grenzen der «Volksgemeinschaft» wirksam und mit Zustimmung der nicht-jüdischen Volksgenossen zu ziehen. ■ Häufig verstellt die übliche juristische Beschäftigung mit dem kodifizierten staatlichen Recht den Blick darauf, dass in der Gesellschaft noch andere Rechtsordnungen existieren, die nicht durch das Gesetz geregelt werden. So weist der Begriff der «Ehre» über die Regelung von Alltagskonflikten hinaus

auf ein spezifisches, unterschiedlich kulturell wie historisch definiertes soziales Verhalten. ■ Ehrverstösse waren in der Vormoderne ebenso Gegenstand herrschaftlicher Strafordnungen, wie sie auch von der Nachbarschaft, dem Dorf, der religiösen Gemeinde geahndet wurden. In den modernen Verstaatlichungsprozessen, die auch eine Vereinheitlichung und staatliche Regulierung des Rechts bedeuteten, wurde diese Volksjustiz mehr und mehr zurückgedrängt, ohne jedoch zu verschwinden. Beispiele aus dem von französischen Truppen besetzten Rheinland in den frühen 1920er Jahren zeigen die öffentliche Demütigung und Misshandlung von Frauen noch im 20. Jahrhundert, von sogenannten Ehrenmorden in der Gegenwart ganz zu schweigen. ■ Damit ist ein zweites Kennzeichen der Ehre angesprochen: das Geschlecht. Ehre hängt stets mit Sexualität, mit der Wahrung der sexuellen patriarchalischen Ordnung zusammen. Zwar konnten auch Männer, die zum Beispiel von ihren Ehefrauen betrogen wurden oder sich im hohen Alter mit einer jungen Frau verheirateten, das Objekt von volkstümlichen Ehrstrafpraktiken werden. Aber in erster Linie zielte die Ehrgerichtsbarkeit auf Frauen, von denen die Wahrung ihrer Reinheit gefordert und deren Verletzung mit harten Strafen geahndet wurde. Das änderte sich auch im 20. Jahrhundert nicht: Gewalt und Geschlecht blieben die zwei entscheidenden Charakteristika der Ehre. ■ Hinzu kommt jedoch die rassistische Aufladung der Ehre. Was in der Vormoderne eine Ordnung zur Regelung sozialen Verhaltens darstellte, geriet unter rassenbiologischen Vorzeichen zu einer Praktik der unumkehrbaren Ausschliessung. Indem Rassisten, allen voran die Nationalsozialisten, Rasse und Ehre zur «Rassenehre» verschmolzen, schufen sie nicht bloss einen neuen Begriff, sondern stellten damit eine soziale Praxis her, die einen Grossteil aller Implikationen, die der Begriff der Ehre mit sich führte, fortsetzte und verstärkte. ■ Nichts könnte diese Veränderung deutlicher kennzeichnen als der Begriff der «Rassenschande» selbst. Nicht die Aufrechterhaltung der Ehre als soziale Qualität einer Person stand im Mittelpunkt der nationalsozialistischen Aktionen, sondern die Abstrafung und Ächtung derjenigen Menschen, die in rassistischer Perspektive sich und der Gemeinschaft «Schande» bereitet hatten. Im Nationalsozialismus ging es nicht wie weiland darum, die traditionelle, «gerechte» Ordnung, die durch den neuzeitlichen, zentralistischen Staatsanspruch bedroht wurde, wiederherzustellen, sondern darum, die bürgerliche Rechtsordnung zu zerstören. Von der äusseren Form und den Praktiken her gesehen, könnte es so aussehen, als wären mittelalterliche und frühneuzeitliche Praktiken neu belebt worden. In Wirklichkeit handelte es sich um nationalsozialistische Mimikry. ■ In den anscheinend mittelalterlichen Praktiken der «Rassenschande»-Umzüge zeigte sich die Ordnung eines «Volksrechts», in dem die Rechtsgenossen nicht gleich sind, Recht nicht auf verfassungsmässigem Weg gesetzt und in geschriebenen Gesetzen kodifiziert wird, die von allen eingesehen werden, auf die sich alle gleichermassen berufen und vor Gericht beziehen können.



Das nationalsozialistische Volksrecht wird vom «Volk» des Ortes festgelegt, vom «Volk» wird das Urteil ausgesprochen und gleichfalls exekutiert: «Volksrecht» als radikale wie gewalttätige Kritik am *Bürgerlichen Gesetzbuch*. ■ Die Gewaltaktionen bargen noch mehr politisches Potenzial. Über die Zerstörung der bürgerlichen Rechtsordnung hinaus verlieh die Gewalt die Erfahrung unmittelbarer Macht. Am 22. Juli 1935 schilderte Max Angerthai der Berliner Zentrale einen Fall aus dem westpreussischen Osterode, von dem er gerade telefonisch erfahren hatte. Dort hatte eine Rotte Jugendlicher den Lederhändler Wittenberg in seinem Geschäft überfallen, nachdem er eine Gruppe acht- bis zehnjähriger Kinder vertrieben hatte, die sein Schaufenster mit antisemitischen Zetteln beklebt hatte. Die Hitler-Jungen fesselten Wittenberg, hingen ihm ein Pappschild um den Hals mit der Aufschrift: «Dieser dreckige Jude hat einen deutschen Jungen geschlagen!» und zwangen ihn eine Stunde lang unter Schlägen und Misshandlungen durch die Strassen von Osterode zu laufen. Es bedurfte schliesslich der Intervention von vier Gendarmen, um Wittenberg aus der Gewalt der Jugendlichen zu befreien und in «Schutzhaft» zu nehmen. Der jugendliche Trupp zog daraufhin zu anderen Häusern und Geschäften in jüdischem Besitz, verwüstete das Büro eines Mühlenbetriebs und führte den jüdischen Mühlenlektor ebenfalls durch die Strassen Osterodes, bis auch er in Schutz-

haft genommen und am Abend erst wieder freigelassen wurde. ■ «Dies ist die erste Wurzel der Macht», schrieb der Soziologe Heinrich Popitz. «Menschen können über andere Macht ausüben, weil sie andere verletzen können.»<sup>6</sup> Nirgendwo ist Macht wie Ohnmacht unmittelbarer zu erfahren als mit dem Vermögen bzw. Erleiden physischer Gewalt. Menschen sind auf eine vielfältige Weise sowohl verletzungsmächtig wie verletzungsoffen. Die Ausgesetztheit des menschlichen Körpers, seine kreatürliche Verletzbarkeit, die Todesbedrohung sind keine abstrakte, sondern eine konkrete Erfahrung. ■ Die innere Konstitution ist nachhaltig beschädigt, das Vertrauen in die eigene Stärke, in die eigene Unversehrtheit unwiederbringlich erschüttert. Die Gewalt, so Wolfgang Sofsky, «trifft ihn [den Menschen] in seinem Innersten und unterwirft ihn als ganzen, in seiner Totalität. Man hat von den Wirkungen der Gewalt noch nicht das mindeste verstanden, wenn man sie lediglich als einen physischen, äusserlichen Vorgang betrachtet.»<sup>7</sup> Die Demütigung und Herabsetzung sowie der Beweis der Unterlegenheit wirken nach, zumal dort, wo nicht zwei gleichrangige Kämpfer ihre Kräfte messen. Die Erfahrung der Schwäche steht der Gewissheit der Stärke diametral und doch notwendig miteinander verknüpft gegenüber. Nur die Niederlage des Geschlagenen bietet das Gefühl des Sieges für den Stärkeren. ■ Während jedoch unter äquivalenten Bedingungen der Verlierer Revanche verlangen kann und die Chance besitzt, in der Wiederholung des Kampfes oder im Kampf mit anderen seine Niederlage in einen Sieg zu verwandeln, schlossen die asymmetrischen Verhältnisse des NS-Regimes ebendiese Möglichkeit einer Umkehrung aus. Der übermächtigen Gewalt der Täter entsprach die vollständige, erniedrigende, die Würde der Person auslöschende Ohnmacht des Opfers. Dem geächteten Opfer wurde die Chance zur Gegenwehr genommen, das Recht auf Selbstverteidigung als unzulässiger Widerstand ausgelegt, während der Angreifer sich der eigenen strukturellen Überlegenheit sicher sein konnte, bevor sie zur Tat schritten. ■ Die Gewalt war öffentlich, sie sollte die Ohnmacht des Opfers und die Macht der Täter zur Schau stellen. Die sichtbare Demütigung des Opfers war konstitutiver Bestandteil der Aktionen. An zentraler Stelle des Ortes, auf dem Marktplatz oder vor dem Rathaus, fanden diese Aktionen statt, dort, wo alle vorübergingen und jeder die öffentlich Gedemütigten, die zur Misshandlung freigegeben waren, sehen konnte. ■ Es ist bezeichnend, dass diejenigen, die das Gesetz zu hüten und Straftaten zu verhindern hatten, erst spät oder gar nicht eingriffen. Stattdessen liess die Polizei das gewalttätige Treiben gewähren, bevor sie Einhalt gebot. Und auch dann ging die Polizei nicht gegen die Gewalttäter vor, sondern nahm das jüdische Opfer in Haft. Die jugendlichen Aktivisten konnten sich hingegen des mehr oder weniger unverhohlenen Einverständnisses der Erwachsenen, selbst derjenigen, die von Amts wegen die öffentliche Ordnung zu gewährleisten hatten, sicher sein. ■ Diese mehr oder weniger unverborgene Komplizenschaft vor Ort, die die geltende Rechtsordnung für Juden in der Praxis ausser Kraft setzte, ihnen den Schutz ver-

weigerte und sie der Gewalt preisgab, war als Politik «von unten» ebenso notwendig wie die Erlasse, Gesetze und Massnahmen «von oben», um die «Volksgemeinschaft» herzustellen. In dem Moment, in dem Recht gegenüber einer Gruppe ohne Folgen gebrochen werden konnte, war die Grenze der «Volksgemeinschaft» bereits gezogen, die einerseits alle «Volksgenossen» einschloss, andererseits alle Juden und andere «Fremdvölkische» wie «Gemeinschaftsfremde» ausgrenzte. ■ In der kollektiven Gewalttat gegen Juden wurde die Ausgrenzung der «Anderen» auf brutale Weise exekutiert, und gleichermaßen bedeutete die Gewalt für den einzelnen Täter eine machtvolle Erfahrung der «Selbstaffirmation» (Alf Lüdtke). In der Aktion bildete sich jene «Volksgemeinschaft», von der die NS-Propaganda sonst nur redete: eine Gemeinschaft, die einen Feind besass, dessen Verfolgung und Vertreibung zum Prüfstein ihrer Existenz wurde; eine Gemeinschaft, die sich nicht durch Gesetze definierte, die immer auch Grenzen hätten setzen können, die sich erst durch die Tat schuf und als Selbstintensivierung erfahren werden konnte. «Für nicht wenige», so hat Alf Lüdtke formuliert, «die sich ausserhalb der ‚Kommandohöhen‘ von Gesellschaft und Staat sahen, erwies sich die Gewalttat als eine ‚befriedigende‘ Politik-Form. Akteure wie Claqueure nahmen auf ihre Weise Teil an politischer Herrschaft.»<sup>8</sup> ■ Alle Teilnehmer, Militante wie Zuschauer, Aktivisten wie Mitläufer, Täter wie Beteiligte, konnten Partizipation und Macht erfahren. Die Gewaltaktionen gegen Juden haben nicht die «Volksgemeinschaft» geschaffen, aber diese Praxis der Gewalt nahm die Wirklichkeit der «Volksgemeinschaft», für einen begrenzten Moment, vorweg. Die alte Ordnung staatsbürgerlicher Gleichheit war ausser Kraft gesetzt und eine neue politische Ordnung rassistischer Ungleichheit etabliert, in der die eigene Herrenmacht, das Gefühl von Überlegenheit und Anmassung, eben von Selbstermächtigung, konkret, ja körperlich erfahrbar wurde. ■ Über «Volksgemeinschaft» zu reden heisst daher stets über Inklusion wie über Exklusion zu sprechen, über soziale Mobilisierung und Partizipation wie Selektion, über Teilhabe und Selbstermächtigung wie über Gewalt, Ausmerze und Mord. «Volksgemeinschaft» zu untersuchen bedeutet, rassistische Praxis in den Blick zu nehmen, gleichzeitig einschliessend wie ausschliessend, vor allem im Alltag, bei den unzähligen «Volksgenossinnen» und «Volksgenossen», die sich bereitwillig engagierten, «Volksgemeinschaft» herzustellen, eine soziale wie politische Ordnung rassistischer Ungleichheit zu schaffen, die ihnen materiellen wie immateriellen Gewinn versprach, Machtzuwachs und Herrschaftsteilhabe.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. Verhey 2000; Bruendel 2003; zur Weimarer Republik vgl. Wildt 2009.
- 2 Vgl. dazu Vogt 2006; Zimmermann 2004.
- 3 Thamer 1990, S. 113.
- 4 Weber 1980, S. 822.
- 5 Vgl. dazu Ahlheim 2009; Wildt 2007.
- 6 Popitz 1992, S. 25.
- 7 Sofsky 1996, S. 70.
- 8 Lüdtke 1998, S. 280.

# Ikonografie der «Volks- gemeinschaft»

## Einschränkung

Der Titel dieses Beitrags weckt Erwartungen, die aus vier Gründen nicht erfüllt werden können: ■ 1. Während «Volksgemeinschaft» nicht nur in der Geschichts- und Politikwissenschaft Thema einer riesigen Zahl von Untersuchungen war und ist – so weist allein die Bayerische Staatsbibliothek über 560 einschlägige Monografien unter diesem Schlagwort nach –,<sup>1</sup> gibt es in einer der europaweit grössten und weltweit am besten erschlossenen kunsthistorischen Forschungsbibliotheken, nämlich der des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, gerade einmal vier – grosso modo architekturgeschichtliche – Einträge unter diesem Rubrum, darunter Rainer Stommers wichtige Analyse der «Thing-Bewegung» von 1985.<sup>2</sup> Es existiert keine einzige Studie zur Malerei des Nationalsozialismus, die sich dezidiert oder gar ausschliesslich mit unserem Gegenstand, der «Ikonografie der Volksgemeinschaft», befassen würde. In der ideologiekritischen Untersuchung von Berthold Hinz<sup>3</sup> wird «Volksgemeinschaft» jedenfalls nur ganz knapp erwähnt. ■ Dies kann insofern nicht überraschen, als die Forschungsgeschichte – anders als in der Geschichtswissenschaft – insgesamt relativ kurz ist. Noch 1967 vermerkte etwa Nikolaus Pevsner lapidar: «Was die nationalsozialistische Architektur angeht, so ist jedes Wort über sie zuviel.»<sup>4</sup> Diese Äusserung illustriert mustergültig die bis weit in die 1970er Jahre vorherrschende Verdrängung und Tabuisierung der Zeit des Nationalsozialismus im Fach Kunstgeschichte. Die Zahl deutscher Kunstmuseen, die Werke des Nationalsozialismus in ihrer ständigen Sammlung zeigen, lässt sich bis heute an den Fingern einer Hand abzählen. ■ 2. Bei den relativ wenigen visuellen Quellen, die sich eindeutig, das heisst qua Titel, dem Thema «Volksgemeinschaft» zuweisen lassen, handelt es sich fast vollständig um Druckgrafik, genauer: um Broschüren, Pamphlete, Flugblätter, Postkarten und vor allem um Plakate (Abb. rechts). Es gibt meines Wissens kein Ölbild, das explizit mit «Volksgemeinschaft» betitelt ist. ■ 3. Unter Ikonografie versteht man gemeinhin die Bestimmung der Bedeutung eines Motivs in unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen.<sup>5</sup> Da aber die grundlegenden visuellen Quellen noch gar nicht im Sinne eines Korpus zusammengestellt worden sind – es also keine qualitativ und

quantitativ hinreichende Informationsebene gibt –, ist es sehr schwer, auch nur einen groben Überblick, geschweige denn eine *systematische* Zusammenstellung der Ikonografie etwa im Sinne Erwin Panofskys zu liefern. ■ 4. Jene wenigen Untersuchungen, die sich ausdrücklich mit den visuellen Erscheinungsformen des sinnstiftenden Gesellschaftsentwurfs «Volksgemeinschaft» beschäftigen, wie etwa diejenigen Peter Reichels und Paula Diehls in Gerhard Pauls rezentem *Bildatlas des 20. Jahrhunderts*<sup>6</sup>, oder die verschiedenen Studien zu den Reichsparteitagen, von Autoren wie Yvonne Karow bis zu Hans-Ulrich Thamer,<sup>7</sup> verwenden das reichhaltige Bildmaterial oftmals nur rein illustrativ, das heisst als – scheinbar eingängige – Veranschaulichung ihrer Thesen bzw. als Bestätigung der aus *anderen* Quellen gewonnenen Einsichten. Lässt man jedoch die performative Dimension unseres Themas, also den Aufmarsch in Formationen und die Inszenierung von politischen Kultfeiern, ausser Acht, muss man konstatieren, dass eine zielgerichtete Auseinandersetzung mit den ästhetischen, formalen und stilistischen Eigenheiten dieser ebenso hochdynamischen wie anpassungsfähigen, stark ausdifferenzierten Produktion und Inszenierung von *Bildkultur* im Nationalsozialismus bisher kaum stattgefunden hat. ■ Mit diesen vier Einwänden soll schlicht gesagt werden: Eine «Ikonografie der Volksgemeinschaft» muss tatsächlich *ab ovo* entwickelt werden. Bedenkt man, dass allein für die Grossen Deutschen Kunstausstellungen im Haus der Deutschen Kunst in München zwischen 1937 und 1944 rund 13 500 als Auswahl aus rund 100'000 eingereichten Werken präsentiert worden sind,<sup>8</sup> wird der Umfang dieser Arbeit deutlich.

## Methodische Überlegungen zu Bildern der «Volksgemeinschaft»

Dessen ungeachtet werden im Folgenden einige Überlegungen vorgestellt, die als Vorarbeiten oder Prolegomena zu einer solchen systematischen Untersuchung dienen könnten. Soweit ich die nationalsozialistische Bildproduktion überblicke, haben wir es mit einem sehr vielschichtigen und wandlungsfähigen Motiv zu tun – ebenso mehrdimensional wie der Begriff «Volksgemeinschaft» selbst. ■ Die Bilder der «Volksgemeinschaft» sind zumeist ebenso normativ wie appellativ, ebenso deskriptiv wie utopisch. Sie visualisieren das Konzept einer Gesinnungsgemeinschaft in der Gegenwart und formulieren zugleich ein Idealkonstrukt, eine erhoffte Zukunft, in der Klassen-, Standes-, Organisations-, Verbands- und Institutionsgrenzen überwunden sind. Es handelt sich bei diesen Bildern zumeist um *Fiktionen*, die ihrerseits jedoch stets einen realen Kern haben, etwa was die gesellschafts- und rassebiologische Dimension betrifft: Sie begleiten, flankieren, akzentuieren und propagieren die administrative Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik. ■ All dies geschieht nicht nach einem zuvor ausgearbeiteten und beschlossenen Masterplan, sondern ad hoc, inmitten unterschiedlich erfolgreicher kunst- und

DIE  
**NSDAP**

SICHERT DIE  
VOLKS-  
GEMEINSCHAFT



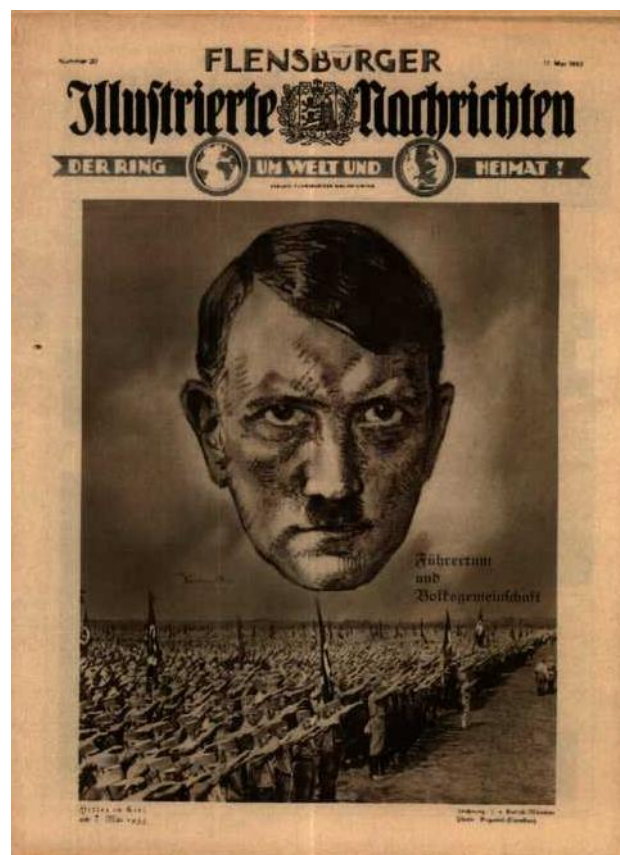
VOLKSGENOSSEN  
BRAUCHT IHR RAT UND HILFE  
SO WENDET EUCH AN DIE  
ORTSGRUPPE

kulturpolitischer Steuerungsversuche verschiedener Akteure in mehreren Ministerien und Gauen und, blickt man auf die Künstler, in einem Spannungsfeld individuell divergierender ästhetischer Gestaltungsoptionen. Die Kunst im Nationalsozialismus ist gleichermaßen von Beharrungsvermögen auf stilistischen Traditionen wie von hoher Dynamik gekennzeichnet. Folglich muss, wie in anderen Epochen auch, stets sowohl die Zeitachse als auch die regional unterschiedliche Ausprägung differenziert werden; staatliche Auftragskunst muss ebenso berücksichtigt werden wie der private Kunstmarkt, will man die zeitgenössische Trias von Produktion, Distribution und auch Rezeption<sup>9</sup> adäquat erfassen. Hinzu kommt, nicht zuletzt, die schwierige Frage, inwiefern wir hier durchweg von Propaganda, von exakter Umsetzung der – bekanntermassen synkretistischen – nationalsozialistischen Ideologie sprechen können. ■ Die genannten Untersuchungskategorien müssen jedenfalls sehr eng miteinander verzahnt werden, will man die Leistungsfähigkeit des «visuellen Konstrukts Volksgemeinschaft», das für sehr unterschiedliche Problemkonstellationen und Aufgabenstellungen – soziale Idee, Integrationsangebot, Mittel zur Erzeugung von Massenloyalität, soziale Mobilisierung etc. – in Anwendung gebracht worden ist, adäquat erfassen, beschreiben und analysieren. ■ Auf dieser Basis möchte ich exemplarisch und kursorisch einige Erscheinungsformen in weitgehend chronologischer Reihenfolge zur Diskussion stellen.

#### [Bilder der «Volksgemeinschaft» – 1933 bis 1939](#)

Die *Flensburger Illustrierten Nachrichten* präsentieren am 17. Mai 1933 *Führertum und Volksgemeinschaft* (Abb. oben links) als Montage aus einer Fotografie und einer Porträtzeichnung Hitlers. Die Zeichnung stammt vom deutschbaltischen Künstler Otto von Kursesell, Mitglied der NSDAP seit 1922.<sup>10</sup> Der «Führer» figuriert – analog dem Antlitz Christi auf dem Schweisstuch der Veronika – als *Erscheinung*, während die angetretenen Formationen von SA und Partei das Volk repräsentieren – eine Kombination, die 1934 oder 1935 in Ludwigshafen realiter nachempfunden und reinszeniert wurde.<sup>11</sup>

■ Im nationalsozialistischen Bildhaushalt wird diese konkrete Bindung der akklamierenden Masse(n) an Hitler – und umgekehrt – im weiteren Verlauf der 1930er Jahre schwächer und seltener, was Malerei und Grafik betrifft. So kann etwa in der Werbegrafik aufgrund der Omnipräsenz des charismatischen Herrschers auf dessen Erscheinungsbild verzichtet werden, ohne das Verständnis der Botschaft zu gefährden – das Radiogerät als akustischer Transmissionsriemen seiner Stimme wird zum Porträt in effigie. ■ Mit dieser Verwendung und Besetzung des Begriffs «Volksgemeinschaft», wie auf dem Titelblatt der *Flensburger Illustrierten*, betritt das nationalsozialistische Regime indes kein Neuland, gehörte das Dogma eines homogenen Volkskörpers doch zum Programm vieler – recht unterschiedlicher – Parteien in den Jahren um 1930. Die Spannweite der



Titelseite der *Flensburger Illustrierten Nachrichten* vom 17. Mai 1933

Inanspruchnahme dieses Begriffs reicht dabei vom deutschnational-völkischen Stahlhelm<sup>12</sup> bis zur Deutschen Staatspartei (der vormals linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei) (Abb. oben Mitte). Es ist meines Erachtens signifikant, dass sich diese parteipolitisch divergierenden Vorstellungen von Gemeinschaft auch in durchaus heterogenen Bildfindungen und -gestaltungen manifestieren. So steht das Plakat der Deutschen Staatspartei zweifellos in der Tradition von Delacroix' *La Liberté guidant le peuple* (*Die Freiheit führt das Volk* – 28. Juli 1830), dieses adaptierend und modifizierend. Es würde zu weit führen, die Analogien und Unterschiede hier im Einzelnen auszuführen, doch *dass* hier eine Bezugnahme vorliegt, erscheint mir unbestreitbar. ■ Was die Frühphase des nationalsozialistischen Regimes betrifft, das heisst den Prozess der Gleichschaltung und des Aufbaus bzw. der Errichtung der Diktatur, ist hinsichtlich der Bildsprache durchaus der Versuch zu erkennen, auch in politisch linken Zusammenhängen etablierte Bildformen für eigene Ziele zu reklamieren. Hier ist an den Feuerspruch des «Ersten Rufers» bei den reichsweiten Bücherverbrennungen am 10. Mai 1933 zu erinnern: «Gegen Klassenkampf und Materialismus, für Volksgemein-





Wahlplakat der Deutschen Staatspartei zur Reichstagswahl am 14. September 1930



Plakat der Deutschen Arbeitsfront, nach 1933

schaft und idealistische Lebenshaltung! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Marx und Kautsky.»<sup>13</sup> Eugen Lütghen, Professor für Kunstgeschichte in Bonn, nutzte seine Rede zur dortigen Kundgebung des NSD-Studentenbunds unter Berufung auf die «Volksgemeinschaft» zu einer Generalabrechnung auch mit der Kunst und der Kunstgeschichte der Weimarer Republik: «Die Fiktion der Freiheit der Persönlichkeit hatte den Einzelnen verführt, den Zweck um des Zweckes willen zu wollen. So entstand, losgelöst vom Boden, entfremdet der Volksgemeinschaft, durchsetzt von artfremden Wesen, eine Wissenschaft nur um der Wissenschaft willen, eine Kunst um der Kunst willen.»<sup>14</sup> ■ Bei dieser Indienstnahme und Indienststellung von Kunst für die Zwecke der zukünftigen NS-Gesellschaft sind vielfach Anleihen und Umformungen tradierter Bildformen zu beobachten. Dies gilt besonders für jene Bildfindungen, die Zusammenarbeit, Zusammenhalt, Zugehörigkeit und Gemeinschaftsgefühl thematisieren und propagieren. Die Überwindung der Grenzen von Ständen und Berufsgruppen – Arbeiter der Faust und Arbeiter der Stirn – (Abb. oben rechts), von Alt und Jung, von Stadt und Land, gehört zu den etablierten Topoi dieses visuellen Diskurses, der auf

Einbindung und Gewinnung von Zustimmung zur Leistungsgemeinschaft setzt. Rein formal lässt sich in der NS-Reproduktionsgrafik, ungeachtet der nun Wesentlich häufigeren Verwendung von Frakturschrift, eine Weiterführung verschiedener Gestaltungselemente der 1920er Jahre beobachten. ■ Bemerkenswert erscheint bei einem anderen, etwas späteren sudetendeutschen Wahlplakat (Abb. S. 98), wie die Ablehnung von Heterogenität und Aufsplitterung ins Bild gesetzt wird, indem eine bewusst partikuläre, selektive Geschlossenheit sozusagen als ständestaatliche Voraussetzung von «Volksgemeinschaft» proklamiert wird. ■ Um ein kurzes Zwischenfazit zu ziehen: Visualisierungen von «Volksgemeinschaft» sind hochgradig situationsbezogen und kontextabhängig; es gibt zwar ein Bildrepertoire, doch dieses besitzt vielfache Variationsmöglichkeiten. ■ Sei es bei der Beschwörung der Frontkameradschaft, deren Bindekraft auch für die Gegenwart der Aufbau- und Etablierungsphase bzw. der Zerschlagung der Gewerkschaften behauptet wird, sei es im Bereich von Gewerbe und Handel, den die NS-Hago (NS-Handwerks-, Handels- und Gewerbeorganisation) für sich beanspruchte: Das Schema des Brückenschlags zwischen Bevölkerungsgruppen wird vielfach durchdekliniert und für die zu schaf-



Wahlplakat des Bundes der Landwirte,  
zwischen 1935 und 1938

fende «Volksgemeinschaft» in Anspruch genommen. Die rhetorische Argumentationsformel, derer sich die Grafiker bedienen, lautet – wie gleich auch beim Bild der Familie ausgeführt werden kann – Pars pro Toto. Stellvertretend für weite Kreise dienen einzelne Figuren, Paare oder Kleingruppen als Projektionsflächen. Dies muss von jener Ikonografie der «Volksgemeinschaft» unterschieden werden, die 1938 – im Jahr der Sudetenkrise und des «Anschlusses» von Österreich – die Masse des Volkes aktivieren und im Block der Heimat zusammenschliessen will (Abb. oben Mitte), also mit – männlichen – Arbeitern, Bauern und Soldaten, die stellvertretend für die gesamte gewachsene Reichsbevölkerung stehen. ■ Es macht für die Interpretation daher schon einen Unterschied aus, ob das Konzept der «Volksgemeinschaft» abstrakt, mit Hammer und mit sichelförmiger Ähre, oder konkret, mit identifizierbaren Protagonisten (Abb. oben rechts), kommuniziert wird. Erst die Kriegs- und Schicksalsgemeinschaft nach 1940 ist – gezwungenermaßen – in der Lage, die vorherrschende Geschlechterpolitik so zu modifizieren, dass die Rollenmuster von Männern und Frauen zwar flexibilisiert, aber nicht gänzlich ausser Kraft gesetzt werden.<sup>15</sup> Das Lothringer Plakat

gehört jedenfalls zu den wenigen Beispielen nationalsozialistischer Propaganda, die eine Frau – wenn auch an vierter Stelle – in der ersten Reihe zeigen, ohne auf das Rollenbild der Mutter fixiert zu sein. ■ Damit ist das Stichwort gegeben: Familie oder: Vater-Mutter-Kind. Sei es im Modus der steifen Auftragsarbeit wie bei Bernhard Dörries, sei es in der freieren, entfernt an Fritz von Uhde erinnernden Malweise eines Hans Schmitz-Wiedenbrück, sei es in der stärker allegorisch akzentuierten Form eines Georg Siebert:<sup>16</sup> Stets trägt die Familie als Kleingruppe das latente Versprechen einer Keimzelle der «Volksgemeinschaft» in sich; dies gilt insbesondere für die Bauernfamilie als Prototyp des Volkes. ■ Das Motiv der Familie selbst ist fraglos eine Projektionsfläche für gesellschaftsbezogene Visionen, und es kann daher nicht wirklich überraschen, dass es immer wieder für diverse genuin propagandistische Verwendungszwecke in Anspruch genommen wurde. Die «repressive Harmonie», die Peter Reichel der nationalsozialistischen Weitsicht insgesamt zuspricht,<sup>17</sup> gilt in besonderem Masse für diese Familienbilder. Gleichzeitig gibt es indes markante Unterschiede. Wenn es darum geht, für das deutsche Volk Rassegesundheit, Naturverbundenheit und Bodenständigkeit



Plakat der Propagandaleitung der NSDAP, gestaltet von Warlich, 1938



Plakat, gestaltet von Hans Schweitzer, zwischen 1940 und 1944

zu reklamieren, bietet ein Bild wie Sieberts *Deutsche Siedlerfamilie* (1938) zweifellos mehr Anknüpfungspunkte als die Interieurdarstellungen seiner Kollegen. Diese latente Offenheit für genuin nationalsozialistische Bedeutungszuschreibungen dürfte auch erklären, weshalb der *Impact Factor* von Sieberts Bild so viel grösser war: Es wurde 1939 in einer ganzseitigen farbigen Reproduktion in der Zeitschrift *NS-Frauenwarte* abgedruckt, die eine Auflagenhöhe von knapp 1,5 Millionen Exemplaren hatte.<sup>18</sup> ■ Zu den prägnantesten Formulierungen der deutschen Familie als basalem Element der «Volksgemeinschaft» zählen sicherlich die Werke von Wolfgang Willrich (Abb. S. 100) und Adolf Wissel (Abb. S. 101). Prägnant, weil hier erstens die rassische Dimension so stark hervorgehoben wird und zweitens die Umnutzung tradiertener sakraler Bildformeln – Dreieckskomposition, Tradition der *Sacra conversazione*, also Zwiesprache der Gottesmutter mit dem Jesusknaben, Drei-Generationen-Gruppe etc. – für ideologische Bedeutungszuweisungen so überaus deutlich ist.<sup>19</sup> ■ Anders als bei den zuvor genannten Genredarstellungen kann man hier meines Erachtens sogar eine Rückkopplung in dem Sinne konstatieren, dass von der NS-Werbegrafik formulierte Bildschema-

ta – die freilich ihrerseits keineswegs voraussetzungslos sind – nun in den Bereich der Hochkunst, das heisst in die Tafelmalerei, Eingang finden. Zugleich ist mit Ingeborg Bloth die Differenz von Willrich und Wissel zu betonen: Während Wissel das Ewigkeitssymbol des Efeus in die Bildecke schiebt, platziert Willrich den Fachwerkständer in der zentralen Bildachse und substituiert das christliche Kreuz sowohl mit der Irminsul als auch mit der Geburts- und Auferstehungsrune «Man». Hinzu kommt die penetrante rassische Idealisierung von Willrichs Werk – das ostentative Beharren auf bauerlichem Erbgut –, das folgerichtig von Reichsbauernführer Darré erworben wurde.<sup>20</sup> Wissels überlebensgrosses Bild wurde zwar 1939 von Hitler auf der Grossen Deutschen Kunstausstellung angekauft, aber nie wieder ausgestellt und nur ein einziges Mal abgebildet.<sup>21</sup> Diese Unterschiede werden auch in Willrichs Selbstzeugnis greifbar; sein *Familienbild* von 1939 entsprach exakt jener Forderung, die er selbst 1937 erhoben hatte: «Der Rassedanke erstrebt, aus dem gesunden Volksbestand durch die Auslese der erblich Trefflichsten in freiwilliger Rassezucht den deutschen Adel neu zu schaffen, der in Art und Tat vorbildlich das Volk führt durch überlegenen Willen und

CHRISTIAN FUHRMEISTER



Wolfgang Willrich: *Deutsche Familie*, um 1938



Adolf Wissel: *Kalenberger Bauernfamilie*, 1938

gültiges Beispiel. Die Sehnsucht des deutschen Volkes nach solchem Adel zu erwecken, die Schönheit und Erhabenheit nicht bloss als Vorrecht ungläubhafter Götter, sondern als eine Menschenmöglichkeit und als Zielbild der Aufartung klarzustellen und verpflichtend einzuprägen [...] welche hehre Aufgabe für die Kunst!«<sup>22</sup> ■ Bevor wir uns der Ikonografie der «Volksgemeinschaft» im Krieg zuwenden, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt, dass es auch verschiedene *architektonische* Visualisierungen des Konzepts gegeben hat, von der von Hubert Schrade schon 1934 propagierten «Halle» von Günther Martin und Winfried Wendland<sup>23</sup> bis zur «Halle der Volksgemeinschaft» am «Platz Adolf Hitlers» in Weimar, deren Grundsteinlegung im Mai 1937 erfolgte.

#### Bilder der «Volksgemeinschaft» – 1939 bis 1945

Selbstverständlich sind der Forschung nicht nur zahllose Wandbilder in Schulen, Ministerien, Arbeitsdienstlagern, Kasernen und Fliegerhorsten bekannt, die die «Volksgemeinschaft» in verschiedenen Ausprägungen präsentieren, sondern auch Projekte wie etwa die nationalsozialistische Umgestaltung des Braunschweiger Doms in den Jahren 1935 bis 1940. Der junge Berliner Künstler Heinrich Wilhelm Dohme fertigte zwischen 1938 und 1940 einen Fries zum Thema *Heinrich der Löwe und seine Ostpolitik* in Sgraffito-Technik an,<sup>24</sup> der direkt auf die aktuelle NS-Expansionspolitik abgestimmt war: Bauern und Siedler, Soldaten und Grenzschutz ziehen gen Osten, die Volksgemeinschaft<sup>25</sup> zieht in den Krieg. ■ Die eben noch so dominante Dimension von «Blut und Boden» – von der «Kette des Lebens», von germanischem Erbgut in der hochindustrialisierten



Broschüre mit dem Wortlaut von Joseph Goebbels' Rede im Berliner Sportpalast am 18. Februar 1943, gestaltet von Hermann Fiddickow

Volkswirtschaft –, macht ab 1939/40 einer in rassistischer Hinsicht eher indifferenten Gemeinschaftsvorstellung Platz. «Volk sein» heisst nun (nur noch), sich gemeinsam anzustrengen und gemeinsam zu kämpfen. Es ist der Zwang zur Kampfgemeinschaft, der diese Einheit schafft. ■ Die «Volksgemeinschaft» im Krieg wandelt sich ab 1942 zusehends von der Kampfgemeinschaft zur Schicksals-, Leidens- und Opfergemeinschaft. Adolf Reichs Bild *Das grössere Opfer* (s. Kat-Nr. 413-414) ist ein flammender Appell an die Heimatfront, stets das Ganze – seien es ein paar Münzen, sei es ein Bein oder das Leben selbst – zu opfern. Wer opfert, ist Teil des Volkes, Teil der Gemeinschaft – und nur, wer opfert. ■ Die Opfer- und die Leidensgemeinschaft sind vornehmlich passiv. Für den aktiven Einsatz im *Totalen Krieg* (Abb. oben) muss daher noch einmal das alte Repertoire mobilisiert werden, von der roten Fahne und dem Hammer bis zur Naturmetaphorik, die schon bei der Stilisierung des Ersten Weltkriegs zur Naturkatastrophe wichtige Dienste geleistet hatte. Die Zielgruppe dieser visuellen Brandrede ist männlich und städtisch

oder grossstädtisch; der Bauer fehlt: Handwerk und Industrie greifen nun, so die Botschaft, zu den Waffen. Auch wenn die Frau den Hammer entgegennimmt und an die Werkbank geht, bleibt sie eine Assistenzfigur: Die «Volksgemeinschaft» soll als VOLK – in Grossbuchstaben – vorgeblich nobilitiert und monumentalisiert werden, doch tatsächlich geht es einzig und allein um die Gewinnung von Kombattanten, und nicht etwa um Zusammengehörigkeit. Berücksichtigt man indes die Folgen der alliierten Luftangriffe der Jahre 1943-45 auf die Bevölkerung, die Stimmungslage von Resignation und Apathie, dann dürfte das stärkste Bindeglied dieser Jahre nicht die Vorstellung einer Kampf-, sondern einer Schicksalsgemeinschaft gewesen sein: auf Gedeih und Verderb, mit Opfer oder ohne. ■ Die Bildsprache der «Volksgemeinschaft», das hat dieser kursorische Überblick gezeigt, ist ebenso unscharf wie wandlungsfähig, dabei stets hochgradig situations- und kontextbezogen. So wie der Begriff selbst in unterschiedlichen gesellschaftlichen Konstellationen für wechselnde Verheissungen in Anspruch genommen wurde, so spiegeln auch seine Visualisierungen diese je partikulare Funktionalisierung und Indienstnahme wider – und umgekehrt, denn aus den Bildzeugnissen kann auf Dispositionen und Befindlichkeiten – Ängste, Hoffnungen, Wünsche etc. – zurückgeschlossen werden, von Interessen und Intentionen der Auftraggeber bis zu zielgruppenspezifischen Wahrnehmungshorizonten der Adressaten und Rezipienten.

#### [Ausblick: «Volksgemeinschaft» nach 1945](#)

Im Sommer 1948 unternahmen die Studenten der Münchner Universität einen «Hungermarsch», um gegen die Rationierung von Lebensmitteln zu protestieren (Abb. rechts). Eine Aufnahme des Münchner Fotografen Walter Bernard Francé dokumentiert ein mitgeführtes Transparent. Es zeigt einen Hungernden auf dem Boden liegend, die linke Hand auf einem Buch, während sich zwei schnuppernde Ratten von rechts nähern. Das Bild ist überschrieben «MENS SANA – ?», was man sofort um «in corpore sano» ergänzt, also: «ein gesunder Geist in einem gesunden Körper». ■ Natürlich ist es schwierig, mit Hunger zu studieren oder zu arbeiten. Doch wirklich verstörend sind Motiv und Bildsprache. Bilder von der Befreiung der Konzentrationslager wie beispielsweise Bergen-Belsen waren in zahllosen Zeitungen erschienen, waren in allen Köpfen. Auf diese Ikonografie ausgemergelter Menschen und «Muselmänner» nimmt das Plakat fraglos Bezug – und dies bedeutet, dass der studentische Transparentmaler von 1948 bewusst oder unbewusst eine Analogie zu jenen Bildern von Leid und Unterernährung gesucht hat. Es ist daher zu fragen, ob hier der deutschen Nachkriegsgemeinschaft die zuvor bewusst aus der «Volksgemeinschaft» Ausgegrenzten – die Häftlinge, Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen ebenso wie die industriell Vernichteten – visuell zur Selbstviktimsierung dienten?



Hungermarsch von Studenten am 18. Juni 1948

#### Anmerkungen

- 1 Von diesen zahlreichen Studien nenne ich nur vier, die mir besonders informativ und hilfreich erscheinen: Janka 1997; Weiss 1999; Frei 2005 b; Bajohr/Wildt 2009 a.
- 2 Stommer 1985; vgl. KDF-Seebad Prora 2005.
- 3 Hinz 1984.
- 4 Pevsner 1967, S. 466.
- 5 Vgl. Büttner/Gott dang 2006; Poeschel 2010.
- 6 Reichel 2009; Diehl 2009.
- 7 Thamer 1992; Karow 1997; Doosry 2002.
- 8 Seit September 2009 arbeitet das Zentralinstitut für Kunstgeschichte (Projektleitung) gemeinsam mit dem Deutschen Historischen Museum Berlin und dem Historischen Archiv der Stiftung Haus der Kunst GmbH in einem DFG-Projekt an der Bild- und Forschungsdatenbank GDK-ONLINE, s. [www.zikg.eu/main/projekte.htm](http://www.zikg.eu/main/projekte.htm) (30.8.2010).
- 9 Vgl. Gunthert 2001, der am Beispiel von Ferdinand Staegers Bild *Wir sind die Werksoldaten* (1938) herausgearbeitet hat, wie stark sich die Ikonografie des Reichsarbeitsdienstes zwischen 1933 und 1938 änderte; er betont die autonome Genese von Bildformen, die nicht auf schematische Verbildlichungen politischer Dogmen reduziert werden dürfe.
- 10 Leben und Werk von Otto von Kursell (1884-1967) sind bisher nicht bearbeitet. Eine ähnliche Porträtzeichnung des Künstlers befindet sich auf dem Umschlag von Stark 1930.
- 11 S. Ludwigshafen 1999, S. 105. Vgl. Benedikt Erenz: Kreatives Grenzland. Die Kampagne «Du bist Deutschland» hat einen historischen Vorläufer, in: ZEIT online 25.11.2005 [www.zeit.de/online/2005/48/denn\\_du\\_bist\\_deutschland](http://www.zeit.de/online/2005/48/denn_du_bist_deutschland).
- 12 S. Bundesarchiv, B 145, Bild P046284, Propagandawagen mit Wahlwerbung des «Stahlhelm» zur Reichspräsidentenwahl: «Wer die echte Volksgemeinschaft will, der wählt Duesterberg, den deutschen Mann», Fotograf: Carl Weinrother, 1932. Vgl. Bundesarchiv, Plak 002-033-006, Plakat «Nicht Diktatur sondern Volksgemeinschaft!» der Volksnationalen Reichs Vereinigung, Mai 1930, Grafiker: Otto Reichert, Verlag Ph. Sauer, Offenbach/Main.
- 13 Zit. nach Ausst.-Kat. Bonn 2003, S. 19.
- 14 Bonner Akademische Reden, Heft 17, Bonn 1933.
- 15 So Frank Bajohr und Michael Wildt in der Einleitung ihres Sammelbands (Zusammenfassung der Thesen von Sybille Steinbacher), s. Bajohr/Wildt 2009b, S. 20.
- 16 Die drei genannten Werke abgebildet bei Bloth 1994, Taf. 19; zum Wettbewerb «Das Familienbild» von 1938 dort S. 120. Vgl. auch H. Rinner: Ein Volk hilft sich selbst!, Plakat des Winterhilfswerks, um 1933, Berlin, DHM, P 99/25, abgebildet bei Reichel 2009, S. 445.
- 17 Reichel 2009, S. 446.
- 18 So Bloth 1994, S. 126.
- 19 Zur Adaption und Funktionalisierung genuin christlicher Vorstellungen durch den Nationalsozialismus s. auch Behrenbeck 1996b.
- 20 Bloth 1994, S. 120, Anm. 60.
- 21 Ebd., S. 128.
- 22 Willrich 1937, S. 145.
- 23 Schrade 1934, S. 113-116. Vgl. Fuhrmeister 2008.
- 24 Vgl. van Dyke/Fuhrmeister 2000, bes. S. 55-59; Fuhrmeister 2009.
- 25 Vgl. Kautter 1938; ders. 1944, S. 148, S. 174-176.

# Die Uniformierung der Gesellschaft im «Dritten Reich»

*«Die äussere Erscheinung des deutschen Volkes muss seiner historischen Aufgabe als Wahrer der Zivilisation für zukünftige Generationen entsprechen.» (Maria May 1940)<sup>1</sup>*

Unmittelbar mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 begann die «Gleichschaltung» der deutschen Gesellschaft, Kultur und Politik. Ob «Gleichschaltung» der Sprache oder «Ausschaltung» der als unerwünscht geltenden Menschen, die Nazifizierung der Gesellschaft und des Alltags schritt ebenso schnell voran wie die institutionelle «Gleichschaltung». ■ Auch die äussere Erscheinung der Menschen wurde standardisiert und nazifiziert. Ähnlich wie in den Bereichen Musik, Kunst, Literatur und Presse wurde die institutionelle Gleichschaltung auf dem Gebiet der Mode direkt nach der Machtübernahme eingeleitet.<sup>2</sup> Die in Berlin konzentrierte Modeindustrie beschäftigte Tausende von Mitarbeitern: Vor 1933 war die Mode, insbesondere die Konfektionsbekleidung, der zweitgrösste Exportschlager Deutschlands. Nun bot die Politik der «Gleichschaltung» und des Antisemitismus den in der Modebranche arbeitenden nicht-jüdischen Deutschen die Gelegenheit, sich ihrer jüdischen Kollegen, Mitarbeiter und Rivalen zu entledigen. Stramme Nationalsozialisten innerhalb der Industrie übernahmen Führungsrollen in den wichtigsten Modeorganisationen. Dieselben Männer gründeten bald die Arbeitsgemeinschaft deutsch-arischer Fabrikanten der Bekleidungsindustrie (ADEFA), deren einziges Ziel in der Entfernung der Juden aus allen Zweigen der Modewelt bestand.<sup>3</sup> Handels- und Modeschulen «säuberten» ihre Reihen von allen Vorstandmitgliedern und Studenten, die nicht-arischer Abstammung waren. Andere Methoden waren die «Arisierung» bzw. Liquidierung von Warenhäusern, Geschäften, Modosalons und Produktionsfirmen, die sich in jüdischem Besitz befanden. Gelegentlich überschrieben die jüdischen Besitzer ihre Geschäfte auch an «arische» Mitarbeiter, in der Hoffnung, der Betrieb würde auch nach ihrer Emigra-

tion ins sichere Ausland weitergehen. Meistens wurden die jüdischen Besitzer jedoch gezwungen, zu einem Spottpreis zu verkaufen; oft erhielten sie gar nichts. Glühende Nazis, die über wenig praktische Erfahrung im Bekleidungsgeschäft und noch weniger Talent im Designbereich verfügten, waren oft die begierigen Empfänger von Hunderten liquidierter oder arisierter Bekleidungsunternehmen im Deutschen Reich.<sup>4</sup> In die Fenster aller ADEFA-Mitglieder wurden Schilder gestellt, die der Öffentlichkeit klarmachten, dass dort ausschliesslich Modeartikel aus «arischer Hand» geführt wurden. Darüber hinaus wurde das ADEFA-Etikett in sämtliche von Organisationsmitgliedern vertriebene Bekleidungsstücke eingenäht, um «unsere deutschen Kameraden wissen zu lassen, dass jede Etappe – vom Weben des Stoffes bis zum Produzieren der Kleidung – ausschliesslich von Ariern ausgeführt wurde».<sup>5</sup> Am 15. August 1939 konnte die ADEFA-Leitung stolz verkünden, die bis dahin in der Modeindustrie tätigen Juden, die diese historisch, kulturell und wirtschaftlich geprägt hatten, eliminiert zu haben.<sup>6</sup> Institutionell war damit die Modeindustrie zugleich nazifiziert und arisiert worden. Diese institutionelle «Gleichschaltung» erklärt freilich noch nicht die Vereinheitlichung und Anpassung, die sich bald in der äusseren Erscheinung und im Benehmen der Menschen zeigte. ■ Es ist aufschlussreich, das «Dritte Reich» anhand seiner Kleidung zu untersuchen. Kleidung diente als Mittel, viele der von der NS-Propagandamaschine verbreiteten Vorstellungen visuell zum Ausdruck zu bringen; denn nur zu gut begriff das von Joseph Goebbels geleitete Ministerium die Macht der Erscheinung. Kleidung wurde benutzt, um die NS-Geschlechterideologie und den Antisemitismus zu stützen und durchzusetzen. Sie wurde eingesetzt, um Macht und Status des Regimes zu steigern, aber auch, um die Gesellschaft gleichzuschalten und zu kontrollieren. Darüber hinaus bot Kleidung ein sichtbares Zeichen für die Zugehörigkeit zur bzw. die Ausgrenzung aus der rassistisch geprägten «Volksgemeinschaft». Kleidung diente ausserdem als eine Form der Kommunikation: Was man trug oder tragen musste und wie man sich kleidete, sprach im nationalsozialistischen Deutschland Bände. Konformität ist das *sine qua non* von Diktaturen, auch wenn man normalerweise denken würde, dass die erzwungene Gleichschaltung eher den politischen, intellektuellen und kulturellen Aktivitäten als der äusseren Erscheinung gilt. Im Nationalsozialismus wurde Kleidung jedoch benutzt, um die Gesellschaft in Richtung Einheitlichkeit und Anonymität zu lenken. Mit anderen Worten: Das Regime bestimmte die Kleiderordnung, um akzeptable individuelle und kollektive Identitäten zu bilden. Man konnte einen Platz in der «Volksgemeinschaft» erwerben, indem man sich an ein von der NS-Ideologie propagiertes Vorbild anpasste; dementsprechend wurde das «Anderssein» verteufelt und hatte sein eigenes vorgefertigtes Erscheinungsbild.<sup>7</sup> ■ Während in Spiel-, Dokumentarfilmen und in erhaltenen Fotografien aus der Zeit des «Dritten Reiches» die (militärische) Uniform als *das* Kleidungsstück schlechthin gezeigt wird, möchte ich anregen, den Begriff der Uniform zu erweitern. Denn schliesslich wird auch dann eine Uniform geschaffen, wenn wir unsere äussere





Karl M. Schuster: Werbekarte  
für Indanthren, 1937

Erscheinung einschliesslich der Kleidung verändern, um uns an die vorgeschriebenen Normen einer Gruppe anzupassen. Wie dieser Aufsatz zeigen wird, benutzten die Nationalsozialisten neben der traditionellen Uniform auch andere Moden im Bestreben, die Erscheinung, das Verhalten und die Meinungen der Deutschen gleichzuschalten und zu kontrollieren. Wenn es stimmt, dass Kleider das «Spiegelbild der Persönlichkeit» sind, dann hatte das «Dritte Reich» eine ganze Reihe kleidungsbezogener Spiegel bzw. Bilder zur Verfügung.<sup>8</sup> Jedes dieser Images wurde konstruiert, um bestimmte Ideologien, politische Linien und Zielsetzungen des Regimes zu unterstützen. ■ Eines davon war die Trachtenkleidung, die sich auf die kulturelle Vergangenheit Deutschlands bezog. Indem die Nationalsozialisten die alte Trachtenkleidung als das beste Beispiel rassisch und kulturell reiner Kleidung hinstellten, machten sie sie zum Inbegriff «der deutsch-arischen Wesenheit» und «des völkischen Bewusstseins der Volksgemeinschaft».<sup>9</sup> Das phrasenhafte Motiv der Gemeinschaft – eines deutschen Volkes, das durch seine Liebe zur Nation und zum historischen Brauchtum vereinigt ist – wurde stän-

dig in Bezug auf die Volkstracht wiederholt und passte hervorragend in das umfassende NS-Programm von «Blut und Boden». Als Alternative zur Tracht betonten die Nationalsozialisten auch einen anderen Dress Code: die Uniform, die die Vorliebe der Partei für Organisation und Militarisierung widerspiegelte. Ähnlich wie die Trachtenkleidung bot die Uniform ein weiteres sichtbares Zeichen der Zugehörigkeit zur propagierten deutschen Rassengemeinschaft. Sie verkörperte Macht und erhöhte den Status des Regimes. Gleichzeitig stand sie für Ordnung, Konformität und eine Ablehnung internationaler Tendenzen. Die Uniform festigte auch Überzeugungen und Wertsysteme und prägte Haltungen beim Träger wie beim Beobachter. Sie wurde als Mittel dargestellt, Klassenunterschiede zu beseitigen, was zu den Verheissungen der Nationalsozialisten in ihrem vermeintlichen Streben nach einer klassenlosen «Volksgemeinschaft» gehörte. Sie diente zur Unterdrückung von Meinungsunterschieden, forderte zum Gehorsam auf, erstickte Individualität und stand beispielhaft für die Zugehörigkeit zum Nationalsozialismus. Sie funktionierte auch als Zeichen des Ausschlusses. Jüdische Geschäfte durften keine Symbole der NS-Bewegung verkaufen, darunter Hakenkreuze, Fahnen, Bilder der NS-Führung sowie Uniformen. Diese Massnahmen sollten sicherstellen, dass Juden die nationalsozialistische Bewegung bzw. ihre Mitglieder nicht «beschnitzten». Dies hatte natürlich schwerwiegende finanzielle und soziale Auswirkungen auf die jüdischen Ladenbesitzer und Hersteller. Der Zynismus erreichte seinen Höhepunkt, als Juden nach ihrer Deportation in die östlichen Ghettos befohlen wurde, Uniformen, Stiefel und Epauletten für die Wehrmacht und die Luftwaffe herzustellen. In den Konzentrationslagern mussten Juden später Sklavenarbeit verrichten, um Kunststoffe und Textilien herzustellen und die Uniformen und Schuhe ihrer Unterdrücker zu reparieren.<sup>10</sup> ■ Bereits vor 1933 war das Strassenbild überwiegend durch die braunen Uniformen der SA geprägt. Hitlers Braunhemden – von ihm «meine braune Armee, mein braunes Bollwerk, meine braune Mauer» genannt – schienen allgegenwärtig zu sein.<sup>11</sup> Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen und die «Gleichschaltung» der Bevölkerung einleiteten sowie neue Gruppen bildeten, nahmen die Uniformen schlagartig zu. Bereits 1934 herrschte eine solche Begeisterung für Uniformen, dass Freiherr von Eelking, Chefredakteur der Zeitschrift *Das Herrenjournal*, es für notwendig hielt, ein Buch über die SA-Uniform und ihre vielen Ableger zu schreiben, damit «alle guten Deutschen ihre Uniformen verstehen» würden.<sup>12</sup> ■ Um ihre Uniformen zu gestalten, beschäftigte die Wehrmacht eigene Modeschöpfer. Die Kleidung sollte funktionell sein, Bewegungsfreiheit bieten, Achtung erzeugen und für eine ehrfurchtgebietende Erscheinung sorgen. Um diese Kriterien zu erfüllen, haben die Designer die Schultern verbreitert und den Gürtel und den Waffenrock etwas höher als üblich gesetzt, um die Beine des Trägers länger erscheinen zu lassen. So wurden Körpergrösse und Statur optisch aufgebauscht. Eine Vielzahl von Kragenabzeichen, Schulterstücken, Manschetten und Ärmelabzeichen gab Rang, Stellung und Zugehörigkeit des Trägers zur jeweiligen Ab-



teilung an. ■ Die Uniformen und Abzeichen der Schutzstaffel (SS) als paramilitärischer Organisation unterschieden sich von denjenigen der deutschen Streitkräfte, des deutschen Staates oder der NSDAP. Je nachdem, wo sie während des Krieges stationiert waren, trugen Mitglieder der SS unterschiedliche Uniformen. So waren beispielsweise die Kampfeinheiten der SS-Verfügungstruppe und der Waffen-SS mit grauen Uniformen ausgestattet, entweder mit einer Variation der feldgrauen Armeeuniform oder des erdig-grauen Dienstrocks der SS. Ausserdem kamen Änderungen in der Gestaltung und Farbe der Uniformen sowie der Schulterstücke und anderen Abzeichen häufig vor. Um die Sache noch komplizierter zu machen, hatten viele Mitglieder unterschiedliche Ränge in verschiedenen Gruppen. Hinzu kam im Laufe des Krieges die Materialknappheit, sodass die Lieferanten kaum in der Lage waren, den Bestand an Uniformen auf dem Laufenden zu halten. Bereits in der Mitte des Krieges trug man also eine ganze Palette unterschiedlicher Uniformen, gelegentlich auch in ein und derselben Einheit.<sup>13</sup> Allerdings war es die berühmteste, ganz schwarze Uniform der SS, die entworfen worden war, um Autorität auszustrahlen und Angst zu verbreiten, die am bekanntesten wurde. Himmler drückte es so aus: «Ich weiss, dass es

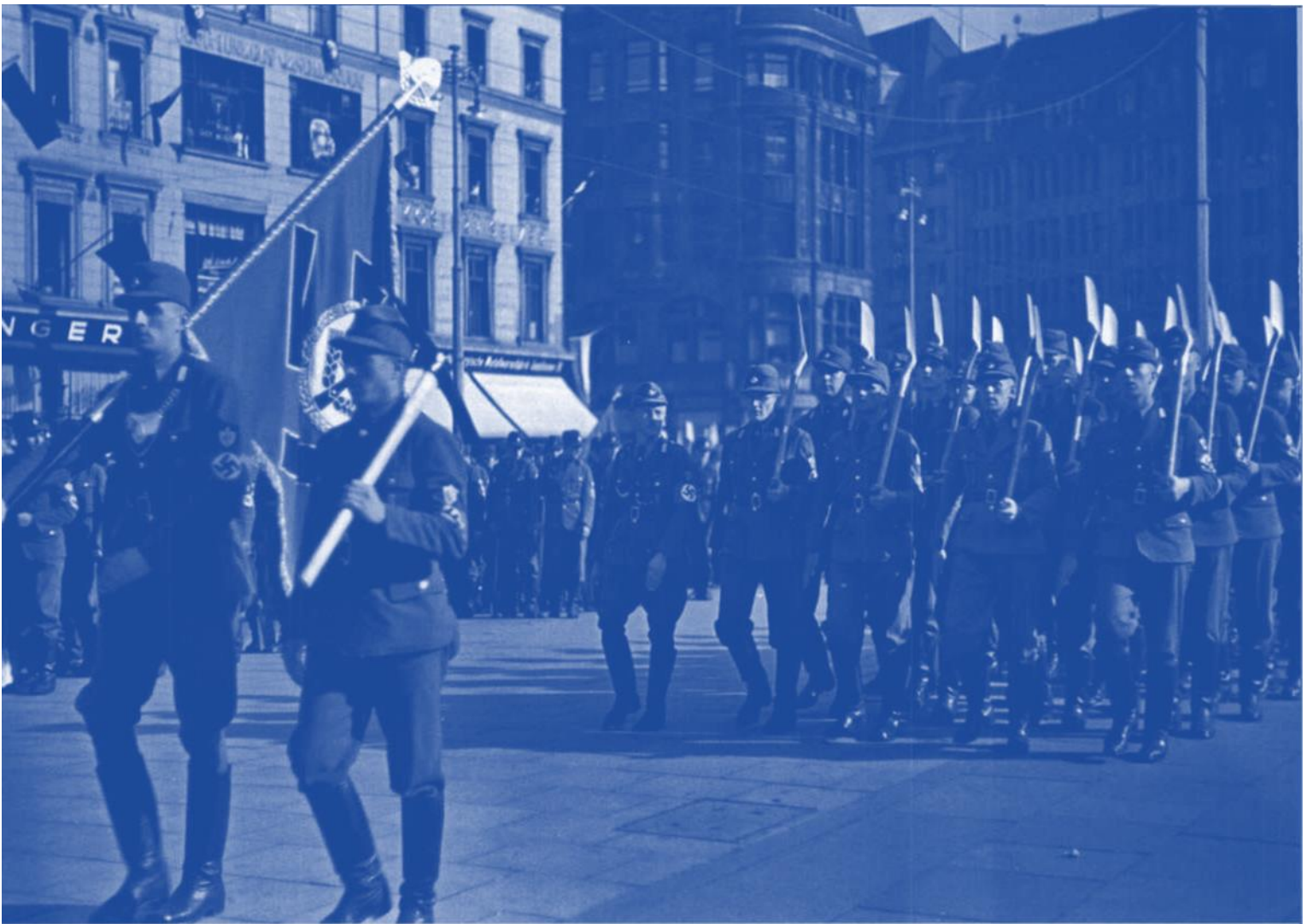
viele Menschen gibt, denen es übel wird, wenn sie diese schwarze Uniform sehen; wir verstehen das und erwarten nicht, dass wir von vielen Leuten geliebt werden.»<sup>14</sup> Noch heute ist die schwarze Uniform der SS mit ihrem Totenkopf-Abzeichen der Inbegriff der gesellschaftlichen Kontrolle, der Unbarmherzigkeit, der Einschüchterung, der Macht und des Bösen. Gleichzeitig mit der Empörung, die sie hervorruft, erzeugt sie eine «disquieting fascination»<sup>15</sup> (beunruhigende Faszination) und behält für manche Menschen einen gewissen dunklen Glanz und eine Anziehungskraft trotz bzw. wegen ihrer grausigen Geschichte. ■ Da bereits viele Untersuchungen zu männlichen Uniformen im Nationalsozialismus vorliegen, wendet sich dieser Aufsatz der weniger bekannten Uniformierung des weiblichen Geschlechts im «Dritten Reich» zu. 1930 wurde der Bund deutscher Mädel (BDM) unter der Leitung des Reichsjugendführers Baldur von Schirach gegründet. Die durch den «Führer» gebilligte Uniform des BDM bestand aus einer weissen Bluse – mit kurzen Ärmeln im Sommer, langen im Winter –, die mit einem schwarzen Halstuch mit Lederknoten kombiniert wurde (Abb. links). Dazu gab es einen marineblauen Rock, dessen Länge exakt vorgeschrieben war, mit Gürtel, kurze weisse Söckchen und braune Lederschuhe mit flachen Absätzen. Eine Wolljacke namens «Kletterjacke», die aus hellbraunem weichem Kunstleder mit sechs Leder- oder Kunststoffknöpfen und vier Taschen gefertigt war, vervollständigte das Outfit der BDM-Mädchen. Die Mädchen, die sich um die Mitgliedschaft im Jungmädelbund (JM), der jüngsten Gruppe, beworben hatten, erhielten das schwarze Halstuch und den ledernen Knoten, sobald sie die obligatorische Aufnahmeprüfung bestanden hatten. ■ Der jeweilige Rang im BDM liess sich einer Reihe von Abzeichen entnehmen. Auch verschiedenfarbige Kordeln kennzeichneten die Stellung innerhalb des BDM bzw. JM. Die Leiterinnen der überregionalen Abteilungen des BDM trugen dunkelblaue ausgestellte Röcke und Blazer, die durch weisse Blusen, kleine Hüte und Abzeichen sowie Kordeln ergänzt wurden, die ihren Rang angaben.<sup>16</sup> Die BDM-Uniform, die «peinlichst genau gewaschen und gebügelt» zu sein hatte, wurde bei den Feiern des Deutschen Reiches und der nationalsozialistischen Bewegung, bei allen besonderen familiären und schulischen Feierlichkeiten sowie bei den Treffen, Ereignissen und Diensteeinsätzen der Organisation getragen.<sup>17</sup> ■ Die Haare sollten stets ordentlich sein und nicht ins Gesicht fallen, am besten als Zöpfe für junge Mädchen und als Knoten oder als Kranz aufgesteckt für die älteren. Kosmetika galten als unnatürlich und sollten deswegen gemieden werden. Kein besonderer Schmuck, keine individuelle Note, nichts war erlaubt, was von der symbolischen Bedeutung der vorgeschriebenen Kleidung ablenken könnte – Einheitlichkeit und Gleichheit war die Devise. Die Uniform war sichtbarer Ausdruck der Forderung des «Dritten Reiches» nach Einheit, Gleichheit und Gemeinschaft. ■ Viele junge Mädchen fühlten sich von den Uniformen angezogen, da sie von Zugehörigkeit und Teilhabe an einer Gruppe zeugten. Trotz des ziemlich happigen Preises von bis zu 60 Mark<sup>18</sup> wurde die Uniform von der NSDAP als



Joseph Schorer: Kundgebung der HJ und des BdM in Hamburg, 1934

Instrument propagiert, um Klassenunterschiede zu beseitigen und Egalitarismus zu vermitteln,<sup>19</sup> insbesondere nachdem Schnittmuster für diejenigen zur Verfügung standen, die sich die Konfektionsuniform nicht leisten konnten.<sup>20</sup> Aus diesen beiden Gründen war die Mitgliedschaft besonders für junge Frauen attraktiv, die bisher aus Organisationen oder Peergruppen ausgeschlossen geblieben waren. Die geschätzten Kordeln, Zöpfe und Abzeichen waren ausserdem ein Anreiz für diejenigen, die im BDM aufsteigen und führende Positionen übernehmen wollten und nach der Macht strebten, die wohl mit solchen Posten verbunden war.<sup>21</sup> ■ Ab 1940, dem Jahr, in dem die Mitgliedschaft obligatorisch wurde, ging die Zahl der Mitglieder der Hitler-Jugend (HJ) – zu der JM und BDM ja gehörten – in die Millionen (Abb. oben).<sup>22</sup> Daneben wurde für alle Mitglieder der Jugendorganisationen ab 16 Jahren ein jährlicher Dienst für das Reich eingeführt. Ein freiwilliger Arbeitsdienst war bereits einige Jahre zuvor geschaffen worden, und im Juni 1935 wurde der Reichsarbeitsdienst (RAD) für die männlichen Mitglieder eingerichtet.<sup>23</sup> Obwohl ein ähnlicher Dienst in verschiedenen Formen bereits existiert hatte, wurde offiziell am 1. April 1936 der Reichsarbeitsdienst weibliche Jugend

(RADwJ) eingeführt und dem RAD angeschlossen.<sup>24</sup> Auf der Basis eines freiwilligen Eintritts mit der Verpflichtung zu einem sechsmo-natigen «Ehrendienst an der Nation» traten die jungen Frauen normalerweise direkt vom BDM in den RADwJ ein.<sup>25</sup> Diese neue Frauenarbeitsorganisation wurde sehr wahrscheinlich eingerichtet, nachdem die allgemeine Wehrpflicht für Männer 1935 eingeführt worden war.<sup>26</sup> ■ Die Dienstuniformen der in der städtischen Arbeit tätigen Frauen der RADwJ waren von erdbrauner Farbe mit einem schokoladenbraunen Kragen, was der für die Männer im Reichsarbeitsdienst vorgeschriebenen Uniform entsprach.<sup>27</sup> Die Frauen, die aufs Land geschickt wurden, trugen eine weisse Schürze über einem kurzärmeligen blauen Kittelkleid, eine am Ausschnitt befestigte Hakenkreuzbroche, dunkle Socken und Schuhe sowie bei kaltem Wetter einen Pullover, und bedeckten ihre Haare mit einem roten Tuch.<sup>28</sup> Dieses Outfit ging eindeutig auf das Dirndl zurück und symbolisierte daher die Arbeit im Dienste der Heimat. Die Leiterinnen im RADwJ, die einen aus Jacke, ausgestelltem Rock mit Gehfalte und keckem Käppi bestehenden Dienstanzug trugen, standen in starkem Kontrast zum bäuerlichen Aussehen der jungen Frauen, die



Joseph Schorer: Aufmarsch der Deutschen Arbeitsfront in Hamburg, 1. April 1938

zur Arbeit auf den Bauernhöfen eingesetzt wurden. ■ Als der Krieg begann und Frauen für die Kriegsanstrengungen unentbehrlich wurden, nahm die Zahl von Uniformen für Frauen zu, in erster Linie jedoch für diejenigen, die im besetzten Ausland tätig waren. Dies war vor allem wichtig, um die deutschen Frauen in den besetzten Gebieten von den Einheimischen deutlich unterscheiden zu können. Ausserdem bedingte der starke Mangel an Textilien, dass die vorhandenen Uniformen dort zur Verfügung gestellt wurden, wo sie am meisten gebraucht wurden. Das war jedoch nicht der einzige Grund: Offenbar war diese Entscheidung auch ideologisch motiviert. ■ Als Frauen in den Kriegsdienst eintraten, waren sie weit entfernt vom lange gehegten NS-Ideal der Frau als Ehefrau und Mutter, die für häusliche Aufgaben erzogen wurde und jahrelang zu hören bekommen hatte, das Heim sei ihre einzige Domäne. Ebenso weit entfernt waren sie vom NS-Ideal der Frau als Bäuerin, glücklich eingebettet in eine idyllische Landschaft und umgeben von strahlenden Kindern. Es ist daher nicht überraschend, dass Hitler 1942 «der weiteren Uniformierung deutscher Frauen Einhalt gebot» in der Absicht, die zunehmende Militarisierung der Frauen dem Blick der Öffentlichkeit zu entziehen. Bereits ein Jahr zuvor wurde der Presse nahe-

gelegt, Stillschweigen zu bewahren darüber, dass Frauen aus dem Deutschen Roten Kreuz (DRK) aktiv für Hilfsdienste in der Wehrmacht rekrutiert wurden.<sup>29</sup> ■ Viele Frauen trugen von Kindheit an die eine oder andere Uniform: als Teilnehmerinnen in JM und BDM oder als Erwachsene in der NS-Frauenschaft. Sogar die jungen Frauen im Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB), die seit Längerem um eine Uniform gebeten hatten, sahen schliesslich ihren Wunsch erfüllt: Sie wurden mit weisser Bluse sowie dunkelblauem Rock und Jackett ausgestattet, was in der Erscheinungsform der BDM-Uniform sehr ähnlich war.<sup>30</sup> Es war offenbar zu spät, um die seit 1933 vom Staat energisch propagierte Uniform-Manie schlagartig aufzugeben. Als sich der Krieg in die Länge zog und immer mehr Frauen für Kriegsdienste herangezogen wurden, bekamen neu Rekrutierte im Reich normalerweise jedoch nur unauffällige Armbinden, die sie mit ihrer Uniform oder ihrer Zivilkleidung tragen sollten; die Armbinden gaben an, welcher Einheit oder welchem Dienst sie angehörten. ■ Tausende von Frauen wurden in Fernmeldewesen, Telegrafie und Radiokommunikation für das Heeressignalkorps ausgebildet und erhielten den Titel «Nachrichtenhelferinnen des Heeres». Ihre Uniform, die der offiziellen

Farbe des Heeres entsprach, bestand aus einem grauen Jackett und einem grauen Rock sowie einer weissen Bluse für Büroarbeit und Ausseneinsätze oder gelegentlich aus einer weissen Bluse und einem grauen Overall. Diese phantasielose, langweilige Kleidung brachte ihnen den Namen «graue Mäuse» ein, eine Erfindung der Franzosen, nachdem Frankreich von den Deutschen besetzt worden war. Die Heereshilfskräfte erhielten vorschriftsmässig schwarze Lederhandtaschen und Schuhe, die nur mit der Uniform getragen werden durften. Erlaubt waren schwarze oder graue Handschuhe sowie graue Strümpfe oder weisse Söckchen, je nachdem, ob man einen Rock oder einen Overall trug. Ein auf dem linken Oberarm und auf der linken Seite der Mütze angenähtes Blitz-Emblem sowie eine am Hals getragene, schwarz- und silbermaillierte Blitz-Brosche brachte ihnen den Spitznamen «Blitzmädel» ein.<sup>31</sup> ■ Bei der Luftwaffe wurden weibliche Hilfskräfte in mehr Funktionen eingesetzt als in jedem anderen Zweig des deutschen Militär- oder Verwaltungsdienstes. Die blaugraue Farbe ihrer Uniform entsprach derjenigen der Luftwaffe. Während die meisten Frauen zunächst Röcke und Jacken trugen, stellten sie sich bald auf Hosen um, als sich Ersteres als unpraktisch erwies. Der Rang wurde normalerweise durch eine silberne Tresse angegeben. Die in Flakeneinheiten tätigen Frauen trugen am rechten Oberarm ein markantes, schildförmiges Stoffabzeichen, das mit einem Luftwaffenadler und gekreuzten Schwertern dekoriert war.<sup>32</sup> ■ Die Uniform des Deutschen Roten Kreuzes, die 1937 neu entworfen wurde, war wie bisher schiefergrau. Unter dem Überkleid trug man eine weisse Bluse. Der Rangunterschied zwischen Schwester und Oberschwester wurde sichtbar zur Schau gestellt. Die Schwestern, die zu den Feldzügen nach Nordafrika geschickt wurden, bekamen eine Uniform, die aus einer hellbraunen Tropenjacke und einem passenden Rock sowie einem Sonnenhelm bestand.<sup>33</sup> ■ Die Uniform für Frauen beim deutschen Postdienst wurde erst nach 1940 eingeführt. Posthelferinnen trugen eine blaue Jacke über der Zivilbluse, passende Röcke oder Hosen, eine dunkelblaue Baskenmütze, schwarze Schuhe und ein mit «Deutsche Reichspost» beschriftetes Abzeichen am Ärmel.<sup>34</sup> ■ In den 1930er Jahren war Deutschland mit uniformierten Mädchen der Jungmädel und des Bundes Deutscher Mädel übersät, die in das Wesen der Mutterschaft, der Fitness, der Disziplin, der Aufopferung und des intensiven Nationalismus eingeführt wurden. Gleichzeitig vertraten die Mitglieder der NS-Frauenschaft die Tugenden der «anständigen» Hausfrau und verbreiteten die NS-Parteidoktrin. Gegen Mitte des Krieges wurden jedoch die von der Frauenorganisation «Glaube und Schönheit» propagierten Ideale von Charme und Anmut durch Dienstbereitschaft und den Ernst des Lebens an der Heimatfront ersetzt. Die Landkarte des «Dritten Reiches» und seiner zahlreichen besetzten Gebiete war inzwischen geradezu überschwemmt mit Scharen weiblicher Hilfskräfte. Keine einzige von ihnen trug noch ein Dirndl. ■ Ungeachtet der wachsenden Zahl von Frauen, die gebraucht und für kriegsnotwendige Posten verpflichtet wurden, war es dem Regime wichtig, dass «dies sich nicht in eine Militarisierung der Frauen weiter ent-



Liselotte Orgel-Köhne: Strassenbahnschaffnerin beim Kriegshilfsdienst, 1939-1942

wickeln sollte. Der weibliche Soldat' ist nicht vereinbar mit unserer nationalsozialistischen Auffassung der Frau.»<sup>35</sup> Solche Versuche, einen Mythos aufrechtzuerhalten, standen jedoch in deutlichem Widerspruch zur Wirklichkeit jener Jahre. Eine Führernotiz vom Januar 1942 behandelte ebendieses Thema: Uniformen sollten für weibliche Hilfskräfte in der Armee, der Marine und der Luftwaffe ausserhalb des Reiches zur Verfügung gestellt werden. Für jene Frauen jedoch, die innerhalb des Reiches stationiert waren, «sollen Arbeitsanzüge bei der Arbeit getragen werden und sonst Zivilkleidung». Das würde nicht nur «Textilien sparen», sondern auch «den Schwalb» der uniformierten Frauen «verringern», die das Bild innerhalb Deutschlands dominierten.<sup>36</sup> Kampfgeist und Männlichkeit standen auf dem Spiel, wie auch die jahrelang propagierte NS-Ideologie der Frau als gebärfreudige Mutter und nicht als militärische Hilfskraft. Nichtsdestotrotz war es eine absurde Vorstellung, die grosse Anzahl von Frauen, die im Kriegsdienst tätig waren, vor der Öffentlichkeit, aus der sie rekrutiert wurden, verheimlichen zu wollen. ■ Die Führernotiz führte weiter aus: «Sollte die notwendige Zahl der Helferinnen für die Luftverteidigung nicht durch freiwillige Rekrutierung und Arbeitsverpflichtung erreicht werden können, sollen besondere Uniformen requiriert werden.»<sup>37</sup> Diese Aussage bezog sich auf Klagen von Kriegshelferinnen, die innerhalb des Reiches stationiert waren. Sie waren wenig begeistert, dass ihnen nur eine einfache Armbinde zugestanden wurde, während ihre nationalsozialistischen Schwestern in den besetzten Gebieten von Kopf bis Fuss mit offizieller Kleidung ausgestattet waren. Auch das Reichs-

wirtschaftsministerium erkannte das Problem. Als 1944 die Frage nach Uniformen für Tramfahrerinnen diskutiert wurde (Abb. S.109), prognostizierte das Ministerium, dass die Anzahl der Freiwilligen deutlich zurückgehen würde, wenn die Frauen weiterhin nur eine Armbinde als Abzeichen für ihren Dienst bekämen. Offenbar glaubte das Ministerium, dass die Zahl der Frauen, die sich freiwillig für den Dienst meldeten, weitgehend von der Verfügbarkeit einer vollständigen Uniform abhänge.<sup>38</sup> ■ Das NS-Regime selbst hatte zu dieser Einstellung durch seine Politik der «Gleichschaltung» beigetragen, indem es der Bevölkerung die Uniformen aufoktroiyiert hatte. Weibliche Hilfskräfte innerhalb oder ausserhalb des Reiches wollten «offiziell» aussehen, wenn sie ihr Leben für die Nation riskierten. Begründet wurde dies damit, dass Uniformen für Frauen in Deutschland die Frage der «sozialen Klassenunterschiede» lösen und die «Aufrechterhaltung der Disziplin» bei den weiblichen Hilfskräften erleichtern würden.<sup>39</sup> Niemand hatte jedoch eine Idee, woher die notwendigen Textilien kommen sollten. Der zusammengeschrumpfte Vorrat an Stoff war grossenteils für die deutschen Streitkräfte vorgesehen. Textilien, Garn und Kleiderzubehör wurden zudem der Berliner Modelle GmbH zugeschanzt, einer Modeschöpferorganisation, die den Zweck hatte, Spitzenartikel für den Export herzustellen, um Deutschland die dringend benötigten Devisen zu verschaffen.<sup>40</sup> Erstaunlich ist deshalb, dass noch im Juni 1944 Tausende Meter Stoff requiriert wurden, um eine stilvolle, uniformähnliche Kleidung für Hunderte von BDM-Leiterinnen zu entwerfen, die ausserhalb Deutschlands reisten.<sup>41</sup> ■ Im letzten Kriegsjahr verfügte die Wehrmacht über mehr als eine halbe Million Hilfsarbeiterinnen, neben weiteren 80'000 bis 100'000 RADwJ-Mitgliedern, die in diversen Funktionen tätig waren.<sup>42</sup> Weitere 50'000 RADwJ-Mitglieder arbeiteten als Flakhelferinnen.<sup>43</sup> Am Ende des Krieges wurden sogar 16-jährige Mädchen rekrutiert, um diese gefährliche Arbeit zu verrichten.<sup>44</sup> ■ Trotz der Uniformen und der oft gefährlichen Aufgaben erhielt das weibliche Hilfspersonal nie militärischen Status in irgendeinem Zweig der Wehrmacht. Sogar in den Monaten nach dem «Führererlass zum totalen Krieg» vom 25. Juli 1944, der die Etablierung eines offiziellen weiblichen Wehrmachtkorps mit sich brachte, wurde daran festgehalten.<sup>45</sup> Eine Militarisierung der deutschen Frau sollte es nicht geben. Im März 1945 schliesslich, als die Rote Armee bereits vor Berlin stand, bildeten Frauen im Alter von 25 bis 35 Jahren das «Freikorps Adolf Hitler». Ausgebildet in Sabotage und Terrorakten erhielten diese 300 freiwilligen paramilitärischen Kämpferinnen den gleichen Status und die gleichen Waffen wie die Männer. Die eilig zusammengestellte Truppe erhielt sogar eine der begehrten eigenen Uniformen, die aus einem Tarnanzug mit kleinen roten Streifen und den Worten «Freikorps Adolf Hitler» am Ärmel bestand.<sup>46</sup> ■ In den Wochen nach der deutschen Kapitulation sah man viele Frauen an der Heimatfront in verschmutzten und zerris-

senen Uniformjacken, deren sich deutsche Soldaten, Offiziere oder Staatsbeamte auf der Flucht eilig entledigt hatten. Da ein grosser Mangel an Textilien und Kleidung herrschte, sahen die Frauen die weggeworfenen Jacken als Geschenk des Himmels an, obwohl sie selten passten. In der Tat trugen in der unmittelbaren Nachkriegszeit so viele Frauen Uniformjacken, dass die Siegermächte sich gezwungen sahen, jedwede Nazi- oder deutsche Militäruniform «in its present color» (in ihrer momentanen Farbe) als Zivilkleidung zu verbieten, auch wenn sie umgeändert worden war. Wenn die Frauen die begehrten Jacken behalten wollten, mussten sie sie bis zum 1. Dezember 1945 umfärben.<sup>47</sup> ■ Der NS-Staat, der sich auf Machenschaften, verführerische Ablenkungen, fabrizierte Illusionen und exzessiven Terror verliess, nutzte auch die Kleidung und das Erscheinungsbild zum Zweck des sozialen Reglements. Kleider wurden zu einem mächtigen und sichtbaren Zeichen, symbolisch wie real, das sowohl die Zugehörigkeit zur als auch die Ausgrenzung aus der «Volksgemeinschaft» kennzeichnete. Sorgfältig überlegte Bilder – Uniformen, Tracht, Designerkleider, Davidssterne oder die Lumpen der KZ-Häftlinge – wurden verwendet, um die deutsche Gesellschaft gleichzuschalten und zu kontrollieren. Solche Vereinheitlichung begünstigte gedankenloses Verhalten und einen überzeugten Egoismus, der wenig Achtung vor anderen zuließ. Auch diese Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal von Personen, die als «unerwünscht» galten, machte das «Dritte Reich» möglich.

Anmerkungen

- 1 Maria May: Mode-Stil der Zukunft, in: Das Reich, 30. 6. 1940. Zu Maria May und dem von ihr geleiteten Deutschen Mode-Institut s. Guenther 2004, S. 167–201. – Bei diesem wie bei allen folgenden Zitaten handelt es sich um Rückübersetzungen aus dem Englischen.
- 2 Ein Großteil dieses Abschnitts basiert auf meinem Buch, besonders Kap. 5: Guenther 2004, S. 143–165.
- 3 Die ADEFA-Akten und -Dokumente befinden sich im Bundesarchiv (BA), R3101/8646, ein paar Briefe im BA 3101/9158.
- 4 Guenther 2004, S. 165 und S. 373 f., zit. 136–142. Siehe auch Westphal 1992; Bajohr 1997; Barkai 1988, S. 111.
- 5 Was will die ›Adefa‹, in: Berliner Lokal-Anzeiger 53, 2. 3. 1938; Adefa im Vormarsch, in: Völkischer Beobachter 61, 2. 3. 1938; Der Einzelhandel vor der Entscheidung, in: Der Manufakturist 9/10, 10. 3. 1938; Adefa-Etikett im Fenster. Das Zeichen für ›Ware aus arischer Hand‹, in: Textil-Zeitung 30, 4. 2. 1938; Arisierung – ja oder nein, in: Die Deutsche Volkswirtschaft 1, 1938.
- 6 Bundesarchiv (BA) R3101/8646: Gedächtnis-Niederschrift der Auflösungs-Mitgliederversammlung vom 15. 8. 1939. Die ›Adefa‹ löst sich auf: Das Ziel erreicht, in: Völkischer Beobachter 232, 20. 8. 1939; Die Selbstauflösung der Adefa, in: Frankfurter Zeitung, 23. 8. 1939. Siehe BA R3101/8646 für »Auflösung« der ADEFA und »Satzungen der ADEFA-Stiftung«.
- 7 Guenther 2004, S. 10.
- 8 Wilson 1990, S. 28–38, hier S. 33.
- 9 H. M. Estl: Die Stadtfrau und des Trachtendirndl, in: NS Frauen-Warte 1/7, S. 541; Dr. Johannes Künzig: Von Art und Leben deutscher Volkstrachten, in: Semmelroth/von Stieda 1934, S. 224–229.
- 10 Guenther 2004, S. 255–259.
- 11 Koonz 2003, S. 69.
- 12 von Eelking 1934.
- 13 Beaver 2002, Mollo 1997, Davis/Turner 1980.
- 14 Himmier 1936, S. 29.
- 15 Robin Stringer: Outrage as London Gallery Highlights ›Glamour of Nazism‹, in: London Times, Evening Standard, 29. 7. 1998, S. 21.
- 16 Grube/Richter 1982, S. 111 f. Klaus 1983, S. 51. Die detailliertesten Angaben zur Uniform finden sich in Davis/Turner 1980, S. 131 f.
- 17 Klaus 1983, S. 51.
- 18 Westenrieder 1984, S. 66 f.
- 19 Von Schirach: »Alle Jungen und Mädchen tragen eine Uniform, damit sie nicht durch irgend welche Summe Geld verschönert oder verbessert werden kann. Nicht zuletzt dank dieser Uniformen ist Deutschland zu einer neuen Sozialordnung gelangt«. Zitiert in Bleuel 1973, S. 135.
- 20 Schnitte in: Beyers Moden-Zeitung u. a.
- 21 Für die ausführlichste Forschung zum BDM s. Reese 1990.
- 22 Schmidt/Dietz 1985, S. 32. Die von Schmidt/Dietz angegebene Zahl von 7,5 Millionen BDM-Mitgliedern bis 1940 ist umstritten, zumal die Gesamtzahl der HJ-Mitglieder laut Sigrid Jacobelt nur 8,7 Millionen betragen habe. Grube/Richter 1982, S. 88, geben 2,8 Millionen BDM-Mitglieder im Jahr 1937 an. Für Anfang 1939 schreibt Overy 1997, S. 124, von 1,5 Millionen BDM- und 1,92 Millionen JM-Mitgliedern.
- 23 Zum Reichsarbeitsdienst s. Schmidt/Dietz 1985, S. 43.
- 24 Verschiedene Formen des RADwJ existierten vor 1936. Zur offiziellen Etablierung der Organisation s. Zentner/Bedürftig 1997, S. 775, 1059.
- 25 Grube/Richter 1982, S. 111.
- 26 Laut Grube/Richter 1982, S. 108, wurde das freiwillige Dienstjahr im Februar 1938 eingeführt, das am 23. 12. 1938 zum Pflichtjahr wurde. Auf S. 111 schreiben sie, dass das Dienstjahr für Frauen unter 25 Jahren 1940 zur Pflicht wurde.
- 27 Davis/Turner 1980, S. 136.
- 28 Schmidt/Dietz 1985, S. 42, Foto S. 43, Davis/Turner 1980, Abb. 76.
- 29 Westenrieder 1984, S. 113–115. Die vermehrte Rekrutierung von Frauen als Hilfsarbeiterinnen in der Wehrmacht begann insbesondere Mitte 1940 nach dem deutschen Sieg über Frankreich. Zentner/Bedürftig 1997, S. 1027.
- 30 Beschreibung der Uniform des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes in: Frankfurter Zeitung, 19. 9. 1938.
- 31 Davis/Turner 1980, S. 151 f.
- 32 Ebd., S. 174 f. Die Luftwaffe beschäftigte ca. 13'0000 Frauen während des Krieges; s. Zentner/Bedürftig 1997, S. 1027.
- 33 Ebd., S. 203 f.
- 34 Ebd., S. 215.
- 35 Wilhelm Keitel: Richtlinien des Oberkommandos der Wehrmacht. Fraueneinsatz im Bereich der Wehrmacht, insbesondere in den Gebieten ausserhalb der Reichsgrenze, 22. 6. 1942, in: von Gersdorff 1969, S. 62, 361 f. Siehe auch Bundesarchiv (BA) NS 6/vorl. 338.
- 36 Führermitz. Uniformierung der im Reich eingesetzten weiblichen Hilfskräfte bei Heer, Marine und Luftwaffe, in: von Gersdorff 1969, S. 356.
- 37 Ebd.
- 38 Brief vom Reichsverkehrsministerium an das Reichswirtschaftsministerium, 10. 10. 1944. Vermerk und Memorandum, Reichswirtschaftsministerium an den Reichsverkehrsminister, 18. 10. 1944. Bundesarchiv (BA) R3101/11807.
- 39 Brief an den Reichsminister der Luftfahrt und den Oberbefehlshaber der Luftwaffe, 10. 4. 1943, in: von Gersdorff 1969, S. 390 f.
- 40 Mehr darüber in: Guenther 2004, S. 167–201.
- 41 Ebd. Der Auftrag des Deutschen Mode-Instituts wurde im Juni 1944 bewilligt.
- 42 Westenrieder 1984, S. 120. Zentner/Bedürftig 1997, S. 1027: 20000 Hilfsarbeiterinnen in der Marine, 130'000 in der Luftwaffe, 8'000 im Nachrichtendienst, 12 500 im Feldarmeestab und in den besetzten Territorien, sowie 300'000 in ersatzheerbezogenen Jobs.
- 43 Westenrieder 1984, S. 118. Zentner/Bedürftig 1997, S. 1027. Claudia Koonz schreibt, dass »80'000 Leiterinnen des BDF [sic!] in die Armee einbezogen und Männer durch 100'000 Scheinwerferhelferinnen 1944 ersetzt wurden.« Koonz 1987, S. 508, Anm. 27.
- 44 Westenrieder 1984, S. 119 f.
- 45 Das Wehrmachthelferinnenkorps wurde am 29. 11. 1944 gegründet und am 1. 2. 1945 operativ.
- 46 Buxbaum 1988, S. 187.
- 47 Occupation Military Government: Weekly Information Bulletin, Office of the Assistant Chief-of-Staff G-5 Division, USFET, Reports and Information Branch 8. September 1945, S. 16.

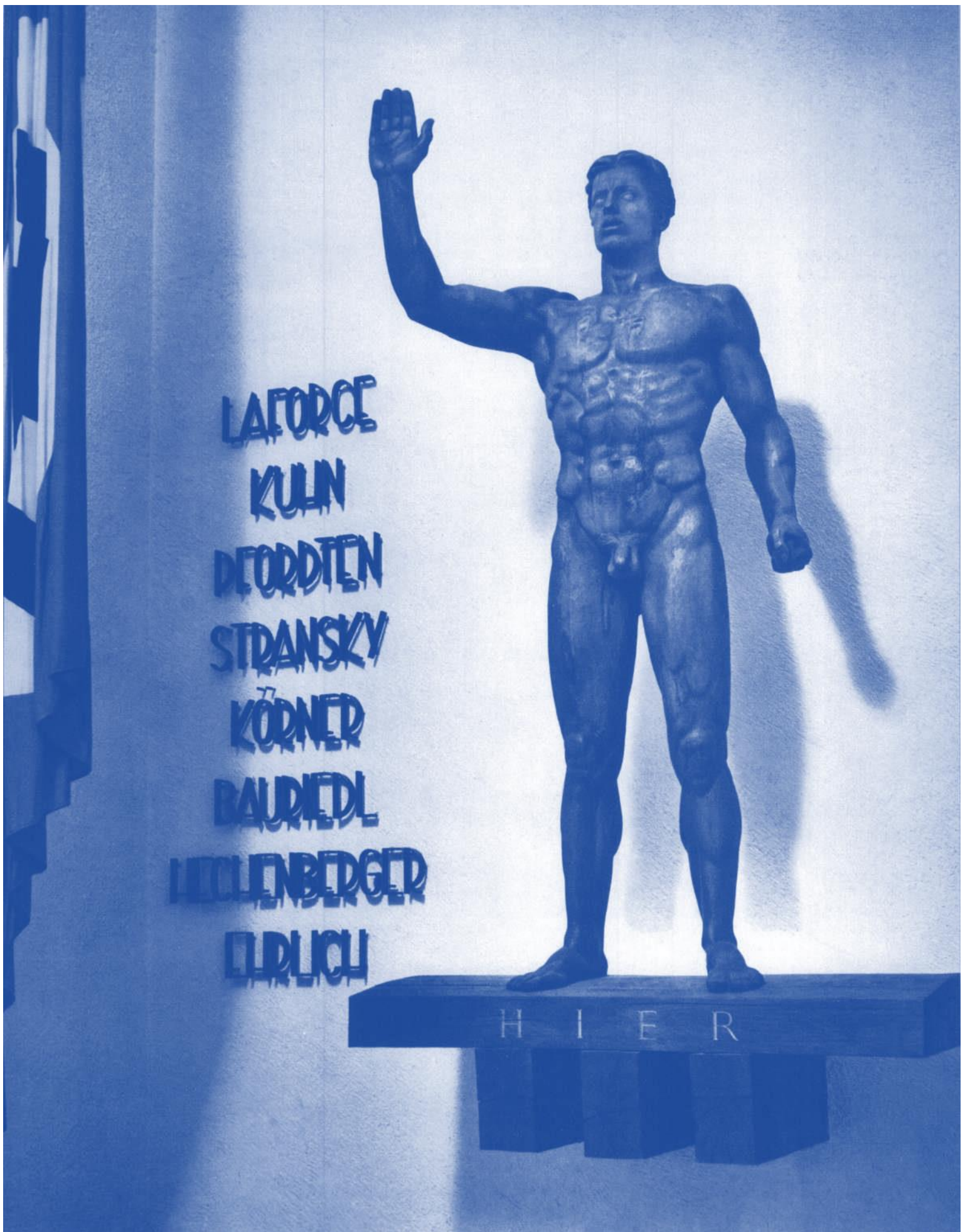
# Der Nationalsozialismus als politische Religion

## Inszenierung, Instrumentalisierung, Funktion

Die Frage zu beantworten, ob es sich beim Nationalsozialismus um eine «politische Religion» gehandelt habe, ist nur bei oberflächlicher Betrachtung leicht. Denn nicht nur die Phänomene begründen Ähnlichkeit. Sie ist auch von den Massstäben abhängig, die dem Religionshistoriker Mircea Eliade<sup>1</sup> zufolge erst die Phänomene schaffen. Weil auch die Frage nach dem Massstab neue Probleme aufwirft, hat die Frage nach dem Charakter des Nationalsozialismus als politische Religion<sup>2</sup> zu vielfältigen und auch widersprüchlichen Forschungskontroversen geführt.<sup>3</sup> Nicht nur die Phänomene, sondern auch die Ergebnisse der Forschung<sup>4</sup> sind mithin mehrdeutig. Sie weisen zwar auf die von totalitären politischen Bewegungen geübte Imitation von Andachten, Weihstunden und Beschwörungen und die Ausstattung von Versammlungsräumen, die Sakralität suggerieren, und somit auf den «religiösen Gebrauch von Politik»<sup>5</sup>. Nicht zuletzt wird Joseph Goebbels als eine Art Hohepriester der nationalsozialistischen «politischen Religion» gezeichnet, weil er es verstand, Massenveranstaltung zu inszenieren, «Endzeiterwartungen» zu formulieren und auf diese Weise Opferbereitschaft bis in den Untergang wachsen zu lassen.<sup>6</sup> Allerdings geht es niemals nur um die Massensuggestion, die sich auf das Versprechen zurückführen lässt, eine neue Gesellschaft mit neuen Menschen auf der Grundlage eines Opfergangs zu schaffen, sondern es geht auch um die Bewertung quasireligiöser Symbolisierungen und Symbole und um ihre Verwandlung in gesellschaftliche oder militärische Energie, in politisch-religiös verbrämte und auf diese Weise gerechtfertigte Gewalt.<sup>7</sup> ■ Wird nach Indizien politischer Religiosität des Nationalsozialismus gefragt, so werden etwa der Umbau der Wewelsburg zu einer Weihstätte der SS<sup>8</sup>, Feuersprüche, Germanenkult, Ahnenerbe<sup>9</sup>, die «sakrale Dimension» des Nürnberger Parteitagsgeländes<sup>10</sup> und archäologische Grabungen angeführt. Auch die quasireligiöse Verehrung Hitlers als Heilsbringer, die Beschwörung der «Volksgemeinschaft» als Ausdruck einer völkischen Erwählung, nicht zuletzt die Verwandlung eines rudimentären und missverständlichen politischen Parteiprogramms in eine visionäre Zukunftsvorstellung, schliess-

lich die Inszenierung von Ritualen, die Weihe von Symbolen, die kunstvoll erzeugte Stimmung von Parteitagen als Weihefeiern<sup>11</sup> könnten belegen, dass es sich beim Nationalsozialismus um eine auf die Erfüllung der diesseitigen Heilsgeschichte gerichtete säkulare Religion gehandelt hat, die das Ziel der geschichtlichen Entwicklung in dieser Welt verortet und den Wandel in der Zeit zum Stillstand bringt.<sup>12</sup> ■ Neu ist das nicht, denn bereits Karl Popper hat diese endzeitlich-diesseitige Vision als Ausdruck eines innerweltlichen Holismus bezeichnet und als das «Elend des Historizismus»<sup>13</sup> diagnostiziert. Er deutete Versprechen und Versuche, im Diesseits die Endzeit einzuleiten und Geschichte «historizistisch» zum Stillstand zu bringen, als eine die Menschheit nicht befreiende, sondern sie knechtende Bemühung aller «Feinde» einer «offenen Gesellschaft»<sup>14</sup>. Die Absichten der «Feinde» dieser offenen und wandlungsfähigen Gesellschaft zielten auf die Herstellung einer geschlossenen, nicht mehr anpassungsfähigen Gesellschaft und die Durchsetzung einer sich selbst legitimierenden und deshalb nicht mehr kritisierbaren totalitären Ordnung, die auf Unterdrückung, Exklusion und Leid gründen müsse. ■ Wer sich politisch-religiös legitimiert, so war Poppers Botschaft, rechtfertigt auch die Masslosigkeit einer gewaltsamen Überwältigung und Bemächtigung von Individuen und ganzen Gesellschaften, die terrorisiert werden können, weil jede Nonkonformität und Dissidenz als Angriff nicht nur auf Machthaber zielen, sondern auch als Infragestellung von deren Zukunftsvisionen und Heilsversprechen verstanden werden können. In der Konsequenz fühlen sich Machthaber herausgefordert. Sie ahnden Widerspruch, Opposition oder Widerstand geradezu als Sakrileg. Terror der Machthaber wird als Gegenwehr und als Dienst an der Gemeinschaft gedeutet. ■ So lässt sich herrschaftsstabilisierende Unterdrückung aller, die sich der Begeisterung widersetzen, durch die zum Staat gewordene Partei rechtfertigen. Aus einem System mit umfassendem weltanschaulichen Führungsanspruch wird ein Unterdrückungssystem, das Gedankenpolizei, Umerziehung, Säuberung einsetzt, um sich abzusichern. Wiederum nutzen Kritiker dieser Praxis mit der «Inquisition» einen Begriff aus der religiösen Sphäre, um die Unterdrückungspraxis in ihrer weltanschaulichen Dimension zu bezeichnen. Die Sicherheitsorgane der diktatorischen und totalitären Bewegungen richten sich gegen alle, denen die Behinderung beim Erreichen dieses utopischen Endzustands<sup>15</sup> angelastet werden soll und die entsprechend bekämpft werden. Religiös legitimierte Unbedingtheit, so ist die Folgerung, rechtfertigt im totalitären Denken Radikalität und Gewalt, die sich gegen Nonkonformisten und Dissidenten richten. ■ Viele zeitgeschichtliche Studien zeigen, wie die Nationalsozialisten die als politische Zielvorstellung verankerte und militant durchgesetzte Zukunftsgewissheit säkularisierter Glaubensgewissheiten politisch-exklusiv, massenwirksam und nicht selten auch gewaltsam durchgesetzt haben.<sup>16</sup> Der «Tag von Potsdam», der die Garnisonsstadt im Einklang mit Preussenmythos, Friedrich- und Luisenkult geradezu zum Gründungsort des «Dritten Reiches» gemacht hatte,<sup>17</sup> drückte dies ebenso aus wie die propagandistisch





LAFORCE  
KULIN  
DEORDTEN  
STRANSKY  
KÖRNER  
BAUDIEDL  
HEDLENBERGER  
EURLICH

H I E R

Ehrenmal für die Gefallenen der «Bewegung» in der Ordensburg Vogelsang in der Eifel  
mit Figur des *Deutschen Menschen* von Willy Meller, um 1937 (Kat.-Nr. 337)



Plakat zum Heldengedenktag mit der Skulptur *Der letzte Flug* von Josef Thorak, 1944

betonte Übereinstimmung mit dem angeblichen deutschen «Befreier» Martin Luther. Der Reformator wurde von den Deutschen Christen, die sich selbst als die «SA Christi» definierten, mit dem Hitlerbild in Deckung gebracht, was sich im Jahr 1933 – dem 450. Geburtsjahr Luthers und somit einem Jubiläumsjahr der Reformation – geradezu aufdrängte. Hitler galt als begünstigtes Werk nicht nur der Profan-, sondern einer völkischen Heilsgeschichte. Er schien geradezu begnadet und von der «Vorsehung» bestimmt zu sein, die angebliche Bedrängnis der Deutschen aufzuheben. Nach den auf ihn verübten Anschlägen von 1939 und 1944 schien ihn noch einmal die «Vorsehung»<sup>18</sup> als deutsche «Heilsgestalt» beschützt und bewahrt zu haben. ■ Nicht nur Hitlers Inszenierungen, Reden, Beschwörungen, sondern auch die Gedichte des ihn als «Lichtgestalt» verherrlichenden Reichsjugendführers Baldur von Schirach<sup>19</sup>, die Reden von Goebbels und die in vielen privaten Zeugnissen überlieferte Übereinstimmung mit Hitler als «Führer», wie sie etwa in den Briefen von Rommel an seine Frau<sup>20</sup> sichtbar werden, zeigen, dass die weltanschaulich weit ausgreifenden totalitären Diktaturen des 20. Jahrhunderts nicht nur einen weltanschaulichen Führungsanspruch, sondern auch eine höchst wirkungsvolle Zukunftsgewissheit verkörperten, deren mitreissende Kraft an Religionen erinnerte und deshalb in vielen Deutungen einen Vergleich mit Konfession, Glauben und kirchlicher Praxis nahelegte. Das galt auch unter ganz anderen, kritischen Vorzeichen, wenn etwa von Gegnern des «Dritten Reiches» die NS-Herrschaft als Ausdruck des Bösen, der «niederen Dämonen»<sup>21</sup> oder gar der Herrschaft des Antichristen<sup>22</sup> identifiziert wurde. Auch hier wirkte sich die Vorstellung einer überweltlichen Qualität des diktatorischen Systems aus. Die Bejahung der Funktion einer politischen Religion mit nationalsozialistischer Färbung stützte sich jedoch, und das kann nicht deutlich genug betont werden, vor allem auf Phänomene, auf die stetig wiederholte Bekräftigung eines diesseitigen Heilsgefühls, das die Geschichte bemühte und das zugleich über die Begrenzungen irdischer Zeiten hinauswies. ■ Aber kann sich die Illustration des Problems mit einer derartigen Gleichsetzung begnügen? Unterstellt wird in der Regel die Wirksamkeit eines politisierten Glaubens, ohne die politisierende Wirkung dieser Glaubensüberzeugungen auf das Zusammenleben der Menschen in den Blick zu nehmen.<sup>23</sup> Die Inszenierung lässt sich phänomenologisch darstellen, deren soziale Funktionsweise und Nachwirkung hingegen nicht. So belegen Bilder den «schönen Schein» des «Dritten Reiches», wie Peter Reichel in seiner grundlegenden und zunächst nicht angemessen rezipierten und gewürdigten Arbeit<sup>24</sup> schrieb. Wie dieser «schöne Schein» das Verhalten von Menschen bis hin zur Selbstopferung oder zur Opferung naher Angehöriger bestimmte und wie durch den geschichtspolitisch verfestigten Zukunftsanspruch der Nationalsozialisten die Verfolgung anderer legitimiert wurde, ist schwieriger zu analysieren und bedarf der Verbindung des Konzepts «politischer Religion» mit dem politisch-psychologischen Konzept «sozialer Mobilisierung»<sup>25</sup> und der



Plakat der NSDAP zum «Tag der Nationalen Solidarität», 1938 (Kat.-Nr. 253)

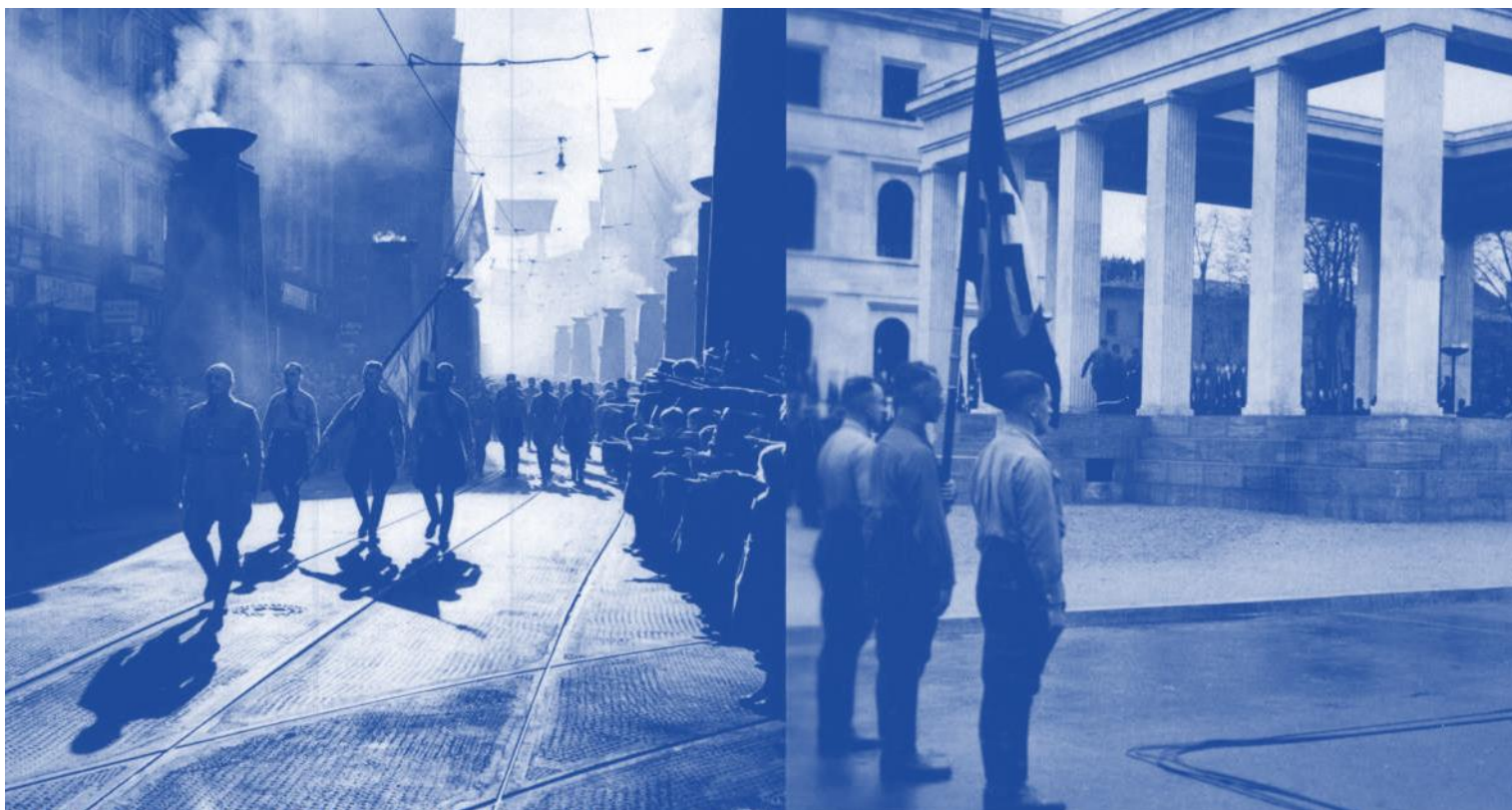
«Volksgemeinschaft»<sup>26</sup>. ■ Die Instrumentalisierung politisierender Rituale, Symbole und politischer «Predigten» für die Radikalisierung von Gegensätzen und die soziale Mobilisierung der NSDAP-Anhänger verweist auf die politische Wirklichkeit des NS-Staates, der von der sich ideologisch legitimierenden Führung als Instrument einer Bewegungsdiktatur benutzt wurde und der «Durchstaatlichung» der Gesellschaft diente. Hitler beanspruchte, die sozialen Verhältnisse der Gegenwart durch eine «deutsche Revolution» zu verändern. Darauf zielen die meisten Studien über die mobilisierende Wirkung des «braunen Kults»<sup>27</sup> ab. ■ Nicht zu bestreiten ist, dass Hitler keine Religion stiften wollte. Deshalb verbat er es sich auch, die Rolle des Religionsstifters zu übernehmen. Dennoch konnte gerade der Verlauf mancher NSDAP-Veranstaltungen nicht verhindern, dass «heilige Gefühle» evoziert und provoziert wurden. Die Beförderung des 1. Mai, eines bis dahin traditionellen Kampftags der internationalen Arbeiterbewegung, zum «Feiertag der nationalen Arbeit»<sup>28</sup>, die Erntedankfeier 1933,<sup>29</sup> die Parteitage<sup>30</sup> und vor allem deren filmische Umsetzung suggerierten nicht nur Dienst am Volk, sondern zielten auch auf die Vorstellung einer sakrifzierten Zukunft, die sich auf Verantwortung für Zukunft und Volkstum be-



NS-Bildpropaganda, in der die getöteten Putschisten von 1923 als Märtyrer inszeniert werden, Fotos von Heinrich Hoffmann, 1937 (Kat.-Nr. 339)

rief.<sup>31</sup> ■ Verfestigt wurde dieses Gefühl durch Ehren- und Gedenktage wie den Tag der Wehrmacht, den zum Heldengedenktag<sup>32</sup> (Abb. S.114) mutierten Volkstrauertag, die Feier der «Machtergreifung» und die Erinnerung an die «Blutzeugen» des 9. November 1923 – eine Anlehnung an den Begriff des Märtyrers unter Nutzung des selbstverpflichtenden, an «Nachfolge» erinnernden Ausrufs «Und ihr habt doch gesiegt!». Die «Volksgemeinschaft» wurde zelebriert durch Kleidersammlungen und Eintopfessen, schliesslich durch die inszenierte Eröffnung der Sammelaktionen des Winterhilfswerks<sup>33</sup> (Abb. S.115). Diese Feiern wirkten stilbildend und verfehlten ihre emotionalisierende und formierende Wirkung auch auf Funktionäre der NSDAP nicht, die in ihren «Gauen», in den Kreis- und Ortsverbänden der NSDAP parallele Veranstaltungen zu organisieren hatten. Sonderbriefmarken, Rundfunkübertragungen, Schlagzeilen in der Presse und Schulfestern unterstützten diese Bestrebungen in einem Masse wie niemals zuvor und knüpften dabei immer wieder an kirchliche Heiligungs- und gottesdienstliche Handlungsmuster an. ■ Zugleich aber wurden diejenigen, die auf eine quasireligiöse «Deutschgläubigkeit» setzten, von der NS-Führung ausgebremst. So brachen Ansätze des Germanenkults rasch zusammen und mündeten in nicht nur dilettantisch anmutende frühgeschichtliche Grabungen, die auf die Rekonstruktion von Germanendörfern zielten und so auch in die Breite wirkten. Aber immer wieder wurde vor allem durch Partei-Umzüge, die an Prozessionen erinnerten, eine geradezu sakral wirkende, weihevollere Emotionalität erzeugt.<sup>34</sup> Sie verstärkte die politische Begeisterung und hatte ideologische Identifikation zur Folge. Massenveranstaltungen wurden durch neue Medien wie Hörfunk

und Film vielfach multipliziert, um die Manifestationen scheinbarer politischer Übereinstimmung als Ausdruck tiefer Gemeinsamkeit und eines politischen Konsenses darzustellen. Besonders deutlich wurde das am Beispiel von «Hörfunk-Ringschaltungen», die während des Krieges an den Weihnachtstagen Soldaten direkt vom Nordkap bis Nordafrika, Stalingrad und zur Biskaya mit der «Heimat» zu vereinigen schienen. ■ Breite Zustimmung, Folgebereitschaft, Passivität – also Verhaltensformen der inneren Übereinstimmung – waren keineswegs nur das Ergebnis von Disziplinierung, Repression und Terrorisierung, sondern auch von freiwilliger Unterwerfung. Deshalb ist das Konzept «politischer Religion» kein primär geistesgeschichtliches, auch kein sich in der phänomenologischen Beschreibung erschöpfendes, sondern vor allem ein soziologisches, das die gesellschaftliche und politische Praxis erfassen will. Es geht um die Erklärung von massenhafter Begeisterung und politischem, geschichtlich orientiertem «Glauben» als Voraussetzung einer Zustimmung, die nur erklärbar ist, wenn in der wahrnehmbaren Identifikation der Bevölkerung mit der Führung, in der Übernahme der von dieser Partei-Elite propagierten Wertvorstellungen und in der Akzeptanz ihrer Ziele der Ausdruck einer bewusst erzeugten «Fraglosigkeit» erkannt wird. ■ «Politische Religion» als Konzept markiert – das zeigt die Praxis – den geradezu chiliastisch gedeuteten und gewaltsam durchgesetzten Zukunftsanspruch politisch-revolutionärer Bewegungen als Bezugspunkt eines weit in die Zukunft ausgreifenden «Erwartungshorizonts». Er wird nur als überzeugend wahrgenommen, wenn die Gegenwartsdiagnose in die Unterstellung katastrophaler Folgen der weiteren politisch-geschichtlichen Entwicklung zu münden scheint. Zur Religion gehört die Rechtfertigung der



Umkehr, die Busse, die tätige Reue – sie zielt also nicht nur auf die Köpfe, indem Vorstellungen entwickelt und inkubiert werden, sondern auf Verhalten, auf Bussübung, auf Sühne, auf Wiedergutmachung, auf Handeln, politisch als «Revision», auf Überbewertung des nationalen Interesses und des eigenen Volkes und die Entwertung aller anderen Ethnien.<sup>35</sup> ■ Welche Rolle spielte bei der Entstehung dieser Nachfolgebereitschaft die symbolische Vermittlung von Herrschafts- und Führungsansprüchen, die Demonstration des Charismas, das ja auch auf Glauben, auf «Für-Wahr-Halten» beruht? Welche Rolle kam dem Selbstopfer, dem Einsatz des Lebens<sup>36</sup> zu? Inwieweit gelang es totalitären politischen Bewegungen, im Zuge ihrer «Macht ergreifung» die Voraussetzungen einer Vergesellschaftung des Staates und in einem weiteren Schritt der Durchstaatlichung der Gesellschaft zu schaffen und dabei die Entfaltungsrechte des Individuums, aber auch die Entfaltungsansprüche des Individuums zu minimieren? Der Ausspruch: «Du bist nichts, Dein Volk ist alles» gehört zu diesen Durchsetzungsversuchen ebenso wie der selbstdestruierende Ausruf: «Führer befehl, wir folgen», die alljährliche Beschwörung einer Verpflichtung durch den Tod der Märtyrer der politischen Bewegung bis zur Betonung von «Schicksal» und «Schöpfung» und die Berufung auf das «Werk des Herrn» als Ausdruck erfolgreich bestandenen Kampfes und erfüllter Vorsehung. ■ Minderheitenschutz und Begrenzung staatlicher Gewalt erscheinen dann als entbehrlich – eine Folge des durchgesetzten weltanschaulichen Führungsanspruchs ist die Unterwerfung unter politische Ziele und politische Herrschaft. Es geht bei derart praktizierter «politischer Religion» nicht um die Durchsetzung einer politischen Theologie, die auf Carl

Schmitt verweist,<sup>37</sup> sondern «politische Religion» zielt auf die Hervorbringung von Fraglosigkeit durch die Bereitschaft, als Einzelner ganz mit der Gemeinschaft zu verschmelzen. ■ Überzeugungen sind in der säkularisierten Welt politischer Religionen Reflex einer durch Inszenierung und Suggestion hergestellten allgemeinen Verbindlichkeit, gleichsam Ausdruck des Glaubens an eine höhere Berechtigung, an Legitimität. Diese kann, auch das hat Carl Schmitt gezeigt,<sup>38</sup> durch allgemeine Übereinstimmung mit akzeptierten Verfahren erzeugt werden.<sup>39</sup> Sie kann aber auch durch Bemächtigung, durch Überwältigung, durch Gewalt entstehen.<sup>40</sup> Die Legitimität bedarf dann der Durchsetzung von Glaubensvorstellungen, die mit dem Anspruch auf letzte Gültigkeit auf die Gestaltung von Staat, von Gesellschaft, von Zukunft zielen und von jedem Bürger die Anerkennung dieser Gültigkeit verlangen. ■ Der weltanschauliche Führungsanspruch hat Konsequenzen: Wenn sich das 20. Jahrhundert als ein immer wieder unternommener Versuch deuten lässt, mit diktatorischen Mitteln und inneren Feindschaftserklärungen neue Gesellschaften zu schaffen, denn stellt sich die Frage nach dem politisch-moralischen Zusammenhalt dieser destruktiven Gesellschaft. Wird sie bestimmt durch den Willen Mächtiger, Traditionen zu zerstören, Wahrnehmungen zu verändern, Massstäbe abzuschaffen, um im Zuge einer diktatorisch gelenkten angeblichen Revolution eine «neue Gesellschaft» hervorzubringen? Deren Voraussetzung ist ein «neuer Mensch» als das Produkt manipulierender Erziehung gegen Tradition und Geschichte. Dient deshalb die Erziehung im 20. Jahrhundert nicht zunehmend weniger der Bildung und die öffentliche Diskussion der Klärung von Zielen des Zusammenlebens und der Zwe-



**E**s gibt keinen  
besseren Dank  
für den Einsatz unserer  
Soldaten, als vor allem  
mitzuhelfen an der  
Heilung ihrer Wunden

**ADOLF HITLER**

cke des Staates, so richtet Erziehung, Kommunikation und Mitwirkung an der staatlichen Verwaltung immer Menschen ab: für den Staat und dessen angebliche Zukunft, für den Markt und die Herrschaftssicherung. Verfolgt politische Erziehung dann nicht vor allem das Ziel, neue Werte durchzusetzen, die rückblickend oft nur als eine «Maskerade des Bösen» (Dietrich Bonhoeffer) erscheinen? ■ Ohne Zweifel ist Erziehung in der Diktatur Orientierung des Menschen auf politische Zwecke und seine Konditionierung auf Interessen der Diktatoren und ihrer Parteien. In einem demokratischen System spielen hingegen Freiräume individueller Entfaltung eine wichtige Rolle. Freiheitsbewegungen verteidigen deshalb nicht nur Handlungs- und Spielräume des Menschen, sondern entwickeln diese und begründen sie aus dem Willen, Zwänge abzuschütteln oder sie zumindest nur dort zu akzeptieren, wo diese durch Freiheitsziele zu begründen sind. ■ Deshalb ist es angängig, das 20. Jahrhundert als immer wieder neu unternommenen Versuch zu deuten, mit diktatorischen Mitteln und inneren Feindschaftserklärungen neue Gesellschaften auf einer gleichsam religiösen und entsprechend hermetischen weltanschaulichen Grundlage zu schaffen. Deshalb steigert sich der «innere», auf innenpolitische Gegner gerichtete Kampfkurs in Diktaturen zum Verfolgungsexzess. Dieser kann Reaktionen hervorrufen und sogar diktatorische Herrschaft erschüttern. Das erfahren Mussolini und Gentile in der Matteotti-Krise, das verdeutlicht der frühe Massenwiderstand in der Konsolidierungsphase des NS-Staates. Müssen Diktatoren die ihnen unterworfenen Massen auch ständig in Bewegung halten und mobilisieren, indem sie ihre Wachsamkeit gegen Feinde fordern, so lässt sich nicht jeder in den Bann diktatorischer Herrschaft ziehen. Angebliche Feinde der Diktatoren sind mehr als politische Gegner: Sie werden als existenzielle Bedrohung, als Herausforderung, als «Frage in anderer Gestalt» empfunden, wie Carl Schmitt in seiner Bestimmung des Politischen formulierte<sup>41</sup>. Deshalb dient «politische Religion» der Selbstzelebration und Selbstsaktivierung einer sich weltanschaulich legitimierenden Diktatur, die sich als Werkzeug eines höheren Weltplans deutet. ■ Wenn eine politische Gesellschaft immer wieder durch Regierungsparolen mobilisiert werden kann, liefert sie sich denjenigen aus, die sie regieren und an der Macht bleiben wollen. Sie unterwirft sich einer Überhöhung des Staates und schliesslich einer «politischen Religion». Innere Konflikte werden inszeniert, um die Massen zu bewegen und sie um die politische Führung zu scharen. Bald geht es nicht mehr um Führung, sondern um Verführung, denn die Mobilisierung und geistige Lähmung wird zum wichtigsten Ziel derjenigen, die ihre Macht nicht infrage stellen lassen wollen. ■ Aber ebenso bestimmend bleiben für das 20. Jahrhundert alle, die sich in der Auseinandersetzung mit diesen Diktaturen auf ihre religiöse Ermächtigung und ihr Gewissen beriefen und so auch im Unrechtsstaat eine über- oder antipolitische moralische Substanz in den Blick rückten. Sie hatten einen wachen Blick für das, was sich ereignete. Sie schauten nicht weg, sondern genau hin. Sie hatten die Fähigkeit, sich zu

empören. Deshalb entschied sich ihr Leben durch ihre Aufrichtigkeit. Sie redeten sich nichts ein, machten sich nichts vor, beruhigten sich nicht – kennzeichnend bleibt ihr Mut zum Widerspruch. Die Konsequenzen trugen sie mit der Haltung von Märtyrern – als Vertreter einer anderen Religion als der politischen der Machthaber, die sich selbst für den Quellgrund moralischer Autorität und politischer Ansprüche hielten. ■ Dies ist die Voraussetzung für weitere Fragen: Was soll sein? Was ist zu tun? Was bietet angesichts kollektiver Verblendung Orientierung, wenn nicht die innere Stimme, das Gewissen? Trägt das denn wirklich, trägt es in der Einsamkeit, die Gegensatz zu denen bedeutet, die der öffentlich propagierten «politischen Religion» hörig sind? Drängt die Empörung über die Anpassung gar zum Widerspruch, zu einer Tat, die nicht einmal die Deckung durch andere, durch Institutionen und offensiv proklamierte alternative Werte kennt? Die Ablehnung des verbrecherischen Systems verlangt Unbedingtheit, die nur bei innerer Sicherheit wachsen und sich festigen kann. Die Widerstehenden blicken den Trägern der Macht nicht selten unmittelbar ins Auge, wie Carl von Ossietzky: Vor ihm ein KZ-Wachmann stehend, den Arm in die Seite gestemmt, Verkörperung der Bedrohung, der Masse, der Gefühllosigkeit. Vor dem Schergen des Systems der Gefangene, ruhig, gefasst, mit einem Lächeln auf dem Gesicht, verhalten, aber spürbar machend, dass er selbst in dieser Lage der Träger der Moral, der Sicherheit, der Zukunft ist. Es prägt sich ein wie Dietrich Bonhoeffer in Tegel, neben sich zwei Häftlinge und einen Gefängniswärter. Der Mittelpunkt des Bildes ist Bonhoeffer, Haltung nimmt der Wärter an, und auf die beiden anderen Gefangenen strahlt seine Souveränität des widerständigen Theologen aus, seine Gewissheit, sein Zukunftsoptimismus, der sich aus dem Willen erklärt, seinem Gegner gerade nicht die Zukunft zu überlassen, die dieser ihm, seinem Opfer, streitig machen will. ■ Die Widerständigen müssen die politisch-religiöse Maskerade des Bösen durchbrechen und die Passivität ihrer Zeitgenossen überwinden. Dabei knüpfen sie an Traditionen und Werte an, die sie sich nicht selten mühsam gegen den weltanschaulichen und politisch-religiös verbrämten Führungsanspruch der totalen Herrscher bewahren müssen. Die Gegenspieler der Diktatoren sind die Eigensinnigen, die verkörpern, was totalitäre Herrscher fürchten: eigenständige Urteilsbildung. Deshalb schalten Diktatoren durch politisch-religiöse Überhöhungen das Kritikvermögen aus und hämmern ihren Zeitgenossen ihre Parolen ein. Sie beschwören die Homogenität, nicht die Pluralität. Sie bemühen die Geschichte als Garanten ihrer Umgestaltungen und Zerstörungen. Sie konstruieren Sinn, verformen die Vergangenheit zur Ideologie, setzen ihre politischen Ziele an die Stelle von Moral, Glauben und Gewissensbindung. Sie verschieben Massstäbe und verbiegen die Koordinaten der politischen Moral. Sie wollen Handlungen und Haltungen ihrer Untertanen neu konditionieren. Die Neigung zum Selbstbetrug tut ein Übriges. Lebenslügen mutieren zu unauflöslchen Gespinsten, private Orte dienen dem Rückzug in Nischen, weniger als Zuflucht als zu Ausflüch-

ten, wie die betrügerische Formel von der «sauberen Wehrmacht» als ein Ort der «inneren Emigration», wie der angebliche «Befehlsnotstand», die angeblich allgegenwärtige Gestapo und ihr Terror, die Erklärung persönlicher Gefühllosigkeit als Rücksicht auf die eigene Familie. In der Tat hatte Hannah Arendt recht, als sie den Familienvater als den grossen Abenteurer des 20. Jahrhunderts bezeichnete.<sup>42</sup> ■ Das soziologisch zu verstehende Konzept der «politischen Region» erklärt aber nicht allein die Willfähigkeit des Untertanen ohne jeden Eigensinn und ohne die Kraft zum abweichenden Verhalten. Es macht deutlich, dass es neben ganz individuellen Neigungen zur Anpassung und zur Folgebereitschaft auch kollektive, bewusst erzeugte Übereinstimmung gibt, die auf Folgebereitschaft und schliesslich auf Selbstopferung drängt. Mit dem Konzept scheint die Rechnung der Mächtigen aufzugehen. Seine Funktion liegt deshalb nicht so sehr in der geistesgeschichtlichen Stringenz oder in der heuristischen Funktion für den Regimevergleich, sondern vor allem in dem dadurch bedingten besseren Verständnis eines destruktiven Klimas der Fraglosigkeit, der Übereinstimmung, der Opferebereitschaft, des Einklangs mit dem «Führer», des Gleichklangs mit seiner Bewegung, der moralischen Indifferenz.

- 23 Ian Kershaw hat die Wirkung des Hitler-Mythos untersucht. Vgl. zum Forschungsstand jetzt ders. 1994, S. 11–79. Hans-Ulrich Thamer hat den Zusammenhang von »Verführung und Gewalt« zur Leitlinie einer geschlossenen Darstellung gemacht: Thamer 1986.
- 24 Reichel 2006.
- 25 Broszat 1970.
- 26 Bajohr/Wildt 2009a; vgl. auch Bärsch 2005.
- 27 Gamm 1962.
- 28 Reichsgesetzbl. I (1933) vom 10. 4. 1933; am 27. 2. 1934, dem Jahrestag der Notverordnung zum Schutze von Volk und Staat, wird der 1. Mai endgültig zum »Nationalen Feiertag« erklärt.
- 29 Kippenberg 2009.
- 30 Urban 2007; Zelnhefer 1991.
- 31 Arendt 1975, S. 63 ff.
- 32 Schellack 1990.
- 33 Tennstedt 1987.
- 34 Paul 1992.
- 35 Diesen Zusammenhang deutet Hannah Arendt an, wenn sie Nationalismus und Imperialismus als Vorstufen und Vorbedingungen totaler Herrschaft untersucht.
- 36 »Und setzt ihr nicht das Leben ein«, heisst es in Schillers *Wallenstein*, »so wird Euch das Leben nicht gewonnen sein«.
- 37 Schmitt 1922; ders. 1970.
- 38 Schmitt 1973 a.
- 39 Luhmann 1969.
- 40 Schmitt 1973 b.
- 41 Schmitt 1963, S. 11 u. S. 27.
- 42 Arendt 1976, S. 41.

#### Anmerkungen

- 1 Eliade 1998, S. 13; vgl. auch ders. 2002.
- 2 Mommsen 1996, S.191 ff.
- 3 Vgl. Hildebrand 2006, S. 150ff.
- 4 Vgl. Maier 1996; ders./Schäfer 1997; Maier 2003.
- 5 Linz 1996.
- 6 Bärsch 1987.
- 7 Maier 2000.
- 8 Hüser 1987; Hüser/Brebeck 2002; Schulte 2009.
- 9 Kater 2006.
- 10 Doosry 1977.
- 11 Verwiesen wird dabei auf Leni Riefenstahls Film *Triumph des Willens* oder ihren Film zur Olympiade von 1936.
- 12 Vgl. Burleigh 2000. Burleigh hat seinen Ansatz später ausgeweitet, vgl. ders. 2006.
- 13 Popper 1957. Das Buch geht auf einen Vortrag aus dem Jahre 1936 zurück.
- 14 Popper 1945.
- 15 Koll 1998.
- 16 Gellately 2002.
- 17 Vgl. Martin Sabrow, Der «Tag von Potsdam». Zur Karriere eines politischen Symbols, Vortrag vom 21.3.2003, S. 1 [www.politische-bildung-brandenburg.de/programm/veranstaltungen/2003/vortragmythospotsdam.pdf](http://www.politische-bildung-brandenburg.de/programm/veranstaltungen/2003/vortragmythospotsdam.pdf) (13.3.2010)
- 18 Vgl. Köhler 2001.
- 19 Hay 1983.
- 20 Vgl. Remy 2007, S. 247 ff.
- 21 Vgl. Niekisch 1953.
- 22 Belege finden sich bei Reinhold Schneider, bei Henning von Tresckow oder in den Flugblättern der «Weissen Rose», aber auch bei den «Jüngern» von Stefan George. Stauffenberg zitierte mehrfach Georges *Widerchrist*.



**Der national-  
sozialistische  
Krieg und  
die deutsche  
Gesellschaft**

# Krieg, Kampf um «Lebensraum» und Vernichtung

## Der nationalsozialistische Krieg

### Einleitung

Unter dem Leitbegriff der «Volksgemeinschaft» hat sich die historische Forschung dem Verhältnis zwischen Führung und Volk, Hitler und den Deutschen, zugewandt.<sup>1</sup> Im Vordergrund steht die alltägliche Konsensbereitschaft der Deutschen gegenüber dem Regime<sup>2</sup>; deren Gründe und Ausdrucksformen, aber auch deren Konsequenzen für diejenigen Staatsangehörigen, die das Regime aus der «Volksgemeinschaft» ausgrenzte.<sup>3</sup> Der neue Ansatz arbeitet mit dem systemtheoretischen Begriffspaar von «Inklusion» und «Exklusion». Es wird unter dem Gesichtspunkt politischer Gewalt auf den Nationalsozialismus angewendet. Diese Historisierung der Systemtheorie ist bisher aber noch nicht zu dem Gewaltphänomen schlechthin vorgezogen, den deutschen Massenmorden in Osteuropa während des Zweiten Weltkriegs. Wie lässt sich dieser Vernichtungskrieg mit der «Volksgemeinschaft» in Verbindung bringen? Die Forschung hat den zentralen Stellenwert der besetzten Gebiete für die Mordpraktiken des Regimes hervorgehoben.<sup>4</sup> ■ Der Schwerpunkt der folgenden Überlegungen soll daher auf Polen und der Sowjetunion sowie auf dem Wechselverhältnis zwischen Inklusion und Exklusion liegen.

### «Lebensraum» im Osten

Die Vorstellung, Deutschland müsse «Lebensraum» in Osteuropa erobern und diesen germanisieren, hatte in Hitlers Weltanschauung zentralen Stellenwert.<sup>5</sup> Der Krieg gegen die Sowjetunion ab dem 22. Juni 1941 war in mehrfacher Hinsicht *sein* Krieg, als präzedenzloser Vernichtungs- und Ausplünderungskrieg zugleich die exemplarische Verkörperung des nationalsozialistischen Expansionswillens.<sup>6</sup> ■ Hitlers ostpolitisches Denken entstand nicht voraussetzungslos.<sup>7</sup> Es weist Kontinuitäten zu imperialistischen Konzepten der Obersten Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff im Krieg gegen Russland auf. Es wurde dem aufsteigenden Rechtsradikalen von

exilbaltischen Gesinnungsgenossen um Alfred Rosenberg nahegebracht. Es war eng verbunden mit militärpolitischen Konzepten des «Totalen Krieges», der die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Revanche des im Ersten Weltkrieg unterlegenen Reiches schaffen sollte.<sup>8</sup> ■ Was Hitler unter «Lebensraum» verstand, blieb aber auch nach 1933 ebenso vage wie grenzenlos. Der «Führer» strebte wohl die Weltherrschaft an, doch war das NS-System nicht in der Lage, den Frieden zu denken, sodass Adolf Hitler von ständigen Scharmützeln hinter dem Ural auch nach dem erwarteten Sieg über die Sowjetunion fantasierte.<sup>9</sup> ■ Gemessen an dieser Megalomanie war die strategische und taktische Vorbereitung des Krieges gegen die Sowjetunion dilettantisch und verbrecherisch.<sup>10</sup> Sie war dilettantisch, weil die Generalität in der Hybris des Sieges über den französischen Angstgegner 1940 ernsthaft davon ausging, dieser schwerste ihrer Waffengänge sei mit einem höchstens zehnwöchigen Blitzkrieg gegen einen zahlenmässig und materiell überlegenen Gegner zu gewinnen. Sie war deshalb zugleich verbrecherisch, weil Hitler ebenso wie seine militärische Elite der Überzeugung war, dieser Blitzkrieg sei nur unter der Voraussetzung zu gewinnen, dass die vorrückende Wehrmacht sich aus dem Lande ernähre. Ausserdem müsse die vorwiegend als jüdisch diffamierte Führungsschicht des Bolschewismus sofort beseitigt werden. Dann werde das Sowjetreich wie ein Kartenhaus zusammenfallen.<sup>11</sup> ■ Wie selbstverständlich teilten die allermeisten führenden Militärs Hitlers im März 1941 geäußerte Überzeugung, der Krieg gegen die Sowjetunion habe ein Vernichtungskrieg zu sein, und Soldaten der Roten Armee genössen keinen Rechtsschutz. Die bereitwillige Suspendierung des Kriegsvölkerrechts involvierte das Militär von vornherein in einen verbrecherischen Krieg, dessen Hauptprotagonisten anfänglich die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei nebst Truppenpolizei und Geheimer Feldpolizei sein sollten. Funktional hierauf bezogen war die beabsichtigte Gliederung des militärischen Operationsraums, dessen grösster Teil, die riesigen rückwärtigen Heeresgebiete, alsbald einer Zivilverwaltung unter der Ägide des neu eingerichteten Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete übergeben werden sollte.<sup>12</sup> ■ Entgegen der ursprünglichen Planung sind aber nur geringere Teile der ab dem Frühsommer 1941 militärisch eroberten Gebiete tatsächlich in sogenannte Reichskommissariate überführt worden. Der grössere Teil des besetzten Gebietes blieb infolge der militärischen Entwicklung bis zum Rückzug dauerhaft unter deutscher Militärverwaltung. Die Forschung hat gezeigt, dass es hinsichtlich Gewaltausübung und Kriegsverbrechen keine substantiellen Unterschiede zwischen Militär- und Zivilverwaltung gab. ■ Die überall sichtbare Tendenz zur Gewalteskalation war in den Befehlen von vornherein angelegt. Zu erwähnen ist hier einerseits der unerhörte «Hungerplan» vom Mai 1941<sup>13</sup>, der das millionenfache Sterben vor allem der städtischen Bevölkerung der Sowjetunion zum Programm erhob. Hiervon versprach sich die Regimeführung zweierlei: Zum einen sollte die Heimatfront, anders als im Ersten Weltkrieg, durch eine ausreichende Versorgung stabilisiert werden, zum anderen sollte die



**Polizeiparade in Warschau, Juni 1942 (v.l.n.r.: Höherer SS- und Polizeiführer Russland-Mitte, Erich von dem Bach-Zelewski, Befehlshaber des rückwärtigen Heeresgebiets Mitte, Max von Schenkendorff, und Kommandeur des**

sowjetische Stadtbevölkerung vernichtet werden, die als hartnäckig kommunistisch eingestuft wurde. Dieser Plan zum Völkermord wurde nicht im vollen Umfang durchgeführt. Seine direkte Auswirkung war allerdings unter anderem das millionenfache Verhungern sowjetischer Rotarmisten, mit deren Gefangennahme im Blitzkriegskonzept fest zu rechnen war. Gleichwohl hat es keine Vorkehrungen für die Ernährung der sowjetischen Kriegsgefangenen in deutschem Gewahrsam gegeben, die als «Untermenschen» verachtet wurden. Sie waren, mit den Worten Hitlers, «keine Kameraden».<sup>14</sup> ■ Zu erwähnen ist andererseits der Kommissarbefehl des OKW vom 6. Juni 1941, demzufolge in Gefangenschaft geratene politische Kommissare der Roten Armee zu erschossen waren.<sup>15</sup> Eine Begrenzung der Tötungen auf den vom OKW genannten Personenkreis war indes gar nicht beabsichtigt. Vielmehr richteten sich die Morde, die in grossem Umfang auch von den Fronttruppen begangen wurden, schon nach kurzer Zeit gegen politische Funktionäre der KPdSU – von der Führung bis hinab zu den Ortschaften. Im Grunde gehörten alle Mitglieder der Partei zu den potenziellen Opfern, wenngleich die tatsächliche Ausführung des Befehls geringeren Umfang hatte.<sup>16</sup> ■ Zu erwähnen ist schliesslich Hitlers notorischer «Gerichtsbarkeitserlass Barba-

rossa» vom 13. Mai 1941, der einerseits die sowjetische Zivilbevölkerung der ordentlichen Gerichtsbarkeit entzog und andererseits Straftaten deutscher Soldaten in der UdSSR selbst dann ausser Verfolgung setzte, wenn diese – wie es im Erlass wörtlich hiess – «ein militärisches Verbrechen» waren. Im Verein mit der in derselben Vorschrift enthaltenen Weisung, auf vermeintliche oder tatsächliche Widersetzlichkeiten mit Repressalien gegen die Ortschaft vorzugehen, aus welcher der Täter stammte, war diese Strafbefreiung der wichtigste Faktor der barbarischen Kriegführung, mit der das Deutsche Reich die Sowjetunion überzog. Das Zahlenverhältnis zwischen vermeintlich oder vorgeblich heimtückisch getöteten deutschen Soldaten und ermordeten sowjetischen Zivilisten schnellte rasch auf 1 zu 100.<sup>17</sup> ■ Diese Massenmorde fanden in der UdSSR unter dem Deckmantel des sogenannten Bandenkampfs statt; bereits 1941, als von einer ernsthaften Partisanengefahr noch gar keine Rede sein konnte, vollends 1942. Ebenso wie die Ausplünderung des Landes, die in der Befehlssprache als das «Leerfressen» ganzer Landstriche bezeichnet wurde, schuf der Partisanenkrieg einen willkommenen Vorwand für die Ermordung der sowjetischen Juden, die man grundsätzlich als «Bandenhelfer» verdächtigte. Zusammen mit der gewaltsamen Aushebung einer wachsenden Zahl von Zwangsarbeitern be-

trieb Hitlers Wehrmacht in der Sowjetunion verbrecherische «Strukturpolitik».<sup>18</sup> Das war, in skizzenhafter Verknappung, die Praxis der Gewinnung von «Lebensraum» – uferlos bereits in der ideologischen und ökonomischen Vorgabe, uferlos in der Durchführung.

#### [«Volksgemeinschaft» als Integrationsangebot](#)

Der Begriff «Volksgemeinschaft» geht auf die «Ideen von 1914» zurück, die ihrerseits ältere Traditionen der deutschen Romantik, der napoleonischen Kriege und des Staatsrechts im Kaiserreich aufnehmen. Das später so wirkungsmächtige «Augusterlebnis» war ein bürgerliches Phänomen.<sup>19</sup> Schriftsteller und Intellektuelle zeigten sich vom kurzzeitigen Aufbruchserlebnis des Kriegsbeginns euphorisiert. Die Empfindung wahrer Gemeinschaft in der Stunde der Gefahr, die scheinbare Durchbrechung harter Klassengegensätze zugunsten einer organischen und preussisch-straff organisierten Einheit von Volk und Führung – alles das stammt aus dem Arsenal des deutschen Nationalismus und wurde, exemplarisch in Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen*, zum Wesensmerkmal des Deutscheins schlechthin überhöht.<sup>20</sup> ■ Zu der Einsicht, dass dieser Irrationalismus, der in der hündischen Jugendbewegung und im Dunstkreis der sogenannten konservativen Revolution der späten 1920er Jahre weite Verbreitung fand, erheblichen Anteil am Aufstieg nationalsozialistischer Gewalt als «Autorität der Gemeinschaft»<sup>21</sup> gehabt hatte, rang sich erst Thomas Manns Alter Ego Sereus Zeitblom durch. Aber noch in der glänzenden Prosa des *Doktor Faustus* wird das Bündnis zwischen Hitler und den Deutschen zum Teufelpakt stilisiert, infolge dessen die Nation ihre durch die Zeitumstände gefährdete Seele einem frivol-schöpferischen Mephistopheles verkauft habe.<sup>22</sup> ■ Volksgemeinschaftsideen, welche sich gegen die westliche Gesellschaft richteten und das Gefühl ansprachen, hatten eine erhebliche Anziehungskraft im bürgerlichen Lager. Diese verdankte sich primär der Verheissung der Inklusion, zeitgenössisch: des «Aufgehens im Ganzen der Nation», und dem Versprechen, überkommene Klassengegensätze würden ebenso wie Vermassungstendenzen zugunsten einer genossenschaftlichen Gesellschaftsmittel überwinden.<sup>23</sup> Auch die Sehnsucht nach einem plebiszitären «Führer» war in der Weimarer Republik weit verbreitet.<sup>24</sup> Hitler hat in den Wahlkämpfen der Weimarer Spätphase *auch* das Gefühl der Verbundenheit aller «Volksgenossen» betont und rhetorisch gegen die Klassengesellschaft in Stellung gebracht.<sup>25</sup> ■ Nach 1933 beschwor das neue Regime die «Volksgemeinschaft» als einen Klassenantagonismen überwindenden Zusammenschluss aller «Volksgenossen» – mit offenbar beträchtlichem Erfolg. Diesem Erfolg tat keinen Abbruch, dass von einer tatsächlichen Auflösung der Klassengrenzen nicht die Rede sein kann.<sup>26</sup> Denn der «Mythos der Volksgemeinschaft»<sup>27</sup> enthielt ein uneingelöstes Zukunftsversprechen, das beständig am Leben erhalten wurde. Von «Kraft durch

Freude» organisierte Ferienreisen, Feste<sup>28</sup> und Reichsparteitage<sup>29</sup>, Eintopfessen, Sammlungen des Winterhilfswerks (Abb. rechts), nicht zuletzt auch die Hoffnung auf Volkskühlchränke und Volkswagen hinterliessen in der Erinnerung der Zeitgenossen tiefe Spuren und wirkten sich bis in die Nachkriegszeit aus.<sup>30</sup> ■ Solche Integrationsangebote, die den schönen Schein des «Dritten Reiches» mit materiellen Hoffnungen verknüpften, traten allerdings seit Beginn des Zweiten Weltkriegs zurück. Die an sich naheliegende Beschwörung des «Augusterlebnisses» von 1914 kam für die NS-Propaganda nicht in Betracht, weil die deutsche Bevölkerung alles andere als kriegsbegeistert war. Das änderte sich unter dem Eindruck der deutschen Siege zwischen 1939 und 1941: Im Sommer 1940 stand Hitler im Zenit seiner Macht und Popularität. ■ In positiver Erinnerung blieb auch, dass das Regime bisher ungekannte Karrierechancen eröffnete und auf diese Weise sein Versprechen einzulösen schien, die neue «Volksgemeinschaft» werde allen Tüchtigen den Weg ebnen, die soziale Mobilität erhöhen und einem «modernen» Leistungsprinzip zur Durchsetzung verhelfen.<sup>31</sup> Hiervon profitierten in hohem Masse vergleichsweise sehr junge Leute, beispielsweise Akademiker aus dem völkischen Lager, die bald das Führungskorps der Politischen Polizei respektive des Reichssicherheitshauptamts stellten<sup>32</sup>; junge Frauen, die sich als «Volksgenossinnen» engagierten<sup>33</sup>; Funktionärinnen und Funktionäre der Hitler-Jugend. Die NSDAP mit ihren vielen Gliederungen und Untergliederungen befriedigte ebenfalls Geltungs- und Karriereansprüche.<sup>34</sup> ■ Solche Mobilität wurde durch den Kriegsbeginn nicht unterbrochen. Die Rüstungswirtschaft wirkte sich im Reichsgebiet mobilisierend aus. Der Einsatz Hunderttausender Zwangsarbeiter, die seit 1942 aus der Sowjetunion verschleppt wurden, liess in den Betrieben neue Hierarchien entstehen und ermöglichte Arbeitern einen sozialen Aufstieg auf rassistischer Grundlage.<sup>35</sup> Vor allem aber schuf der Krieg in den besetzten Gebieten neue Betätigungsfelder. ■ Im Generalgouvernement Polen bestand die Zivilverwaltung zu nicht unerheblichen Teilen aus jungen NSDAP-Mitgliedern ohne jede fachliche Qualifikation, darunter eine grosse Zahl korrupter Glücksritter, die bereits in der zeitgenössischen Wahrnehmung als «Negativauslese» gebrandmarkt wurden.<sup>36</sup> Im Apparat der Sicherheitspolizei, die den Judenmord durchführte, stösst man hingegen in vielen Fällen auf jene juristisch ausgebildeten Kader, die von den Karriereangeboten des Regimes schon bisher am stärksten Gebrauch gemacht hatten.<sup>37</sup> ■ Das Personal von Zivil- und Militärverwaltungen in der Sowjetunion bildet, zusammengenommen, einen Querschnitt der deutschen Durchschnittsbevölkerung, was Alter, NSDAP-Mitgliedschaft und berufliche Herkunft angeht. Allerdings gab es zwischen frontnahen Dienststellen des Heeres und solchen in den rückwärtigen Gebieten teils deutliche Altersdifferenzen: Rückwärts der Front waren meist ältere Offiziere und Sicherheitsverbände eingesetzt. Auf das Verhalten im Dienst hatten diese Altersunterschiede aber keinen erkennbaren Einfluss.<sup>38</sup>



#### «Volksgemeinschaft» und Exklusion

Die nationalsozialistische Propaganda hat seit den Anfängen der NSDAP den Kampf gegen alles vermeintlich «Undeutsche», vor allem gegen Kommunisten und Juden, betont. Das Gewaltverständnis der NSDAP war prinzipiell schrankenlos, weil diese einen rassistischen Volksbegriff zum Massstab aller Massnahmen erhob und rechtliche Selbstbeschränkungen als obsolet erachtete. Indem von Anfang an ausgeschlossen und ausgesondert werden sollte, was dem nationalsozialistischen Utopia einer rassisch homogenen Gesellschaftsordnung nicht entsprach, grenzte sich die nationalsozialistische «Volksgemeinschaft» entschieden von früheren Gemeinschaftsvorstellungen ab.<sup>39</sup> ■ In der Weimarer Republik gab es ein erhebliches jüdenfeindliches Gewaltpotenzial. Der bizarre Versuch eines antisemitischen Stabsarztes, 1919 ein Ungeziefervernichtungsmittel unter dem Warenzeichen «Pogrom» eintragen zu lassen,<sup>40</sup> zeigt, wie verbreitet die Erwartung antijüdischer Ausschreitungen war, die dann auch tatsächlich stattfanden.

Massnahmen des Regimes seit 1933 gegen die jüdische Minderheit mussten vor diesem Hintergrund oftmals gar nicht angeordnet, sondern «oben» nur kanalisiert und organisiert werden.<sup>41</sup> ■ Wie und durch welche Kanäle die Praxis der «Volksgemeinschaft» durch Exklusion in die Gesellschaft einsickerte, in welchem Umfang das gewalttätige Gedankengut der NSDAP konsensfähig war, ist klärungsbedürftig. Die bisherige Forschung hat immerhin darauf hingewiesen, dass die Partei ab 1930 nicht wegen, sondern trotz der SA-Gewaltorgien gewählt wurde. Auch hatte Hitler sich bereits in seiner Programmschrift *Mein Kampf* gegen den «Radauantisemitismus» gewandt und die restlose Entfernung aller Juden aus dem deutschen Lebensbereich als «Antisemitismus der Vernunft» propagiert. Der seit der Pogromnacht Ende 1938 vollzogene Übergang zu einer *gesetzlichen* Verfolgungspolitik war einerseits Reflex auf die fehlende Popularität offener Gewalt gegen Juden, andererseits instrumentalisierte das Regime das antisemitische Gewaltpotenzial der NSDAP, um die Judenverfolgung insgesamt zu radikalisieren.<sup>42</sup> Sie wurde in *lautlose* Formen und Institutionen überführt, die neue Karrieren, damit aber auch neue Inklusionsmuster ermöglichten.<sup>43</sup> ■ Insgesamt lassen sich seit 1940/41 Kontinuitäten der Ausmerzung von «Gemeinschaftsfremdem» erkennen: Die von vornherein bestehende Tendenz zur Grenzüberschreitung durch Gewalt setzte sich auf erweiterter Stufe fort. An die Stelle des indefiniten «Lebensraums» der germanischen Herrenrasse trat nun aber unbegrenzte Gewalt, die auf das deutsche Volkstum nicht mehr rekurrieren musste, um den Massenmord in Gang zu halten. Im Juli 1941 begrüßte Hitler Stalins Aufruf zum Partisanenkrieg, denn dieser gebe Deutschland die Möglichkeit, «auszurotten, was sich gegen uns stellt». Von «Erschiessen» und «Aussiedeln» war in dieser Besprechung über Ostkompetenzen die Rede, und Hitler forderte wörtlich, «Jeden, der nur schief schaut», zu erschiessen.<sup>44</sup> Vor dem deutschen Vorstoss auf Moskau hetzte er seine Soldaten im Oktober 1941 mit den Worten auf, die Sowjetunion sei «[...] das Ergebnis einer nunmehr bald 25jährigen jüdischen Herrschaft, die als Bolschewismus im tiefsten Grund nur der allgemeinsten Form des Kapitalismus gleicht. Die Träger dieses Systems sind aber auch in beiden Fällen die gleichen: Juden und nur Juden.»<sup>45</sup> ■ Der Reichsführer-SS Heinrich Himmler war in seiner Funktion als Reichskommissar für die Festigung Deutschen Volkstums zugleich radikalster Protagonist nationalsozialistischer Rassen- und Siedlungspolitik. Der seit 1940 in immer gigantischeren Massstäben fortgeschriebene «Generalplan Ost» sah die Vernichtung ganzer Völker in Osteuropa nach dem siegreich beendeten Krieg vor.<sup>46</sup> Diese Vorhaben sind allerdings in veränderter Form für die deutsche Vernichtungspolitik bestimmend geworden: Der Stadt Auschwitz war ursprünglich eine wichtige siedlungspolitische Funktion an der Grenze zwischen den neuen Ostgebieten und dem Generalgouvernement zugeordnet. Erst das Scheitern der gross angelegten Pläne brachte das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau hervor.<sup>47</sup>

Ähnliches lässt sich für die Politik von Himmlers Intimus, dem Lubliner SS- und Polizeiführer Odilo Globocnik, in der Sowjetunion zeigen, aus der am Ende das institutionelle Rückgrat für den systematischen Mord an Juden während der «Aktion Reinhard» entstand.<sup>48</sup>

■ Die in Osteuropa eingesetzten deutschen Funktionäre verfügten, regional unterschiedlich, über teilweise erhebliche Handlungsspielräume bei der Umsetzung ihrer Vorgaben. Mörderische Initiativen aus der Peripherie des deutschen Herrschaftsbereichs wurden im Berliner Zentrum aufgenommen, radikalisiert und in die besetzten Ostgebiete zurückgespielt.<sup>49</sup> Dieses Wechselspiel ähnelte dem Verhältnis zwischen Gewalt «von unten» und Organisation «von oben», wie es sich bereits vor Kriegsbeginn im «Dritten Reich» herausgebildet hatte. ■ In Osteuropa entstanden unter deutscher Besatzung tatnahe Milieus, deren Bedeutung für die Motivierung und Perpetuierung des Mordens bislang nur in Ansätzen erforscht ist. Bisherige Befunde weisen aber darauf hin, dass bei sich auflösenden Zuständigkeitsgrenzen zwischen Militär, innerer Verwaltung und Polizeiparapparat Kollegialität und Arbeitsteilung vorherrschten, also Inklusion. Oftmals lässt sich ein pervertiertes Leistungsdenken finden, das im Stolz auf die eigenen Taten zum Ausdruck kam und das die Schattenseite jenes Leistungsprinzips darstellt, dem die «Volksgemeinschaft» vorgeblich Geltung verschaffen wollte. ■ In Zentralpolen raubte die dünne deutsche Herrschicht im grossen Massstab und bereicherte sich nicht selten persönlich. Wie ein SD-Bericht 1943 festhielt, bestand eine Hauptursache der grassierenden Korruption in dem Umstand, dass die Juden für vogelfrei erklärt worden waren.<sup>50</sup> Sekundär partizipierten an Raub und Mord auch sogenannte Hilfwillige, die in der Sowjetunion in erheblichem Umfang rekrutiert wurden, um der deutschen Personalknappheit zu begegnen. Auch diese Bereicherung hatte zweifellos inkludierende Effekte, deren Nutzniesser allerdings zum grösseren Teil, qua ethnischer Herkunft, nicht zur «Volksgemeinschaft» gehörten. Andererseits konnten sich Volksdeutsche die Einbürgerung durch eifriges Mittun beim Judenmord «verdienen».<sup>51</sup> ■ Private Bereicherung war aber nur die Spitze des Eisbergs. Denn die nationalsozialistische Vernichtungspolitik war in erheblichem Masse von wirtschaftlichen Faktoren bestimmt, wie am Beispiel des «Hungerplans» bereits kurz angedeutet wurde. Die in der heutigen Forschung über die «Volksgemeinschaft» vorrangige ideologische Komponente bedarf daher der Ergänzung um ökonomische Motive. Diese können allerdings nicht abstrakt der rassistischen «Ausmerzung» gegenübergestellt oder zur alleinigen Ursache des Mordens erklärt werden, sondern sie müssen in ihrer Wechselwirkung mit den ideologischen Antrieben deutscher Vernichtungspolitik betrachtet werden. ■ Christian Gerlach hat in seiner wegweisenden Studie über die deutsche Wirtschafts- und Besatzungspolitik in Weissrussland das Verhältnis zwischen ideologischen und wirtschaftlichen Faktoren wie folgt beschrieben: «Jedesmal, wenn sich die wirtschaftliche Lage durch die

Kriegsentwicklung verschärfte, reagierte die deutsche Besatzungsverwaltung mit bevölkerungspolitischen Mitteln – Umsiedlung und Massenmord. [...] Verachtung und Hass auf die Bevölkerung machten solche Strategien erst möglich und führten auch für sich zu ungeheuren Verbrechen. Doch wirtschaftliche Krisen und Zwänge bestimmten oft das Tempo der Vernichtung. Gerade durch sie bekam das Morden und massenweise Verschleppen von Menschen immer wieder eine furchtbare Dynamik und das Gesicht, das wir kennen.»<sup>52</sup>

■ Diese Zusammenhänge sind bislang vor allem für die deutsche Ernährungspolitik in der Sowjetunion und im Generalgouvernement Polen untersucht worden. Demgegenüber hat die deutsche «Grossraubwirtschaft» auf dem Gebiet des Devisengolds lange Zeit keine Beachtung gefunden.<sup>53</sup> Das Deutsche Reich stahl im Zweiten Weltkrieg nach neuesten Berechnungen bis zu 444 Tonnen Gold, von denen der weitaus grösste Teil (rund 430 Tonnen) aus den Tresoren der Nationalbanken besetzter Länder stammte. Weitere rund 4 Tonnen kamen aus Konzentrations- und Vernichtungslagern, zu erheblichen Teilen also buchstäblich aus den Mündern der Ermordeten. Der Goldraub des «Dritten Reiches» diente unmittelbar der Kriegsfinanzierung.<sup>54</sup> Wertmässig machte er aber nur einen geringen Teil der Leistungen aus, die das Reich aus den besetzten Gebieten presste: etwa 2 Prozent einer Gesamtsumme von bis zu 119 Milliarden Reichsmark. Letztere entsprach etwa einem Viertel der kriegsbedingten Ausgaben, stellte also einen erheblichen Anteil dar.<sup>55</sup> ■ Götz Aly hat hingegen jüngst die Auffassung vertreten, dass «mindestens zwei Drittel der deutschen Kriegseinnahmen» aus dem Ausland und von rassistisch definierten Opfern der «Volksgemeinschaft» gestammt hätten, darunter die Juden in Deutschland und den besetzten Gebieten.<sup>56</sup> Gegen diese Berechnung sind aus wirtschaftshistorischer Sicht erhebliche Einwände geltend gemacht worden.<sup>57</sup> Die heftige Debatte um Alys Buch beruht aber vor allem auf seiner provokanten These, der NS-Staat sei eine «Gefälligkeitsdiktatur» gewesen, die den bundesdeutschen Sozialstaat durch Umverteilungen zugunsten der sozial Schwachen in Wesentlichen Aspekten vorweggenommen habe – tatsächliche «Volksgemeinschaft» auf Kosten besetzter Länder und aller derjenigen, die das nationalsozialistische Deutschland ausgrenzte und ermordete: «Wer von den Vorteilen für die Millionen einfacher Deutscher nicht reden will, der sollte vom Nationalsozialismus und vom Holocaust schweigen.»<sup>58</sup> Dieser Appell ist nur zu berechtigt, wie auch immer man sich zu der strittigen These einer wohlfahrtsstaatlichen Umverteilung von oben nach unten stellt. Denn natürlich muss gefragt und erforscht werden, wem die Deutschen im Krieg ihren Lebensstandard verdankten und welchen Beitrag die Kriegsbeute zum Zusammenhalt der «Volksgemeinschaft» leistete.



### «Volksgemeinschaft» und Inklusion

So sehr also die Nationalsozialisten auf den gewaltsamen Ausschluss und letztlich die Vernichtung ihrer tatsächlichen und vorgeblichen Gegner zielten, so sehr muss das Nebeneinander von exkludierenden und inkludierenden Praktiken im Alltag der Deutschen hervorgehoben werden. Das analytische Potenzial dieses Begriffspaars ist allerdings bislang noch nicht ausgeschöpft worden.<sup>59</sup> ■ Gut erforscht sind die Gewalttaten im italienischen Faschismus und diejenigen der SA, die sich am italienischen Vorbild orientierten. Politische Gewalt zerstört systematisch Leib und Leben der Opfer. Sie schweisst zugleich die Täter zusammen.<sup>60</sup> Joseph Goebbels hat diesen Zusammenhang immer wieder formuliert und hierzu die schiefe Metapher des «Kitts» bemüht. Für den Schriftsteller der frühen Jahre war «Blut [...] noch immer der beste und haltbarste Kitt».<sup>61</sup> In der «Kampfzeit» rief der Berliner Gauleiter SA-Männern zu, im Kampf gegen den jüdischen Marxismus sei «Blut [...] noch immer der beste Kitt gewesen, der uns auch im weiteren Kampf zusammenhalten soll».<sup>62</sup> Ende 1939 schwor er die deutschen Radiohörer darauf ein, das im Krieg geopferte Blut bilde «den Kitt, der unser Reich für ewig zusammenhält».<sup>63</sup> ■ Konnten solche Äusserungen auf das Blut der Täter und der Opfer bezogen werden, so verschob sich der Akzent im weiteren Verlauf des Krieges eindeutig auf den Kitt der Komplizenschaft. Denn die Juden, so Goebbels in der Zeitung *Das Reich* vom 9. Mai 1943, bildeten den Kitt, der die feindliche Koalition zusammenhalte. Daher sei es «[...] ein Gebot der Staatssicherheit, dass wir im eigenen Lande die Massnahmen treffen, die irgendwie geeignet erscheinen, die kämpfende deutsche Volksgemeinschaft gegen diese Gefahr abzuschirmen. Das mag hier und da zu schwerwiegenden Entscheidungen führen, aber das ist alles unerheblich dieser Gefahr gegenüber. Denn dieser Krieg ist ein Rassenkrieg.»<sup>64</sup> ■ Am 14. November 1943 schrieb Goebbels im *Reich*: «Was uns betrifft, so haben wir die Brücken hinter uns abgebrochen. Wir sind zum Letzten gezwungen und darum zum Letzten entschlossen. [...] Wir werden als die grössten Staatsmänner in die Geschichte eingehen oder als ihre grössten Verbrecher.» ■ Goebbels hat als Propagandaminister die «Volksgemeinschaft» in die Pflicht einer Verbrechensgemeinschaft zu nehmen versucht. Ähnliches lässt sich für Himmlers Politik des öffentlichen Geheimnisses zeigen, die darauf zielte, die Verantwortung für den Holocaust von der SS abzuwälzen, die Deutschen insgesamt dafür haftbar zu machen und diese an das Regime zu ketten.<sup>65</sup> ■ Komplizenschaft, so lässt sich mit Hannah Arendt für die Verhältnisse im Reichsgebiet konstatieren, war ein Wesentliches Ergebnis inkludierender Gewalt.<sup>66</sup> Die Enteignung der deutschen Juden, im weiteren Kriegsverlauf der Juden und Slawen im besetzten Osteuropa, brachte materiellen Gewinn, von dem der «Volksgenosse» im Krieg pekuniär, fiskalisch und durch seine gute Ernährung profitieren konnte. Die deutsche Öffentlichkeit wurde durch die Beteiligung an der Beute korrumpiert.<sup>67</sup> Das ist eine Ursache je-

nes schlechten Gewissens, das der parteieigene Spitzeldienst seit 1943 konstatierte. Vielfach wurde der alliierte Bombenkrieg gegen deutsche Städte als gerechte Sühne für deutsche Verbrechen «im Osten» hingenommen, deren tatsächliches Ausmass viele kannten, die meisten Deutschen aber nicht kennen wollten, obwohl – oder gerade weil – sie mittelbar daraus Nutzen zogen.<sup>68</sup>

### Abschliessende Bemerkungen

Der Mythos der «Volksgemeinschaft» verdankte seinen Erfolg dem Versprechen sozialer Inklusion, auch dem Versprechen sozialer Mobilität und der breiteren Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, als das unter den Bedingungen der Klassengesellschaft möglich gewesen war. In der nationalsozialistischen Variante dieses Begriffs trat das Ziel der rassistischen Ausmerzung alles vorgeblich Undeutschen hinzu und dominierte sehr bald das politische Handeln, ohne dass in der Wahlwerbung der NSDAP und beim Aufbau des Führer-Mythos auf das irrationale Heilsversprechen des «Aufgehens im Ganzen» verzichtet wurde. Die «Volksgemeinschaft» war mehrdeutig und konnte Zustimmungsbereitschaft aus sehr unterschiedlichen Gründen aktivieren.<sup>69</sup> ■ Exklusion und Inklusion standen in einem Wechselverhältnis, das die destruktive Dynamik des Nationalsozialismus zumindest mit erklärt. Politische Gewalt exkludierte die Opfer und inkludierte die Täter. Dieses Muster, das zunächst im abgegrenzten Milieu faschistischer Kampfbünde entstanden war, schlug sich spätestens seit dem Krieg gegen die Sowjetunion am «Tatort» milieukonstituierend, im Reichsgebiet durch die von der Führung forcierte Komplizenschaft nieder. Ob man millionenfache Morde aus ideologischen und wirtschaftlichen Gründen noch als «Exklusion» bezeichnen kann, erscheint allerdings eher zweifelhaft, obgleich diese Untaten in der Kontinuität nationalsozialistischer Politik standen. ■ Die Täter im Osten stammten mehrheitlich aus der Mitte der deutschen Gesellschaft. Diejenigen Deutschen, die nicht direkt an Massenmorden beteiligt waren, mussten das Odium der Tat nicht auf sich nehmen, hatten aber in erheblichem Umfang zumindest eine Ahnung, in welche Politik sie involviert waren und welche Folgen das künftig haben würde. ■ Zu den Merkwürdigkeiten der «Volksgemeinschaft» gehört aber, dass selten zu Ende gedacht wurde, was sie in Wirklichkeit bedeutete.<sup>70</sup> Die auffällige Konjunktur des Begriffs «Volksgemeinschaft» in der deutschen Nachkriegsöffentlichkeit lässt jedenfalls fortbestehende Bindungen an den Nationalsozialismus erkennen, die erst allmählich durch andere Selbstwahrnehmungen überlagert wurden.<sup>71</sup> Als Günter Grass 1959 seine *Rlechtrommel* publizierte, brachte er sein Entsetzen über den moralischen Bankrott der Deutschen auf die Formel: «Ein ganz leichtgläubiges Volk glaubte an den Weihnachtsmann. Aber der Weihnachtsmann war in Wirklichkeit der Gasmann.»<sup>72</sup>



**Anmerkungen**

- 1 Peukert 1982; Thamer 1994; vgl. zuletzt Bajohr/Wildt 2009 a. – Für anregende Diskussionen danke ich Armin Nolzen.
- 2 Frei 2005 b, S. 116 f., S. 127 f.
- 3 Wildt 2007. Wildt kommt zu dem Ergebnis, die deutsche »Volksgemeinschaft« habe sich durch die Exklusion der Juden überhaupt erst konstituiert, ebd., S. 63–68 und passim.
- 4 Vgl. nur Herbert 1998.
- 5 Hillgruber 1972 (mit den weiteren Nachweisen).
- 6 Herbst 1996, S. 9 f.; Cayer 1986, S. 558.
- 7 Vgl. zum Folgenden Pohl 2008, S. 40–45.
- 8 Ludendorff 1935.
- 9 Hitler verbietet 1943 öffentliche Debatten über die Nachkriegsordnung, vgl. hierzu Herbst 1982, S. 244, S. 252.
- 10 Vgl. zum Folgenden Förster 1983; Ueberschar/Wette 1991.
- 11 Pohl 2008, S. 63–77.
- 12 Ebd.
- 13 Gerlach 1999, S. 46–74; ders. 1998.
- 14 Streit 1980.
- 15 Römer 2008, S. 562 f.
- 16 Pohl 2008, S. 75 f.
- 17 Ebd., S. 158–173.
- 18 Gerlach 1999, S. 859–1010.
- 19 Ziemann 1997; Verhey 2000, S. 129–193.
- 20 Mann 1974 a; vgl. Görtemaker 2005, S. 25–42.
- 21 Mann 1974 b, S. 398–409, S. 480–492.
- 22 Ebd., S. 294–333.
- 23 Nolte 2000, S. 166–187.
- 24 Mergel 2005.
- 25 Nolte 2000, S. 194–197.
- 26 Wehler 2003, S. 771–794; anders Aly 2005.
- 27 Winkler 1977; Blumenberg 1979, S. 127–145.
- 28 Die nationalsozialistische Festkultur ist erst in Ansätzen erforscht. Vgl. als regionale Fallstudie Freitag 1997.
- 29 Urban 2007.
- 30 König 2004.
- 31 Wehler 2003, S. 675–690, S. 771–794, hier: S. 786, der schätzt, dass etwa 1,8 Millionen Männer eine »verblüffende Aufstiegsmobilität« im »Dritten Reich« erlebt hätten.
- 32 Herbert 1996; Wildt 2003.
- 33 Steinbacher 2007; dies. 2009, S. 95–97.
- 34 Nolzen 2009.
- 35 Herbert 1995 b, S. 108–110, S. 117.
- 36 Sandkühler 1996, S. 77 f.; zuletzt Roth 2009.
- 37 Eine Kollektivbiographie der Funktionäre von Gestapo und SD im Generalgouvernement fehlt bislang.
- 38 Pohl 2008, S. 111–116.
- 39 Wildt 2007, S. 63–68, 358–374.
- 40 Walter 1999, S. 36.
- 41 Wildt 2007, passim.
- 42 Walter 1999, S. 222–231; Herbert 1995 c, S. 72–77.
- 43 Vgl. Wildt 2003, S. 850–868.
- 44 Bormanns Vermerk über die Besprechung Hitlers mit Rosenberg, Lammers, Keitel und Göring am 16.7.1941, in: Prozess Nürnberg 1949, S. 86–94.
- 45 Zit. nach Pohl 2008, S. 255.
- 46 Vgl. Madajczyk 1994.
- 47 Steinbacher 2000.
- 48 Black 1993 a.
- 49 Sandkühler 1998.
- 50 Sandkühler 1996, S. 201.
- 51 Black 1993 b; vgl. Kundrus 2009, S. 113–116.
- 52 Gerlach 1999, S. 1144 f.
- 53 Dieser Terminus stammt von Banken 2009.
- 54 Ebd., S. 844, 846.
- 55 Ebd., S. 846.
- 56 Aly 2005, S. 326.
- 57 Mark Spoerer: *Rezension zu: Aly, Götz: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus. Frankfurt a.M. 2005*, in: H-Soz-u-Kult, 26.5.2005  
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2005-2-143>
- 58 Aly 2005, S. 362.
- 59 Nolzen 2009, mit der weiteren Literatur.
- 60 Wegweisend: Reichardt 2002.
- 61 Goebbels 1929, S. 81.
- 62 Ders. 1934, S. 126, zit. nach Reichardt 2002, S. 137, Anm. 262.
- 63 Ders.: *Silvesteransprache an das deutsche Volk*, 31.12.1939, zit. nach ders. 1941, S. 227.
- 64 Ders. 1997–2006, Bd.V, S. 1905.
- 65 Longerich 2008, S. 709 f.
- 66 Dazu Wildt 2007, S. 10.
- 67 Bajohr 2002, S. 50.
- 68 Ders. 2006, S. 65–76.
- 69 Wildt 2009, S. 39.
- 70 Frei 2005 b, S. 120 f., 126 f.
- 71 Thiessen 2009; Schildt/Sywottek 1993.
- 72 Grass 1997, S. 261.

# Der Holocaust

## Die «Volksgemeinschaft» als Verbrechensgemeinschaft?

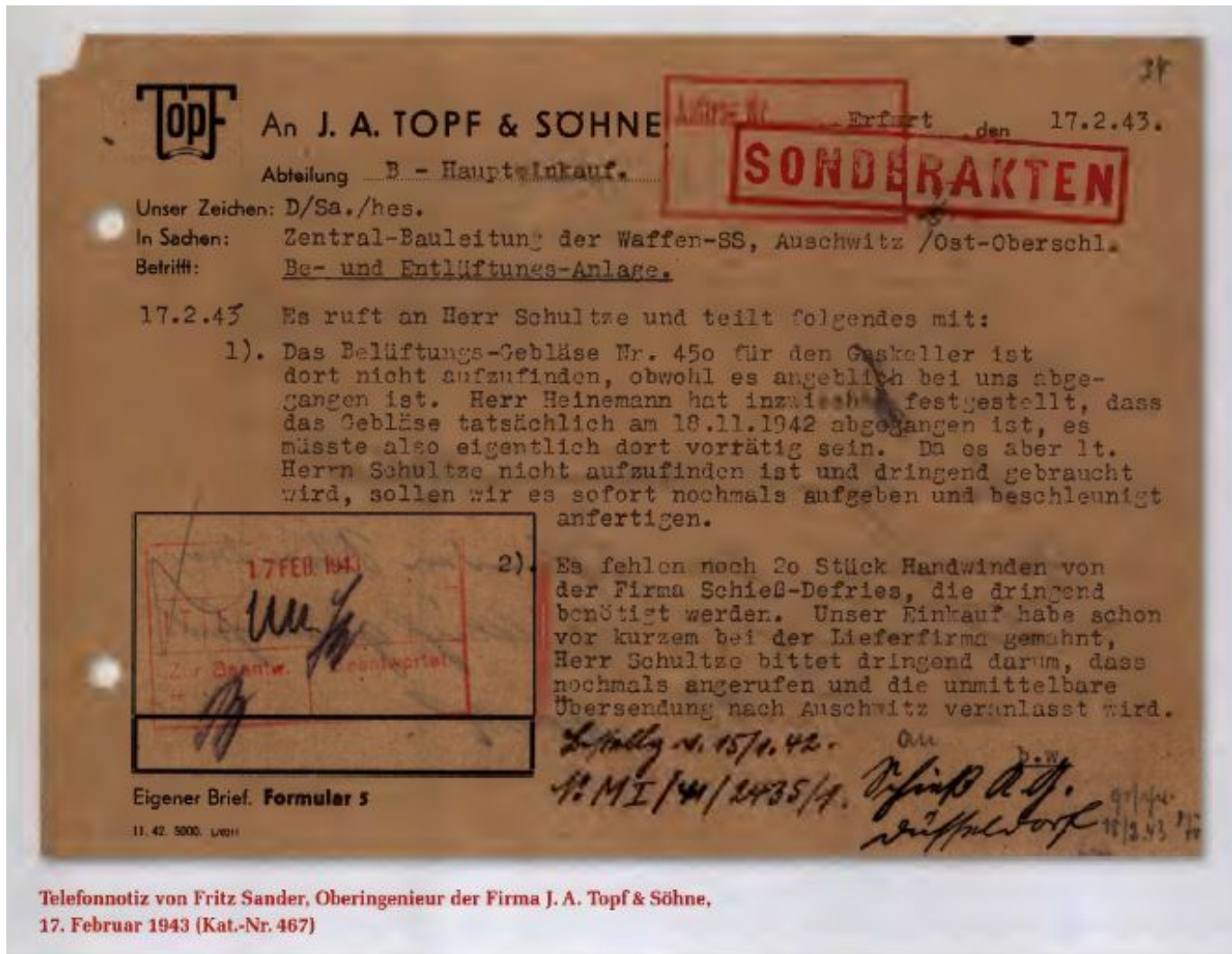
### Einleitung

Ende 1939 entrüstete sich der Reserveoffizier der Wehrmacht, Wilm Hosenfeld, im besetzten Polen eingesetzt, anlässlich einer brutalen Umsiedlungsmassnahme gegen Polen und Juden, das sei «ein Verbrechen an der Menschheit»: «Wie gern bin ich Soldat gewesen, aber heute möchte ich den grauen Rock in Fetzen reißen.»<sup>1</sup> Nach der Niederschlagung des Warschauer Ghettoaufstandes notierte er in seinem Tagebuch: «Diese Bestien. Mit diesem entsetzlichen Judenmassenmord haben wir den Krieg verloren. Eine untilgbare Schande, einen unauslöschlichen Fluch haben wir auf uns gebracht. Wir verdienen keine Gnade. Wir sind alle mitschuldig.»<sup>2</sup> Fast zur gleichen Zeit wurde 310 Kilometer südwestlich in Auschwitz eine aus dem Altreich kommende Lehrerin in der Schule von einer «Schar kleiner, verstörter Quintanerinnen» begrüsst. Diese hatten am Bahnhof die Ankunft eines Güterzugs mit Juden beobachtet. Die Pädagogin vermerkte in ihrem Tagebuch: «Ich war tief traurig. Konnte man denn diesen grausamen Vorgang, den man Selektion nannte (Auswahl der für den Tod Bestimmten) nicht unter Ausschluss der Öffentlichkeit abwickeln, so dass ihn die kleinen Schulkinder [...] – nicht mit ansehen konnten?!»<sup>3</sup> Etwas später schrieb sie wiederum verärgert: «Warum hatten sie [die Juden] bei ihrem offensichtlichen Reichtum – es nicht geschafft, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen? Schon seit 1934 gab es doch die Judengesetze.»<sup>4</sup> ■ Diese Positionen von zwei Zuschauern der Judenverfolgung, die wie vermutlich Hunderttausende deutscher Soldaten bzw. Zehntausende deutscher Zivilisten relativ nah eine der Stationen des Holocaust beobachten konnten, markieren zwei diametral entgegengesetzte Haltungen, die für diese Gruppe der *Bystanders* festgestellt worden sind.<sup>5</sup> Wilm Hosenfeld, durchaus der NSDAP zugetan und ein eifriger Bewunderer Hitlers, geriet seit Mitte der 1930er Jahre in Situationen, die schliesslich zu seiner Abwendung vom Nationalsozialismus führten. Endgültig brach er mit dem System aufgrund der Mordtaten von SS und Wehrmacht in Polen 1939/40 und dann in der Sowjetunion. Er entschloss sich, Juden zu helfen und rettete zwischen August 1944 und Januar

1945 mehreren das Leben. Eine lichte Ausnahmegehalt? Vermutlich. Zahlen sind nur schwer zu ermitteln, aber die geringe Anzahl dieser «Retter» lässt auf eine verschwindend kleine Minderheit schliessen.<sup>6</sup> Auf der anderen Seite steht eine junge Frau, die beruflich in den «neuen Osten», der auf Reichsgebiet lag, gegangen war. Auffällig an ihrer Aussage ist, dass sie das Morden als unumstössliche Tatsache akzeptiert hatte. Ihren dennoch vorhandenen Irritationen über den massiven Normenbruch verlieh sie durch Beschwerden Ausdruck. Diese bezogen sich aber nicht auf den Kern der eigentlichen Sache, den Massenmord, sondern auf dessen verträgliche Durchführung. Typisch für diese Haltung war vielleicht auch, wie die Lehrerin die Tötungen legitimierte, nämlich mit dem Mittel der Schuldumkehr: Die Juden seien an ihrem Schicksal selbst schuld.<sup>7</sup> Der Vorteil dieses Vorgehens lag neben der seelischen Entlastung darin, dass mit dem Schuldzuweisen immer auch die Selbsterhöhung der eigenen Person einherging. Man, also die Lehrerin, war eben viel klüger als die vermeintlich dummen Juden, die eigentlich schon seit 1934 hätten wissen müssen, was sie erwartete.

### Der Holocaust und die Deutschen

Die Frage nach der Beteiligung an und dem Wissen um die Shoah, nach der Verarbeitung dieses Wissens und nach dem Sensorium der NS-Führung in diesem zentralen Politikbereich füllt mittlerweile Bände. Zuspitzungen auf den Begriff der «Volksgemeinschaft» sind hingegen Mangelware. Das Thema ist in der Vergangenheit eher unter dem sehr allgemeinen Rubrum «Die deutsche Gesellschaft und der Holocaust» vermessen worden. Was sollte eine derartige Zuspitzung auch bringen? «Volksgemeinschaft» – das kann alles und nichts sein, eine modische Vokabel, aber doch ohne systematisierende Erklärungskraft. Nun kann man einwenden, dass das «Dritte Reich» nicht einfach nur eine Gesellschaft war, sondern sich in einem spezifischen Aggregatzustand befand und sich gewissermassen als «Volksgemeinschaft i. G.», als «Volksgemeinschaft in Gründung» verstand. Mit dieser neuen sozialen Ordnung verband sich eine zunehmend radikalisierte Gesellschaftspolitik nach innen wie nach aussen. Die Inklusionen und vor allem die Exklusionen setzten schon lange vor 1939 ein und wurden im Krieg beispiellos beschleunigt. Diese Feststellung ist eine der Leitlinien für die folgenden Ausführungen, denn ohne eine Kontextualisierung des Völkermords in die allgemeine Vergesellschaftung von Gewalt lassen sich auch die Reaktionen der «Volksgenossen» auf die Verfolgung der Juden nicht erklären. Welche Funktion und welche Folgen hatte also extreme Gewalt, hatte die Shoah, hatten die Massenverbrechen für die Realisierung der «Volksgemeinschaft»? In einem ersten Teil werden hierzu die Forschungsergebnisse vorgestellt, um dann in einem zweiten Abschnitt diese Ergebnisse im Hinblick auf die Problematik von «Volksgemeinschaft» und Verbrechen in acht Punkten zu diskutieren und zuzuspitzen.



Telefonnotiz von Fritz Sander, OBERINGENIEUR der Firma J. A. Topf & Söhne, 17. Februar 1943 (Kat.-Nr. 467)

«Volksgemeinschaft» und Verbrechen

Das Projekt der «Volksgemeinschaft» gründete auf Gewalt. Das mag banal klingen, bei einer näheren Betrachtung jedoch erweist sich die Komplexität, die diese Aussage birgt. Denn wie gestaltete sich das Verhältnis von «Volksgemeinschaft» und Gewalt, von «Volksgemeinschaft» und Verbrechen? Adolf Hitler galt die homogene völkische Konsolidierung als Voraussetzung für den Erfolg in Krieg und Expansion.<sup>8</sup> Umgekehrt liesse sich auch behaupten, dass die Realisierung der «Volksgemeinschaft» weniger die Vorbedingung als vielmehr das Ergebnis der Vertreibung und dann des Massenmords an den deutschen, ja an allen Juden im deutschen Einflussbereich sein sollte. Jenseits der NS-Führungsebene und ihrer Absichten stellen sich aber auch Fragen nach der sozialen Dimension der Verbrechen. Konstituierte sich die «Volksgemeinschaft» in der Gewalt gegen Juden, in ihrer Tötung? Wirkte die Ermordung des rassischen Aussen-seiters gemeinschaftsstiftend? War «Blut [...] der beste Kitt»<sup>9</sup>, wie Joseph Goebbels immer wieder formulierte? Mobilisierte der Holocaust die «Volksgenossen»? Wurde er als Möglichkeit zur Selbstermächtigung verstanden? Oder lehnten ihn die Deutschen mehrheitlich ab? Trug er zu jener vielzitierten Distanzierung vom Regime bei Kriegsende bei? Oder interessierten die Tötungen von jüdischen

Männern, Frauen und Kindern gar nicht, weil die «arischen» Deutschen mit ihrem eigenen Überleben beschäftigt waren? Diese Fragen sind mit Sicherheit nicht mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten. Ursächlich hierfür ist nicht nur das fragmentarische Wissen der Bevölkerung,<sup>10</sup> das sich nur in Ausnahmefällen zu einem Gesamtbild eines systematischen Völkermords unglaublichen Ausmasses fügte. Ursächlich für die Unerreichbarkeit eines einmütigen Befunds ist auch die Fragmentierung der deutschen Gesellschaft angesichts des Holocaust. ■ Die Gruppe der Täter durchzog, das hat die neuere Forschung gezeigt, eine «affektive Zustimmung zum Einsatz rücksichtsloser Gewalt»<sup>11</sup>. Hier war die Bereitschaft, die seitens des Regimes gebotenen Chancen zur Gewaltausübung zu nutzen, besonders ausgeprägt. Die Vertreibungen von Ukrainern, Polen, Juden und anderen Bevölkerungsgruppen in Osteuropa wurden akzeptiert, ja sogar befördert. Ihre Begründungen verfielen: Die Ausbeutung und Ermordung der «rassisch Minderwertigen» müsse sein, wäre doch nur sie der Garant für die eigene auf Dauer angelegte völkische Zukunft. Weiterhin spielten individuelle Bereicherungen hier ebenso hinein wie der Zugewinn an persönlichem Status. Die Möglichkeit zur Selbstermächtigung der «Volksgenossen» in der Gewalt gegen Juden – so die These von Michael Wildt für die Zeit bis 1939<sup>12</sup> – lässt sich auch für die Kriegszeit konstatieren. Lassen wir an dieser Stelle

Marcel Reich-Ranickis Erinnerung an die deutschen Besatzer in Warschau sprechen: «Jeder Deutsche, der eine Uniform trug und eine Waffe hatte, konnte in Warschau mit einem Juden tun, was er wollte. Er konnte ihn zwingen zu singen, zu tanzen oder in die Hose zu machen oder vor ihm auf die Knie zu fallen und um sein Leben zu flehen. Er konnte ihn plötzlich erschiessen oder auf langsamere, qualvollere Weise umbringen. [...] Den Deutschen, die sich diese Spässe leisteten, verdarb niemand das Vergnügen, niemand hinderte sie [...], niemand zog sie zur Verantwortung. Es zeigte sich, wozu Menschen fähig sind, wenn ihnen unbegrenzte Macht über andere Menschen eingeräumt wird.»<sup>13</sup> ■ Privatfirmen machten ihre Geschäfte mit dem Mord an den europäischen Juden. Bis zum Sommer 1944 wirkten mehr als 500 Betriebe aus dem gesamten Reichsgebiet etwa an der Erweiterung von Auschwitz mit.<sup>14</sup> Hunderte von SS-Wachmännern lebten entweder mit ihren Familien am Rande des Lagers oder bekamen viele Male Besuch von ihnen. Diese Privatheit sorgte für eine gewisse Normalität eines Vernichtungslagers.<sup>15</sup> Doch könnte man auch vice versa argumentieren, dass das Familienleben der vielen Deutschen in Auschwitz die Normalität nicht *herstellte*, sondern die Normalität von Auschwitz *auswies*. Ohne die Bereitschaft zur Gewalt jedenfalls, ohne die Selbstmobilisierung und ohne die Eigeninitiativen lokaler Verwaltungsführer wie etwa des SS-Sturmbannführers Rolf-Heinz Höppner, der bekanntlich schon im Juli 1941 darauf drängte, die Juden durch «irgendein schnell wirkendes Mittel»<sup>16</sup> zu erledigen, hätte es den Holocaust zumindest in dieser Form nicht gegeben. ■ Gilt dieses Moment der Vergemeinschaftung und Stärkung der Bindekräfte durch Völkermord auch für andere Teile der Gesellschaft? Wenn wir uns den Zuschauern widmen, auch den nicht unmittelbar Beteiligten an der «Heimatfront», dann ergeben sich weit auseinanderklaffende Befunde. Sehr viele Studien konstatieren eine Gleichgültigkeit der «Volksgenossen» im Altreich gegenüber den einzelnen Etappen der Shoah, interpretieren diese jedoch äusserst unterschiedlich. ■ Otto Duv Kulka etwa schliesst aus dem vorgeblichen Schweigen der Quellen zu den Deportationen seit 1941 auf eine heimliche Komplizenschaft und ein stillschweigendes Einverständnis. Volk und «Führer» seien quasi Seite an Seite marschiert.<sup>17</sup> Ute Daniel bemerkt, dass der Völkermord keineswegs destabilisierend auf die «Heimatfront» gewirkt habe, eher im Gegenteil. Ursächlich für diese Nähe von «Führer» und Bevölkerung könnte die antisemitische Deutung sein, die die Niederlage im Ersten Weltkrieg «den Juden» anlastete. Wenn nun die Verantwortlichen aus dem Weg geräumt würden, so die Logik, schaffe das Regime die nötigen Voraussetzungen für einen deutschen Sieg.<sup>18</sup> Jüngst hat Bernward Dörner diese These noch zugespitzt.<sup>19</sup> Er spricht von einer «fatalen Solidarität mit der NS-Führung» und stellt fest, dass ein erheblicher Teil der deutschen Bevölkerung die völkermörderische Eskalation der Judenverfolgung abgelehnt, dass aber auch «Millionen Deutsche die Ermordung der Juden gebilligt oder billigend in Kauf genommen»<sup>20</sup> hätten. ■ So weit gehen Marlies Steinert, Ian Kershaw und Saul Friedländer nicht.<sup>21</sup>

Sie konstatieren eine moralische Indifferenz, auch Fassungslosigkeit der «arischen Reichsdeutschen», deuten diese jedoch neutral. Die «Volksgemeinschaft» habe sich dem Mord weder entgegenstemmt noch ihn gefördert. Das Schicksal der Juden während des Krieges habe so gut wie keine Rolle in der Meinungsbildung der Masse der Bevölkerung gespielt. Die Gewalt sei also weder als attraktive Handlungsoption noch als befremdliche Anmassung wahrgenommen worden. Gerade dadurch aber, durch ihre moralische Abstumpfung und Empfindungslosigkeit hätten die Deutschen den Völkermord möglich gemacht, argumentiert David Bankier.<sup>22</sup> Weil niemand, auch nicht die Kirche, öffentlich protestierte, hätten die Nationalsozialisten ihr Projekt verwirklichen können. Differenzierter fällt das Resümee von Hans Mommsen und Dieter Obst aus. Absorbiert von der Bewältigung der Kriegseinwirkungen sei die deutsche Bevölkerung abgestumpft und habe den Völkermord kollektiv verdrängt. Gleichwohl sei durchaus ein Unrechtsbewusstsein verbreitet gewesen.<sup>23</sup> ■ Peter Longerich legt in seiner grossen Studie den Akzent weniger auf passivierende Lethargie denn auf Repression und aktive Verantwortungsverweigerung. Er deutet den Befund der Indifferenz nicht als authentische, sondern als dem Volk vom Regime abverlangte Haltung.<sup>24</sup> Während die Einführung des «gelben Sterns» im Herbst 1941 bei den Deutschen noch einmal «offensichtlich in grösserem Umfang Gesten der Sympathie und Solidarität» gegenüber den Juden ausgelöst habe, blieben diese später, als die Vernichtungsaktionen liefen, aus. Diese Passivität sei durchaus im Sinne des Regimes gewesen. Denn durch ihre Propagandapolitik habe die NS-Führung den Deutschen signalisiert, dass sie zu Mitwissern und Komplizen eines Verbrechens geworden waren – und ihr Schicksal damit auf Gedeih und Verderb mit der Existenz des Regimes verbunden gewesen sei. Insofern dürfe die «vorherrschende Distanz» der Deutschen gegenüber dem Schicksal der Juden, so Longerich «nicht mit Desinteresse oder Wegschauen verwechselt werden». Vielmehr habe es sich dabei um eine «vom Regime durch jahrelange Propaganda und Repression erzwungene Verhaltensweise im öffentlichen Raum [gehandelt], die wenig über die ‚wahre‘ Einstellung aussagt». Festzuhalten bleibe, dass die Deutschen sich jeder Verantwortung für das Geschehen durch ostentative Ahnungslosigkeit entzogen hätten. Die Verweise darauf, dass die «wahre Einstellung der Deutschen» nicht erforschbar sei, sind zwar angesichts der schwierigen Quellenlage nachvollziehbar, doch auch zu bezweifeln. So deutet Longerich selbst seine Ergebnisse im Sinne eines «Unwillens der deutschen Bevölkerung gegenüber der NS-Judenpolitik», der sich unter dem Terrorregime aber nicht habe materialisieren lassen. Die «Volksgenossen» hätten sich nolens volens angepasst, der Holocaust habe gewissermassen gegen eine sich in die Unwissenheit flüchtende Mehrheit der deutschen Gesellschaft stattgefunden. Insofern habe die extreme Gewalt ebenso desintegrierend wie zwangsintegrierend gewirkt. In der Frage des Genozids seien Bevölkerung und Regime gegenteiliger Ansicht gewesen, aber gerade angesichts

des Mordens hätten sich die «arischen Reichsdeutschen» der Führung gebeugt. Offenbar hätten sie die Tötungen nicht als unabdingbar für das Projekt der «Volksgemeinschaft» akzeptiert. Tobias Jersak hat diese Interpretation noch weiter gespannt und akzentuiert, dass die Deutschen auch während des Krieges vor allem die sanften Seiten des «Volksgemeinschaft» – Projekts fasziniert hätten, die Gewalt habe sie eher abgestossen.<sup>25</sup> ■ Auch Frank Bajohr lässt keinen Zweifel daran, dass eine grosse Zahl von Deutschen von dem Massenmord an den europäischen Juden in der einen oder anderen Art Kenntnis hatte. Insofern sei es um ein Nicht-Wissen-Wollen gegangen und keineswegs um ein Nicht-Wissen-Können. Aber nicht Gleichgültigkeit, sondern vielmehr ein ausgeprägtes Interesse der Deutschen etwa an den Deportationen habe das Verhalten geprägt.<sup>26</sup> Demonstrative Zustimmung sei ebenso wie demonstrative Ablehnung vorgekommen. Die grösste Gruppe aber habe zwischen Einverständnis und verhaltener Distanzierung geschwankt. Bajohr betont angesichts der Deportationen die Bruchstellen im volksgemeinschaftlichen Konsens. Denn bis dato lasse sich festhalten: Alles, was pseudo-legal aussah, sei zustimmungsfähig gewesen, Krawalle und Pogrome hingegen hätten die «Volksgenossen» eher verschreckt.<sup>27</sup> Dementsprechend habe sich die Ablehnung gerade an der Gewaltförmigkeit der Aktionen, an der Gewalt gegen Alte und Sieche entzündet, und düstere Ahnungen hätten das Schicksal der deutschen Juden begleitet. Ein anschaulicher Beleg für die Thesen Bajohrs sind Stimmen aus der Bevölkerung, wie sie etwa die SD-Aussenstelle Leipzig im August 1942 weitergab: «Die Judenfrage konnte Hitler auch anders lösen. Menschlicher! Kein Mensch hat das Recht, ein Volk ausrotten zu wollen. Gewiss haben die Juden uns viel geschadet, aber die hat man von 1933 bis 1941 abreisen lassen.»<sup>28</sup> ■ Folgerichtig geht Bajohr – ähnlich wie Kershaw, aber im Gegensatz zu Longerich – von einem antijüdischen Konsens aus, der sich bis 1938/39 herausgebildet habe. Bis dahin seien die Angebote, die das Regime mit der Ausplünderung und Verfolgung der deutschen Juden machte, häufig anerkannt und dem Regime als Verdienst zugerechnet worden. Eigene Interessen konnten eingebracht und verwirklicht werden, etwa durch Denunziationen oder in den Arisierung und Versteigerungen oder schlicht in der Aussicht, andere, deren sozialer Status häufig dem eigenen überlegen war, zu drangsaliieren. Dörner, Kershaw, Bajohr, Hans Mommsen, Wildt und andere lassen sich trotz abweichender Interpretationen zumindest in einem Punkt so zusammenfassen: Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung hatte bis 1941 den sozialen Ausschluss der Juden akzeptiert.<sup>29</sup> Aber in Kenntnis gesetzt von physischen Morden, von den «Rohheitsverbrechen»<sup>30</sup>, wie ein Hamburger Handwerksmeister vermerkte, seien etliche ins Grübeln gekommen. ■ An der Frage der Gewalt scheiden sich mithin die Geister. Standen die «Volksgenossen» ihr ablehnend gegenüber oder gewöhnten sie sich nicht zuletzt aufgrund des massenhaften Tötens und Sterbens während des Krieges an Morde auch an Zivilisten? Suchten sie sogar nach guten Gründen für diese Morde oder ver-

drängten sie sie – aus Angst vor dem Terror des Regimes bzw. vor den Folgen ihrer notgedrungenen Komplizenschaft? Hielten Front und «Heimatfront» – im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg – aus Überzeugung, aus Lethargie oder aus Angst, eines Tages zur Rechenschaft gezogen zu werden? Für alle diese Haltungen lassen sich Belege finden. Diese Pluralität ist nicht weiter verwunderlich, handelte es sich doch um Millionen von Deutschen. Die Homogenität der «Volksgemeinschaft» war, darauf hat Longerich zu Recht aufmerksam gemacht, vor allem eines: eine Chimäre der Nationalsozialisten.

#### Das Projekt der «Volksgemeinschaft»

Trotz dieser Fragmentierung der NS-Gesellschaft und der Vielzahl ihrer Haltungen zur Shoah soll am Ende der Versuch stehen, die skizzierten Befunde und Ergebnisse unter acht Aspekten zuzuspitzen und Überlegungen zu der Frage anzustellen, was der Holocaust für das Projekt der «Volksgemeinschaft» bedeutete. ■ 1. Die heutigen Diskussionen drehen sich nicht mehr um die Frage, *ob* die Deutschen vom Holocaust wussten. Vielmehr steht jetzt im Mittelpunkt, *wie* sie mit einem in der Regel partikularen Wissen umgegangen sind und ob dieses zu Brüchen oder zu Forcierungen des Konsenses mit der NS-Führung geführt hat. ■ 2. Insofern Ausgangspunkt der Betrachtungen das Ineinandergreifen von Zwang und Zustimmung ist, hat sich der Blick erweitert und bezieht ausser dem Regime auch die «Volksgenossen» als Akteure ein. Damit wird neben den Versuchen des NS-Regimes zur Mobilisierung der Bevölkerung auch die Selbstmobilisierung der Deutschen – und deren Grenzen – einbezogen. ■ 3. Der Holocaust wurde weder zu einer ZerreiSSprobe noch zu einem Moment der massenhaften Selbstmobilisierung. Die Reaktionen der Deutschen bewegten sich in einem Spektrum von Ablehnung bis Zustimmung und einem weiten Feld aus Ignoranz, Gleichgültigkeit, Abstumpfung und tastender Distanzierung – und häufig aus allem zugleich. ■ 4. Es gab mithin keine einheitliche *Haltung*. Die vorherrschende *Handlungsweise* allerdings bestand im Nichthandeln. Ursächlich für die aktive Verantwortungsverweigerung, wie Longerich sie schildert, waren viele Gründe, am wichtigsten vermutlich die Androhung von Gewalt *gegen* die «Volksgenossen». Doch bröckelten auch die bis dato gültigen normativen Dämme gegen antijüdische Gewaltaktionen angesichts des Krieges als gedeutetem Ausnahmezustand. Antijüdische Gewalt war vor 1939 häufig dann abgelehnt worden, wenn sie nicht «legal» wirkte, wenn die «Volksgenossen» sie als Verstoß gegen traditionelle Rechts- und Ordnungsvorstellungen wahrnahmen. Das war nun anders. Der Krieg und die mit ihm einhergehende Veränderung der Lebenswelten erhöhten die Akzeptanz ausgedehnter Gewaltträume. Denn mit dem Ausnahmezustand verbanden sich neue Legitimierungsstrategien, neue Selbstbeschwichtigungsformeln für radikalisierte Gewalt – die vorgebliche Beseitigung des jüdischen Bolschewismus, die vorgebliche Partisanenbe-



Walter Cüppers: Aufräumkommando mit Häftlingen des Frauenaussenlagers Bremen-Oberheide, 1944 (Kat.-Nr. 431)

kämpfung, der vorgebliche Gewinn von Wohnraum usw.<sup>31</sup> Die NS-Propaganda evozierte dementsprechend die «Volksgemeinschaft» als «Kampfgemeinschaft». Ein Soldat aus Russland schrieb im Mai 1942 an seine Schwester: «Vor unserer Stadt sind auch zwei Massengräber. In dem einen liegen 20'000 Juden und [in] dem anderen 40'000 Russen. Zuerst ist man zwar davon erschüttert, aber wenn man an die grosse Idee denkt, dann muss man ja selbst sagen, dass es nötig war.»<sup>32</sup> ■ 5. Dass die Morde so wenig Protest erregten, war vielleicht auch für das seinen «Volksgenossen» stets misstrauende NS-Regime eine Überraschung. Allerdings hatte es auch alles unternommen, die antizipierten Irritationen so gering wie möglich zu halten. 1939/41 war ein Zustand erreicht, in dem die Mehrzahl der Deutschen ohne jüdische Mitbürger gut leben konnte. Nun setzte die NS-Führung alles daran, dass die «Volksgenossen» auch mit einem Mord an den Juden gut leben konnten. Die Tabuisierung der Verbrechen bezweckte dabei wohl weniger ein Verschweigen. Das wurde nie erreicht und war auch wenig realistisch.<sup>33</sup> Vielmehr standen zwei Momente im Vordergrund: Erstens ging es darum, den Massenmord nicht unnötig auszustellen, um ihn verträglicher zu machen. In diesem Sinne argumentierte auch die anfangs zitierte Lehrerin in Auschwitz. Zweitens ermöglichte das Schweigen, die Zumutung entgegter Gewalt wegblenden zu können, wenn ihre Notwendigkeit nicht überzeugte. Wer nicht wissen wollte, dem gab das Regime die

Möglichkeit, sich zu entziehen. Die, die dies nicht taten, konnten sich – auch mithilfe der Propaganda – Rechtfertigungen zurechtlegen, die ihrem emotionalen Aufruhr Ausdruck verliehen, gleichzeitig aber regimiekonform blieben. Nationalsozialistische Herrschaftstechnik bestand eben keineswegs ausschliesslich in einem gewaltsamen Okkroyieren, nicht in einem ausschliesslichen «Du musst», sondern häufig genug in einem «Du kannst», mitunter auch «Du darfst», in Angeboten zur Gewaltinitiative bzw. deren Akzeptanz oder deren Ignoranz. Entschlossen konnten so die unmittelbaren und mittelbaren Täter ihr Werk fortsetzen. Nur vereinzelt regten sich Opposition und Widerstand. Hosenfeld und andere blieben in der Minderzahl. ■ 6. Auffällig sind in diesem Zusammenhang die Reaktionen auf die Bombenangriffe der Alliierten. Frank Bajohr hat herausgearbeitet, dass die «Volksgenossen» die Bombardements – irrigerweise – auf die Gewalttaten an den Juden zurückgeführt hätten.<sup>34</sup> Ihre Gefühlsmelange aus schlechtem Gewissen, Bestrafungserwartungen und Vergeltungsängsten markierte, so Bajohr, einerseits das Ende des volksgemeinschaftlichen Konsenses in der Judenverfolgung. Andererseits trat damit schon die Schuldabwehr zutage und liess in der Aufrechnung der Opfer den herrschenden Grundton der Nachkriegsauseinandersetzung anklingen. Wenn wir diesen Befund weiterdenken,

dann bereitete der Mord an den Juden vielen «Volksgenossen» offenbar ein schlechtes Gewissen. Es gab also – mit Harald Welzer gesprochen – «kognitive Dissonanzen».<sup>35</sup> Es scheint aber, als ob die Mehrheit der Deutschen mit diesem schlechten Gewissen klargekommen wäre, hätte Hitler weiter gesiegt und wären nicht die alliierten Flugzeuge über dem «Altreich» aufgetaucht.<sup>36</sup> Erst als sich die Gewalt der Kriegsgegner direkt gegen die «Volksgenossen» richtete, änderte sich die Argumentation, wurden die Kriegsverbrechen und vor allem der Massenmord an den Juden aus dem mentalen Abseits geholt und offenbar von vielen als dysfunktional, als Fehler des Regimes beurteilt.<sup>37</sup> ■ 7. Trotz dieser kritischen Phase in der Beziehung zwischen Regime und Bevölkerung aber blieb wie angedeutet eine tatsächliche Zerreißprobe mit dem NS-System aus. Das mag neben der Einschüchterung durch Terror auch mit einer zunehmenden Selbstreferenzialität der «Volksgemeinschaft» Zusammenhängen. Diese Innerlichkeit wurde nicht nur durch die Bewältigung der Gewalteinwirkungen von aussen befördert. Die radikalisierte Gewalt der eigenen Führung frass sich immer weiter auch in das soziale Nahfeld der «Volksgenossen» ein. Die sogenannte Euthanasie, vor Kriegsbeginn vom öffentlichen Protest aus Teilen der kirchlichen Elite gestoppt, wurde wieder aufgenommen, «Volksschädlinge» und «Wehrkraftzer-setzer» wurden verurteilt und nicht selten hingerichtet. Die Geschichte der deutschen «Volksgemeinschaft» im Krieg ist eine Geschichte von wachsendem Terror und innerem Vernichtungswillen, der immer weitere Bevölkerungskreise als Täter, Opfer und/oder als Zuschauer erfasste.<sup>38</sup> Mit dieser Transformation in eine Gesellschaft im permanenten Kampf nach innen und aussen ging eine immer grössere Selbstbezüglichkeit einher. Diese Selbstreferenzialität wurde in dem Projekt der «Volksgemeinschaft» mit ihrem starken Freund-Feind-Denken in besonderer Weise gefordert und gefördert. Unter Kriegsbedingungen potenzierte sie sich jedoch – zumal in einem Krieg, der weniger als klassischer Territorialkrieg denn als rasisch-biologischer Existenzkampf geführt wurde. Während die Juden «verschwanden», rückte die Ausgrenzung anderer Gruppen direkt in den Wahrnehmungshorizont der «Volksgenossen». Arbeitskolonnen mit KZ-Häftlingen, Lager mit Kriegsgefangenen und Millionen ausländischer Zwangsarbeiter gehörten bald zum Alltag. Doch auch mit deren Schicksal wollte sich die Mehrheit der Deutschen nicht oder nur am Rande konfrontieren. Selbst wenn es zu Kontakten kam, zeichnen die Quellen mitunter ein erstaunliches Unwissen über den prekären Status der «Nichtvolksgenossen».<sup>39</sup> ■ 8. Angesichts dieser Innerlichkeit lässt sich fragen, ob die entgrenzte Gewalt, die zwar konstitutiv für das «Volksgemeinschaft»-Projekt gewesen ist, nicht letztlich – ähnlich wie sie andere Gesellschaften zerstörte – auch die «Volksgemeinschaft» zerstört hätte. Damit meine ich das Problem, ob Gesellschaften, die in einem derartigen, auf Dauer gestellten und ständig sich neu konfigurierenden Terrorzustand, in einer derartigen Vergesellschaftung der Gewalt leben, überhaupt noch «gemeinschaftsfähig» sind – angesichts einer sich beschleunigenden Selbstreferenzialität, eines immer enger werden-

den sozialen Nahbereichs. Michael Geyer, Konrad Jarausch und andere haben betont, dass der Nationalsozialismus im Krieg zu sich selbst gefunden habe.<sup>40</sup> Das mag sein, aber hätte dieser Prozess der Selbsterfüllung in Massenmorden nicht am Ende das Aus für das Projekt der «Volksgemeinschaft» bedeutet? Eine Antwort auf diese Frage werden wir nicht bekommen, denn realitätsmächtiger war die Gewalt von aussen, war der Sieg der Alliierten.<sup>41</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Hosenfeld 2004, vgl. auch Heinrichs 2002.
- 2 Ebd., S. 719.
- 3 Steinbacher 2000; vgl. auch Frei 2009b, S. 171.
- 4 Ebd.
- 5 Barnett 1999; Hilberg 1992; Cesarani/Levine 2002; Bloxham/Kushner 2005, S. 176 ff; Marnis 2007, S. 1-18.
- 6 Wette 2003a; ders. 2003b; Kosmala/Schoppmann 2002.
- 7 Vgl. auch Joseph Goebbels: Die Juden sind schuld, in: Das Reich vom 14.11.1941.
- 8 Frei 2009c, S. 125.
- 9 Zit. nach Reuth 1990, S. 118.
- 10 Vgl. Longerich 2006; Fritzsche 2008.
- 11 Müller 2005, S. 92.
- 12 Wildt 2007.
- 13 Reich-Ranicki 1999, S. 86f.; vgl. auch Wildt 2008, S. 148 f.
- 14 Frei 2009b, S. 178.
- 15 Schwarz 2000, S. 112-169.
- 16 Zit. nach Frei 2009b, S. 181.
- 17 Kulka 2004.
- 18 Daniel 2002, S. 406.
- 19 Dörmer 2007.
- 20 Ebd., S. 92, S. 617.
- 21 Steinert 1970; Kershaw 2008; Friedländer 1998/2006, Bd. 2.
- 22 Bankier 1995, S. 130.
- 23 Mommsen/Obst 1988.
- 24 Longerich 2006; ähnlich auch Evans 2009, S. 692-704.
- 25 Jersak 2004.
- 26 Bajohr 2006, S. 47.
- 27 Bajohr 2005. Vgl. zu kritischen Stimmen der «Arisierung» auch Kuller/Drecol 2004.
- 28 Zit. nach Longerich 2006, S. 220.
- 29 Vgl. auch Bunin 2004, S. 125.
- 30 Zit. nach Bajohr 2006, S. 61.
- 31 Vgl. Streit 1991.
- 32 Kilian 2005, S. 271.
- 33 Dies auch in Anlehnung an Bankier 1995, der in diesem beredten Verschweigen, dieser paradoxen öffentlichen Veröffentlichung des Tabubruchs eher den Versuch sieht, die deutsche Bevölkerung als Schuldgemeinschaft in die Verbrechen einzubeziehen.
- 34 Bajohr 2005.
- 35 Welzer 2005.
- 36 Vgl. auch Fritzsche 2008, S. 250-266.
- 37 Bajohr 2006, S. 19.
- 38 Vgl. Echterkamp 2005 b, S. 1-92; auch Jersak 2005.
- 39 Vgl. Echterkamp 2005 a, S. 477-876, hier ist ein ganzer Abschnitt den Fremden im Kriegsalltag gewidmet.
- 40 Vgl. Jarausch/Geyer 2005, S. 151-153.
- 41 Aufschlussreich wäre hier ein Vergleich mit anderen Gewaltgesellschaften des 20. Jahrhunderts – der Sowjetunion unter Stalin, China unter Mao. Vgl. jetzt Geyer/Fitzpatrick 2009.

# Frauen in der Kriegsgesellschaft

Auch wenn der Begriff «Volksgemeinschaft» diffus blieb, denn eine verbindliche Definition wurde nicht formuliert,<sup>1</sup> so besass die damit verbundene nationalsozialistische Gesellschaftsutopie gerade in geschlechtergeschichtlicher Hinsicht programmatische Funktion. Denn die Volksgemeinschaftsideologie basierte auf einer genuin geschlechterbezogenen Konstruktion sozialer Ordnungsvorstellungen. Mit Blick auf Massenanziehungskraft, psychosoziale Kraftentfaltung und Integrationserfolge des Nationalsozialismus ist die Mobilisierung des Gemeinschaftsbewusstseins, die sich gerade im Krieg an Männer wie Frauen richtete, kaum hoch genug einzuschätzen. Im Jahr des Kriegsbeginns waren rund zwölf Millionen Frauen Mitglied in den Massenorganisationen des NS-Staates, was etwa einem Drittel der weiblichen Gesamtbevölkerung entsprach. In der NS-Frauenschaft (NSF), der 1931 entstandenen einzigen parteiamtlichen Frauenorganisation der NSDAP, taten Frauen in einer Vielzahl von öffentlichen Positionen ehrenamtlich und bezahlten ihren Dienst. Im Jahr 1939 waren insgesamt 1,7 Millionen Frauen in der NSF organisiert; das Deutsche Frauenwerk (DFW), das als eingetragener Verein formal nicht der NSDAP unterstand, der Partei organisatorisch aber als «betreuer Verband» angegliedert war, hatte rund vier Millionen Mitglieder.<sup>2</sup> Das Deutsche Frauenwerk vereinte sämtliche nationalistisch und konservativ orientierten Frauenvereine der Weimarer Republik unter einem Dach,<sup>3</sup> darunter den Bund Königin Luise, das Evangelische Frauenwerk, die Schwesternschaften des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) und den Reichsbund der deutschen Hausfrauen.<sup>4</sup> Weitere loyalitätsstiftende Massenorganisationen kamen hinzu: Die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) unterhielt ein eigenes Hilfswerk Mutter und Kind, die Deutsche Arbeitsfront (DAF) besass ebenfalls eine Frauenabteilung. Auch der Bund Deutscher Mädel (BDM), der 1930 aus mehreren unorganisierten Mädchengruppen entstanden und im Jahr darauf in die Hitler-Jugend (HJ) eingegliedert worden war, bot Frauen und Mädchen eine Vielzahl von Ämtern und Posten.<sup>5</sup> ■ Wenngleich im NS-Regime wichtige politische Funktionen Männern vorbehalten blieben und Frauen – wie auch in anderen Ländern – nicht an den Schaltstellen der Macht sassen, ist es irrig anzunehmen, die weibliche Bevölkerung sei an der verbrecherischen Politik des NS-Regimes unbeteiligt gewesen. Frauen erhielten in erfahrungsg-

schichtlicher Hinsicht vielmehr die Möglichkeit, politisches Selbstverständnis zu entwickeln, sich ihre eigenen Handlungsfelder zu erschliessen und auf vielfältige Weise tätig zu werden.<sup>6</sup> Neu war im NS-Staat, dass sich die an die Idee der «Volksgemeinschaft» geknüpften sozialen Integrationsangebote gerade auch an die «arische» und für politisch zuverlässig erachtete weibliche Bevölkerung richteten. Ihr wurden Partizipations- und Aufstiegsmöglichkeiten geboten, die ihr gänzlich neue Erfahrungen verschafften. Dies brachte niemand deutlicher zum Ausdruck als Hitler selbst, der viele seiner Reden auf Parteiversammlungen der NSDAP schon in der Kampfzeit mit einem schallenden «Deutsche Volksgenossen und Volksgenossinnen!» eröffnete.<sup>7</sup> Die Anrede bildete spätestens nach der NS-Machtübernahme einen ideologischen Kampfbegriff, genauer: den emphatischen Appell des Regimes an alle Männer und Frauen, sich mit dem nationalsozialistischen Staat zu identifizieren, die an sie gerichteten Ansprüche miteinander oder auch in Konkurrenz zueinander zu erfüllen und ihre Leistungskraft ganz in den Aufbau der «Volksgemeinschaft» zu investieren. Viele «Volksgenossinnen» verstanden die Herausforderungen und Versprechungen als Möglichkeit, sich zu beweisen. Das NS-Regime beschwor das Selbstverständnis der Deutschen, der Männer wie der Frauen, als Handlungsgemeinschaft und setzte die Geschlechterordnung gerade im Krieg gezielt ein, um seine auf Rassismus und Expansion ausgerichteten politischen Ziele zu erreichen. Die «Volksgemeinschaft», deren Schaffung auf einem rassistisch geprägten, gewaltbegleiteten Prozess sozialer Inklusion und Exklusion basierte,<sup>8</sup> war im Kern eine Kampfgemeinschaft, und die «Volksgenossinnen», die den Nationalsozialismus ebenso zu ihrer Sache machten wie die Männer, gehörten unmittelbar dazu. ■ Die rassistisch grundierte Förderung von Hausarbeit und Mutterschaft verschaffte Frauen reichlich öffentliche Anerkennung und öffnete ihnen den Zutritt zum politischen Raum. Auch ohne mit Ämtern und Mandaten ausgestattet gewesen zu sein, erfuhren sie dadurch soziale Aufwertung. Der Blick auf den Zusammenhang zwischen «Volksgemeinschaft» und Geschlechterpolitik zeigt, dass Mobilisierung und Selbstmobilisierung von Frauen im Dienst der «Volksgemeinschaft» wesentlich auf der Politisierung des Privaten basierten. Dabei stand die Vorstellung von einem Geschlechterverhältnis im Zentrum, in dem Männer und Frauen, von einem gemeinsamen Ziel geleitet, jeweils spezifische, aber unmittelbar aufeinander bezogene Aufgaben erfüllten.<sup>9</sup> Die Vorstellung von der Existenz zweier nicht gleichwertiger, aber in harmonisierter Differenz aufeinander bezogener Geschlechter war denn auch konstitutiv für die innere Ordnung der «Volksgemeinschaft». ■ Die Komplementärrolle der Frau wurde als Anspruch zwar nie aufgegeben, in der politischen und sozialen Realität weichte die NS-Führung den Dualismus aber immer dann auf, wenn es notwendig erschien. Abhängig von ökonomischen, ideologischen und militärischen Erfordernissen wandelten sich im Laufe der Zeit Ansprüche und Erwartungen des NS-Staates gegenüber seinen «Volksgenossinnen».





Plakat zum Kriegeinsatz der Frauen, um 1941 (Kat.-Nr. 420)



Auszeichnung der Freien Schwesternschaft (Kat.-Nr. 277), Leistungsabzeichen des BDM (Kat.-Nr. 281) und Abzeichen für Orts-Frauenschaftsleiterinnen (Kat.-Nr. 276 b)

Dabei hatte der – nach Kriegsende weit überschätzte – Mutterkult für die Lebenswirklichkeit vieler Frauen keineswegs zentrale Bedeutung. Ihre Rolle als Wahrerinnen der «arischen» Rasse war vielmehr in erster Linie eine ideologische Zuschreibung. Frauen wurden nach 1933 auch keineswegs in Scharen aus ihren Arbeitsverhältnissen entlassen, damit sie fortan nur noch einer häuslichen Tätigkeit nachgingen. Weibliche Erwerbstätigkeit war im «Dritten Reich» vielmehr weit verbreitet. Die Zahl berufstätiger Frauen nahm in den 30er Jahren sogar konstant zu; dabei stieg unter den Erwerbstätigen gerade die Zahl der Ehefrauen und Mütter.<sup>10</sup> Dass «arische» Frauen vom Studium ausgeschlossen wurden, war nur eine vorübergehende, arbeitsmarktabhängige Massnahme – ganz im Gegensatz zu den Berufsverboten, denen Juden beiderlei Geschlechts dauerhaft ausgesetzt blieben. Im Zweiten Weltkrieg wurden «Arierinnen» nicht systematisch zur Rüstungsarbeit verpflichtet, wenngleich bereits vor Kriegsbeginn entsprechende Gesetzesentwürfe vorlagen. Die Frage des Arbeitseinsatzes von «Volksgenossinnen» im Dienst der Rüstungsindustrie war in der Regimespitze lange Zeit äusserst umstritten; vor allem Hitler zögerte, da er fürchtete, die Stimmung in der Bevölkerung würde unter einer Zwangs Verpflichtung der Frauen leiden. ■ Schon 1937 nannte der «Führer» die NS-Frauenschaft eine «Ergänzung der männlichen Kampforganisation».<sup>11</sup> Was bereits im Frieden galt, wurde im Krieg umso wichtiger: Zu den Besonderheiten nationalsozialistischer Politik zählte nicht nur die Mobilisierung von Zivilisten, die ein Kennzeichen totaler Waffengänge ist,<sup>12</sup> sondern auch der Umstand, dass das NS-Regime auf die Ergän-

zung der Geschlechter setzte. Die Trennung in männliche und weibliche Sphären schwand im Zuge der Totalisierung des Krieges zunehmend. Die Nivellierung der Geschlechterdifferenz und die Verflechtung der geschlechtsspezifischen Lebenswelten bildeten die Wesensmerkmale der sich nun herausbildenden Kriegsgemeinschaft. Die Besonderheit der nationalsozialistischen Geschlechterpolitik lag in der Flexibilisierung der Stereotype, die es erlaubte, die Rollenmuster von Mann und Frau für die Dauer des Krieges ausser Kraft zu setzen, ohne sie aber im Kern anzutasten. Die «Volksgemeinschaft» war folglich kein statisches, sozialharmonisches Modell, sondern stand im Spannungsfeld von Einheitsvorstellung und Mobilisierungsdruck. Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern verschwanden durch die militärische Mobilisierung zunehmend, während die rüstungswirtschaftliche Mobilisierung soziale Disparitäten eher verstärkte. Darauf deutet der Umstand hin, dass es Frauen aus «besseren Kreisen» gelang, sich der im Januar 1943 schliesslich doch eingeführten Dienstverpflichtung – die für die weibliche Bevölkerung zwischen 17 und 45, später 50 Jahren galt – erfolgreich zu entziehen und die Ausnahmebestimmungen, die das Gesetz vorsah, für sich in Anspruch zu nehmen, während insbesondere Arbeiterinnen das Nachsehen hatten. ■ Zwar änderte sich im Krieg nichts an der sozialen Dominanz der Männer, Frauen erfüllten aber in wachsender Masse Tätigkeiten von zentraler militärischer Bedeutung, und ihre Handlungsräume erweiterten sich angesichts der militärischen Erfordernisse schlagartig. Die «Volksgemeinschaft», so liesse sich zugespitzt sagen, wurde im Krieg zu einer militarisierten

Kameradschaft der Geschlechter. Frauen stellten nun einmal mehr ihr Integrationsbegehren und ihre Integrationsfähigkeit unter Beweis und erschlossen sich mit ihren neuen Tätigkeitsfeldern auch soziale Aufstiegsmobilität. Sie behielten dabei ihre tradierte geschlechtsspezifische Rolle als Zuarbeiterinnen bei und leisteten in hohem Masse sogenannte Kriegshilfsdienste, wovon Statistiken zeugen: Etwa 50'000 «Maiden» des Reichsarbeitsdienstes waren im Sommer 1944 an den Scheinwerferbatterien der Flak eingesetzt, rund 500'000 Wehrmachtshelferinnen taten Anfang 1945 ihren Dienst, genauso viele waren beim Reichsluftschutzbund tätig,<sup>13</sup> 400'000 weitere befanden sich beim Deutschen Roten Kreuz im Kriegseinsatz. Frauen trugen Uniformen und waren wie die eingezogenen Männer kaserniert, kurz vor Kriegsende wurden sie sogar noch mit Handfeuerwaffen und Panzerfausten ausgerüstet.<sup>14</sup> Hitler, der zehn Jahre zuvor getönt hatte, er würde sich schämen, jemals – wie die «Marxisten» – Frauen in den Kampf zu schicken,<sup>15</sup> plante in den letzten Kriegsmonaten noch ein Frauenbataillon, das schliesslich aber doch nicht mehr zustande kam. Viele Frauen – wie viele ist nicht einmal bekannt – gerieten zu Kriegsende in alliierte Gefangenschaft. Frauen waren aber nicht nur Opfer des Krieges, wie die Diskussion über den Bombenkrieg suggeriert,<sup>16</sup> sondern sie sorgten durch ihren Einsatz an Front und Heimatfront auch für die Stabilisierung und Verteidigung des Deutschen Reiches. Studien über Frauen im zivilen Luftschutz und als Helferinnen der Wehrmacht zeigen, dass der Bombenkrieg gerade unter ihnen angesichts seiner vielfältigen Lasten und körperlichen Bedrohungen Erschöpfung und Zweifel am Kriegsglück auslöste. Dazu, wie überhaupt über die Geschlechtergeschichte des Zweiten Weltkriegs, beispielsweise die Reaktion von Männern auf die Aufweichung der Geschlechtergrenzen, ist bislang aber kaum etwas bekannt.<sup>17</sup> «Emanzipation», von der bisweilen die Rede ist, dürfte gleichwohl der denkbar falsche Begriff sein, um Tätigkeit, Selbstverständnis und den Prozess der Aneignung militärischer Normen durch Frauen im Krieg zu beschreiben,<sup>18</sup> denn ihr Einsatz für die «Volksgemeinschaft» hatte mit Ansprüchen auf die rechtliche und soziale Gleichberechtigung nichts zu tun. Frauen ging es keineswegs um individuelle Rechte und die Chancengleichheit der Geschlechter – deren Ungleichheit vielmehr vorausgesetzt und anerkannt wurde. Manchen unter ihnen, vor allem jenen, die noch in der bürgerlichen Frauenbewegung sozialisiert worden waren, mag es zwar in der Selbstwahrnehmung «emanzipativ» erschienen sein, Ehrgeiz zu entwickeln und sich als tüchtige «Volksgenossin» zu erweisen. Emanzipation war de facto jedoch ein zentraler Aggressionspunkt, gegen den sich die NS-Volksgemeinschaftsideologie schon in der Kampfzeit richtete, denn nach Hitlers Auffassung war der weibliche Gleichberechtigungsanspruch Ausdruck «jüdischen Wesens». ■ Dass Frauen im «Dritten Reich» auf zahlreichen Tätigkeitsfeldern agierten und gerade im Krieg besondere Profilierungschancen erhielten, erwies sich letztlich als logische Konsequenz der Volksge-



Liselotte Orgel-Köhne: Deutsche Soldaten in Kiew, 1941

meinschaftsidee. Fern des «Altreichs» eröffnete ihnen das Kriegsgeschehen «im Osten» ein ganz besonderes Tätigkeitsfeld.<sup>19</sup> Denn der Rassismus löste die etablierte Geschlechterhierarchie auf und verschaffte «Arierinnen» neue Möglichkeiten zum sozialen Aufstieg. Das Herrenmenschengebaren der deutschen Eroberer hatte im Ergebnis auch eine weibliche Seite. Über die Herrschaftspraxis von Frauen im eroberten Osten gibt das apologetische Selbstzeugnis von Melita Maschmann eindrucksvoll Aufschluss.<sup>20</sup> Im Jahr 1943 wurde sie Referentin der BDM-Pressestelle in der Reichsjugendführung und zählte damit im Alter von 25 Jahren zur jungen NS-Funktionärselite. Sie war im Krieg für den Reichsarbeitsdienst (RAD) tätig und organisierte im Warthegau voller Elan den sogenannten Osteinsatz der «Arbeitsmädchen». Die jungen Frauen leisteten unter ihrer Anleitung Hilfe bei der Vertreibung, Ausplünderung und Deportation der einheimischen Bevölkerung, deren Häuser und Wohnungen für Deutsche und Deutschstämmige «freigemacht» wurden. Über Gewaltbereitschaft und Gewalttätigkeit von Frauen und über ihren sozialen Hintergrund ist allerdings erst wenig bekannt, auch die Erforschung ihrer Berufskarrieren «im Osten» und deren nationalsozialistischen Besonderheiten steht erst am Beginn. Es ist aber evident, dass Frauen als Angestellte in der Bürokratie und als begünstigte Privatpersonen in den Genuss der finanziellen Erträge aus «Arisierungen» kamen. Als Ehefrauen, Mütter und Bräute, die mit Mann und Kindern in die eroberten Gebiete zogen, aber auch als – zumeist ledige – Lehrerinnen genossen sie Privilegien und hohes gesellschaftliches Ansehen. ■ Über die Funktionärinnen der NS-Frauen-



Liselotte Orgel-Köhne: Schulungslager für Schulhelferinnen in Nürtingen, 1943

schaft liegen erste Erkenntnisse vor, die zeigen, dass sich ihre Arbeit nicht auf das Verteilen von Propagandamaterial und die Organisation von Hauswirtschaftskursen beschränkte – die freilich entscheidend zur Professionalisierung von Mutterschaft und Hausfrauenarbeit beitrugen. Vielmehr wirkten die Gaufrauenchaftsleiterinnen auch unmittelbar an der staatlichen Terror- und Vernichtungspolitik mit.<sup>21</sup> Durch Verwaltungsarbeit für die Gestapo waren sie an der Vorbereitung von Judendeportationen beteiligt, sie protokollierten Vernehmungen und waren zugegen, wenn Gefangengenommene misshandelt wurden.<sup>22</sup> ■ Angesichts ihres Engagements für das «Dritte Reich» ist es verwunderlich, dass nach Kriegsende nur wenige Frauen vor ein alliiertes Militärgericht gestellt wurden. In den Nürnberger Prozessen war mit Herta Oberheuser, die als Ärztin im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück Menschenversuche zu verantworten hatte, nur eine einzige Frau angeklagt.<sup>23</sup> Geschlechtsspezifische Wahrnehmungsmuster beeinflussten die Justizpraxis, wobei zwei Extreme auffallen: die Vorstellung von weiblicher Unschuld und die öffentliche Stilisierung einiger Frauen zu Symbolfiguren des Terrors.<sup>24</sup> Einzelnen Frauen Exzesstaten zuzuschreiben fiel offensichtlich nicht schwer und hatte im politischen und gesellschaftlichen Entlastungsdiskurs der 1950er Jahre ebenso wie die weit verbreitete Dämonisierung Hitlers und seiner engsten Gefährten im Ergebnis exkulpierende Funktion.<sup>25</sup> Gerade im Sinne einer Überwindung des «Dritten Reiches» erschien nach Kriegsende die

Rückkehr zum Traditionalismus in der Geschlechterordnung als erfolgversprechender Weg zur Schaffung sozialer «Normalität». Da die Flexibilisierung des polaren Geschlechterverhältnisses der Notsituation des Krieges geschuldet war, bedeutete es nach dessen Ende denn auch keinen Widerspruch, wenn Frauen und Männer rasch bereit waren, wieder davon abzukehren. Die fest etablierten geschlechtlichen Sinnbezüge waren trotz aller Veränderlichkeit ja immer bestehen geblieben.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. Frei 2005 b, S. 110.
- 2 Vgl. Wagner 1996, S. 179-185; Kater 1993.
- 3 Zur Frauenpolitik der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) vgl. Heinsohn 2007.
- 4 Wie eng NSF und DFW miteinander verbunden waren, zeigt der Umstand, dass die Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink beide Organisationen leitete; vgl. Livi 2004.
- 5 Scholtz-Klink leitete auch die Frauenabteilungen der DAF und der NSV, darüber hinaus stand sie dem Frauenbund des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) vor; auf den BDM, über den die Reichsjugendführung bestimmte, hatte sie hingegen keinen unmittelbaren Einfluss. Zum BDM vgl. Kater 2005; Buddrus 2002.
- 6 Zur Forschungslage im Überblick vgl. die Einleitung in Steinbacher 2007, S. 9-26.
- 7 Adolf Hitler am 17.6.1927 in Landshut, in: Hitler 1992-2003, Bd. II/1, Dokument 148; weitere Dokumente in: ebd., Bd. III/1, Dokument 34, Dokument 93; ebd., Bd. IV/3, Dokument 50; ebd., Bd. V/1, Dokument 73; ebd., Bd. V/2, Dokument 16.
- 8 Vgl. Bajohr/Wildt 2009 a.
- 9 Einen wichtigen Vorstoß zur Erforschung der Zusammenhänge unternahm die österreichische historische Frauenforschung. Ergebnisse versammelt der Band von Hauch 2006.
- 10 Zu Zahlenangaben vgl. Bock 1997, S. 262; ausführlich zur sozialen Situation vgl. Frevert 1986, S. 200-243; zusammenfassend vgl. Steinbacher 2008.
- 11 Adolf Hitler am 10.9.1937 in einer Rede vor der NS-Frauenchaft, in: Hitler 1962/63, Bd. 1, S. 721.
- 12 Vgl. die Beiträge in Echternkamp 2004.
- 13 Vgl. Maubach 2009; dies. 2007; zu Frauen im Reichsluftschutzbund vgl. Kramer 2007.
- 14 Vgl. die Berichte bei Killius 2003.
- 15 Adolf Hitler am 13.9.1934 in einer Rede vor der NS-Frauenchaft, in: Hitler 1962/63, Bd. 1, S. 530f.
- 16 Dagegen aber Siiss 2007. Über den Kriegsalltag von Frauen Szepansky 1990.
- 17 Die Männergeschichte, deren Gegenstand die geschlechtsspezifische Lebenspraxis und die Historizität von Männlichkeitsvorstellungen ist, fand in Deutschland erst wenig Verbreitung, vgl. aber Kühne 2006.
- 18 Gisela Bock wies darauf zwar schon vor Jahren hin, gleichwohl kehrte der Befund viele Male wieder, vgl. Bock 1997, S. 261, 265 f.
- 19 Vgl. Harvey 2003.
- 20 Maschmann 1980, vor allem S. 108 f. In der Erstauflage 1963 erschien das Buch mit dem Untertitel «Kein Rechtfertigungsversuch», der in der ersten Neuauflage von 1979 aber verschwand.
- 21 Vgl. Michel 2007.
- 22 Vgl. Kohlhaas 2004; Kompisch 2008; Kraus 2008.
- 23 Vgl. Taake 1998, S. 85-102.
- 24 Vgl. Przyrembel 2004.
- 25 Vgl. Meyer 2004, S. 203-246; dies. 2003.

**Hitler  
und kein  
Ende**

# Führerbilder- wechsel

## Hitler und die Deutschen nach 1945

Mit Hitler sei man jetzt fertig, verkündete der oberste Zeitgeschichtsredakteur des ZDF im Frühjahr 2006.<sup>1</sup> Das aber war weniger im Sinne einer erinnerungspolitischen Drohung gemeint denn als Antwort auf veränderte Einschaltquoten, die offenbar auf ein schwindendes Interesse am «Führer» und an den Seinen deuteten. Die Deutschen, jedenfalls in ihrer Erscheinungsform als Fernsehzuschauer, schienen der krachenden Serien über Hitlers Helfer, Täter und Vollstrecker, Krieger, Kinder, Frauen und schliesslich auch noch Manager, mit denen Guido Knopp die Bundesrepublik seit den 1990er Jahren überzogen hatte,<sup>2</sup> ein wenig überdrüssig geworden zu sein. Einerseits. ■ Andererseits avancierte 2008 ein Berliner Greis namens Rochus Misch mit einem von helfenden Händen verfassten und von Ralph Giordano bevorworteten Memoirenband, der ihn als «Hitlers Telefonist, Kurier und Leibwächter» anpries, zum Erfolgsautor.<sup>3</sup> Und kaum zwei Jahre später, im Frühjahr 2010, stürmte die «erste seriöse Biographie» über Eva Braun die Bestsellerlisten; die Filmrechte an dem Werk sind bereits vergeben.<sup>4</sup> Heisst das, die Faszination für den «Führer» und seine Entourage ist nach wie vor ungebrochen? Funktioniert die deutsche Psyche letztlich doch immer noch wie, sagen wir, in den 70er Jahren? Macht es keinen Unterschied, dass die überwältigende Mehrheit derer, die sich heute Texte, Bilder und Filme über den «Führer» zu Gemüte führen, die NS-Zeit, wenn überhaupt, nur noch als Kleinkind erlebt hat? Und schliesslich: Wo stehen, in der Chronik unseres gesellschaftlichen Umgangs mit Hitler und der nationalsozialistischen Vergangenheit, diese Ausstellung und ihr Begleitkatalog? ■ Erschöpfende Antworten auf diese und verwandte Fragen wären die Aufgabe eines interdisziplinären Forschungsprojekts und bedürften vermutlich sogar mehr als nur eines dicken Buches. Schon deshalb kann dieser Essay nicht mehr als skizzenhafte Annäherungen bieten, aus der Perspektive des Zeithistorikers und auf der Basis einer einfachen Ausgangshypothese: nämlich der Vermutung, dass in der Öffentlichkeit der Bundesrepublik (in anderer Weise aber auch in der DDR) mit Blick auf den seit 1945 postulierten Transformationsbedarf und die dann tatsächlich stattfindenden politischen und gesellschaftlichen Verwandlungsprozesse jeweils mehr oder weniger funktionale Hitler-

Interpretationen kursierten. Anders gesagt: Vieles spricht dafür, dass sich die Deutschen ihr Hitler-Bild im Laufe der Jahrzehnte immer wieder neu zurechtgelegt haben – auf dass es ihrer wachsenden Entfernung vom Nationalsozialismus möglichst ebenso entsprach wie den Erfordernissen einer – zeitweise freilich prekären – intergenerationellen Selbstverständigung.

### Entnazifizierung

Auch wenn man Hermann Lübke dort nicht folgt, wo seine bekannte Transformationsformel die politischen Probleme und gesellschaftlichen Kosten allzu flott beiseiteschiebt, die aus dem «kommunikativen Beschweigen» der individuellen NS-Vergangenheiten erwachsen, beschreibt sie doch im Ganzen zutreffend die Aufgabe, vor der die wenigen versprengten Weimarer Demokraten und die alliierten Besatzungsoffiziere seit 1945 in Deutschland standen: nämlich vor der Notwendigkeit der Überführung der aus ihrem nationalsozialistischen Engagement entlassenen und politisch mehr oder weniger enttäuschten «Volksgenossen» in die Bürgerschaft einer aufzubauenden Demokratie.<sup>5</sup> Dieser in seinen sozialpsychischen Dimensionen noch längst nicht hinreichend ausgeleuchtete Transformationsprozess verlief zwar nicht ohne Rückschläge (und im Osten in andere Richtung als im Westen), im Ganzen aber relativ zügig. Zu seinen Voraussetzungen gehörte, aus der Sicht der Alliierten – vor allem der Amerikaner, in deren wissenschaftlichen Beraterstäben darüber schon vor Kriegsende nachgedacht worden war –, eine durchgreifende politische Säuberung. ■ Es ging, mit anderen Worten, erst einmal um Entnazifizierung als Methode zur Herstellung post-nationalsozialistischer Gesellschaftsverhältnisse. Die Bedingungen dafür waren im Frühjahr 1945 relativ günstig, günstiger jedenfalls als von den Alliierten vielfach erwartet. Hitlers Nimbus nämlich war verfallen. Gewiss, die Ausnahmen sind bildkräftig dokumentiert: Sie zeigen Hitler-Jungen, die, politisch verhetzt und masslos enttäuscht, im Moment der Niederlage bitterlich weinen, statt sich ihres geretteten Lebens zu freuen; sie zeigen den Terror der «Fliegenden Standgerichte», in denen ideologisch hoch verpflichtete Vertreter von Justiz, Gestapo und SS auch noch nach dem Ende des «Führers» einfache «Volksgenossen» und Soldaten zum Tode verurteilen und hinrichten lassen; sie zeigen plötzlich ihrer Machtfülle beraubte «Amtswalter» der Partei und radikale NS-Bürgermeister, die in der autoaggressiven Schlussphase des Regimes für sich und mitunter auch für ihre Familien als letztes Mittel nur noch den Selbstmord glauben wählen zu können. ■ Mehrheitlich jedoch galt für die Angehörigen der Funktionsebenen, die das «Dritte Reich» lange und in aller Regel überzeugt getragen hatten, anderes.<sup>6</sup> Sie waren am Ende des Krieges zu jener zügigen politischen Selbstanpassung bereit, die ihre Schatten, wie wir heute wissen, vor allem in der Wirtschaft schon 1943/44 vorauswarf. So etwa, wenn der Siemens-Konzern seine Zentrale aus Berlin



Die Anklagebank des Nürnberger Hauptprozesses. Der Angeklagte Raeder spricht, 1946 (Kat.-Nr. 497)

nach München verlagerte oder Friedrich Flick seine Unternehmungen entsprechend den Grenzen der künftigen Besatzungszonen neu sortierte. Ein anderes prominentes Beispiel für politische Flexibilität war Hermann Josef Abs, der sich nach positiven Erstkontakten mit den Amerikanern zur eigenen Überraschung allerdings bald im Internierungslager wiederfand und enttäuscht zur Kenntnis nehmen musste, dass sein Angebot zur konstruktiven Mitwirkung am Neuaufbau nicht sogleich und wie erhofft goutiert wurde. ■ Trotz solcher individueller Frustrationen war die Ankündigung der Alliierten, den «Hauptkriegsverbrechern» in Nürnberg den Prozess zu machen, für die Funktionseliten anfangs so wenig ein Problem wie für die durcheinandergewirbelte deutsche Gesellschaft insgesamt. Auf «Hitler, Himmler, Heydrich», das bald schon sprichwörtliche Trio der «Verbrecher gegen die Menschlichkeit»<sup>7</sup>, musste das International Military Tribunal zwar ebenso verzichten wie auf Joseph Goebbels. Aber Hermann Göring gönnten die Deutschen den Prozess allemal, obgleich dieser selbst am Ende das Gefühl hatte, «um Deutschlands willen» auf die Giftkapsel beißen zu müssen: weil er es seinen «Volksgenossen» nicht glaubte zumuten zu können, den «Deutschen Reichsmarschall» hängen zu sehen. Auch für die übrigen der 24 Angeklagten fanden sich zunächst kaum Fürsprecher, zumal Goebbels' Propaganda die Deutschen zuletzt mit völlig masslosen

Fantasien über alliierte Sühne- und Sanktionsmassnahmen zu schrecken versucht hatte. ■ Ein wirkliches Akzeptanzproblem entstand jedenfalls nicht mit dem Verfahren gegen die verbliebenen «Hauptkriegsverbrecher» (Abb. oben), sondern im Grunde erst mit den sogenannten Nürnberger Nachfolgeprozessen, die sich dezidiert gegen die deutschen Funktionseliten richteten. Und die Kritik wuchs weiter, als parallel dazu deutlich wurde, dass die alliierte Praxis der Internierung, der Entnazifizierung und der politischen Säuberung im weiteren Sinne nach Umfang, Intensität und Dauer alle Erwartungen und Befürchtungen übertraf.<sup>8</sup> Spätestens jetzt, gegen Ende der 40er Jahre, sank die Bereitschaft zur politischen Schuldanalyse und geistig-moralischen Selbstbefragung, die bis dahin mit Namen wie Karl Jaspers, Walter Dirks und Friedrich Meinecke verbunden gewesen war und vor allem in den neuen Kulturzeitschriften ihren Niederschlag gefunden hatte, gegen Null. ■ Immerhin: Das Verhältnis der Deutschen zu ihrem vormaligen «Führer» hatte sich unter dem Einfluss der Nürnberger Enthüllungen und einer erzieherischen alliierten Informationspolitik weiter abgekühlt. Der verbreiteten, transformationspolitisch durchaus funktionalen und von den Siegermächten insoweit geförderten Pauschaldistanzierung vom Nationalsozialismus entsprach die nunmehr geläufige Parole «Hitler ist an allem schuld». Das bot kollektive Entlastung – und war doch

bloss, wie die Mitscherlichs später bemerkten, die Umkehrung jener einstmals so grossen Liebe zu Hitler, die nun verdrängt und verleugnet werden musste.<sup>9</sup> Zugleich war dies der Hintergrund für die Beobachtungen, die Hannah Arendt während ihrer Reisen durch Deutschland gegen Ende der 40er Jahre machte: Wohin sie auch kam und mit wem sie auch sprach, es war praktisch unmöglich geworden, noch einen Nationalsozialisten zu treffen – niemand wollte einer gewesen sein.<sup>10</sup> Stattdessen begegnete sie Deutschen, die sich der emigrierten Jüdin ihrerseits als Opfer präsentierten: als Überlebende des Bombenkriegs, als Notleidende nach Flucht und Vertreibung, als Objekte politischer Willkür, in deren Ausübung die alliierten Besatzer dem verflossenen NS-Regime freilich nicht nachstünden. ■ Diese neue kollektive Selbstwahrnehmung war mit den Bestrebungen einer demokratischen «Umerziehung» wenigstens halbwegs kompatibel, trotz des Ressentiments gegenüber den Besatzungsmächten, das, ebenso wie die Behauptung eines alliierten Kollektivschuldvorwurfs<sup>11</sup>, offenbar einem Bedürfnis des psychischen Ausgleichs folgte. Denn mit ihr trat an die Stelle des Ideologems der heroisch kämpfenden «Volksgemeinschaft», die das Regime bis zum Schluss zu mobilisieren verstand, eine Interpretation, in der sich die Deutschen immer stärker als von ihrem «Führer» verführt und missbraucht begriffen: als die eigentlich ersten und letzten Opfer Hitlers. ■ Diese Perspektive war auch für die Deutschen in der Sowjetischen Besatzungszone und der frühen DDR attraktiv, angesichts des dort rasch vorwaltenden kämpferischen Antifaschismus jedoch öffentlich stark tabuisiert. Gleichwohl verwandelte sich der Mythos des «Führers» in den ersten Nachkriegsjahren im Osten wie im Westen in sein Gegenteil: Aus Hitler wurde eine Unperson – in der Sprache des Westens der «Teufel» oder «Dämon», in jener des Ostens die «faschistische Bestie». Selbst unter diesen eindeutigen Vorzeichen fand Hitlers Biografie in der DDR darüber hinaus jedoch kaum Beachtung. Die Dimitroff-Formel von 1935, für die der Plakatkünstler John Heartfield (Helmut Herzfeld) eine ebenso berühmte wie nachhaltige Visualisierung geschaffen hatte, galt im Grunde bis zuletzt fort – Hitler als «Agent des Monopolkapitals», hinter dem nicht Millionen von Arbeitern standen, sondern die Kapitalisten mit ihren Millionen. In der Bundesrepublik hingegen entwickelten sich Historiografie und öffentlicher Diskurs langsam weiter. Aber auch hier spiegelte sich die Mystifizierung des «Führers» als Unperson noch Ende der 50er Jahre in einem bald schon berühmten literarischen Reflex: Als nämlich Golo Mann seine *Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* publizierte und Hitler über weite Strecken sogar den Namen verweigerte; vom Moment seiner «Machtergreifung» bis zum Ende des «Dritten Reiches» firmiert er nur als «H.».<sup>12</sup>

#### Vergangenheitspolitik

Seit Gründung der beiden deutschen Staaten und dem Abschluss der Entnazifizierung liessen der individuelle Nutzen und die gesellschaftliche Funktionalität einer routinemässigen Distanzierung von Hitler nach. Vor allem die Politik der Bundesregierung unter Adenauer, aber auch der SED unter Ulbricht, entsprach jetzt über weite Strecken den starken vergangenheitspolitischen Erwartungen der Bevölkerung, die sich auf eine Reintegration und Wiederverwendung der «Ehemaligen» richteten. Während das Interesse an der Person Hitlers darüber eher zurücktrat – im Westen wohl auch befördert durch die Konjunktur einer vulgarisierten Totalitarismustheorie, die ihre Erklärungen des Unheils in der strukturellen Manipulierung und Verführbarkeit des modernen «Massenmenschen» suchte –, wuchs die Neigung zur nostalgisch-selbstversöhnlichen Erinnerung an das «Dritte Reich». Ein gewichtiges Indiz dafür sind die bekannten, freilich nur für den Westen vorliegenden Meinungsumfragen (Abb. rechts), die noch bis Mitte der 50er Jahre eher wachsende als rückläufige Zustimmungswerten zu der Auffassung anzeigten, der Nationalsozialismus sei eigentlich eine «gute Idee» gewesen, die nur leider «schlecht ausgeführt» worden sei. Der Meinung, dass Hitler ohne den Krieg einer der «grössten deutschen Staatsmänner» gewesen wäre, schlossen sich im Mai 1955 nicht weniger als 48 Prozent aller Befragten an, während nur 36 Prozent dies verneinten. Drei Jahre später gab es in etwa ein Patt, und erst seit 1960 hatte die kritische Position, allerdings nicht ohne Rückschläge, stets die Oberhand.<sup>13</sup> ■ Auch Formulierungen aus der Kriegs- und Vorkriegszeit kehrten in den 50er Jahren in entsprechend angepasster Form zurück. An die Stelle des einstmals populären «Wenn das der Führer wüsste!» traten Apologien wie «Davon hat der Führer nichts gewusst!» oder «Wenn das mit den Juden nicht gewesen wäre...». Damit einher ging ein voyeuristisches, freilich nur im Westen von den Medien eifrig bedientes Interesse an den Details von Hitlers privater Lebensführung, zumal an seiner bis Kriegsende unbekanntem Beziehung zu Eva Braun, von der nun auch erste Farbaufnahmen kursieren. Im Stil noch ganz ähnliche Fotos aus den 50er Jahren zeigen eine bayerische Sommerwiesendidylle, von der aus junge Frauen einen gebührenpflichtigen Blick durchs Fernrohr auf den Obersalzberg riskieren (Abb. S. 146); es sind dies sprechende Indizien für die inzwischen schon leicht frivole Erinnerung an den «Führer»: Elemente einer Boulevardisierung und Trivialisierung, die sich in den folgenden Jahrzehnten fortsetzen sollte. ■ Eindeutig gegen diesen Trend stellte sich die noch junge Zeitgeschichtsforschung. Kritische Aufklärung und nüchterne Reflexion über die NS-Zeit bedeuteten aus der Perspektive dieser dezidiert als Demokratiewissenschaft auftretenden neuen Disziplin nicht zuletzt eine scharfe Absetzung von der Kammerdienerperspektive der Illustriertenpresse – und schon dadurch eine gewisse Entpersonalisierung des historischen Narrativs. Der Hauptgrund für Letzteres lag allerdings in der Fokus-

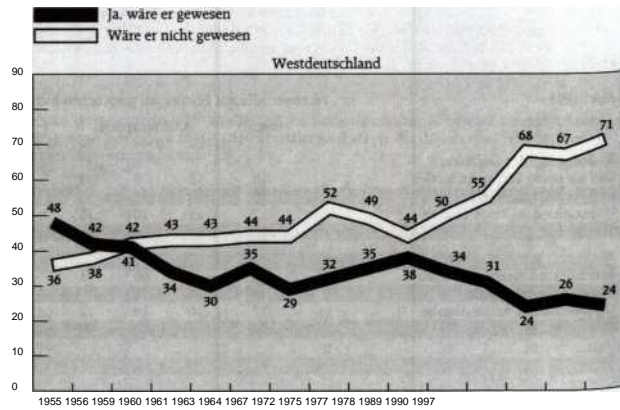


Nationalbewusstsein – Geschichtsbewusstsein

Hitler

Frage: „Alles, was zwischen 1933 und 1939 aufgebaut worden war und noch viel mehr, wurde durch den Krieg vernichtet. Würden Sie sagen, dass Hitler ohne den Krieg einer der grössten deutschen Staatsmänner gewesen wäre?“ (Zahlen in Prozent) Ü

Mai 1997



Mai 1997	Bevölk. insg.	West		Politischer Standort				
		West	Ost	Links	Mäßig links	Mitte	Mäßig rechts	Rechts
Ja, wäre er gewesen	25	21	28	17	7	11	23	14
Wäre er nicht gewesen	70	71	64	77	70	61	72	63
Keine Angabe	2	2	2	3	1	1	2	2
Keine Angabe	5	3	6	3	5	3	3	2
<b>Summe</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>

«Ansehen Hitlers bei der deutschen Bevölkerung im Wandel der Zeit», in: *Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie* 1997, S. 514

sierung der Zeithistoriker auf die Frage nach den gesellschaftlichen Strukturen und politischen Machtkonstellationen, die «1933» ermöglicht hatten; im Sinne ihres selbsterteilten «volkspädagogischen» Auftrags ging es dabei um eine Relativierung der Person Hitler und ihrer in der Öffentlichkeit notorisch überbetonten Fähigkeiten. Darüber hinaus ging es den zumeist der Generation der Flakhelfer und jungen Frontsoldaten entstammenden Wissenschaftlern aber auch um ein prinzipielles Dementi der ihnen durch die Erfahrung des Nationalsozialismus unerträglich gewordenen Vorstellung, «Geschichte» sei am Ende das Werk «grosser Männer». ■ Dieser spezifische Entstehungshintergrund der Zeitgeschichtswissenschaft dürfte die Wesentliche Erklärung dafür sein, dass in den 50er und 60er Jahren keine deutsche Hitler-Biografie von Rang entstand; das 1952 erschienene und schon im Jahr darauf auf Deutsch veröffentlichte Werk des englischen Historikers Alan Bullock, das Hitler nicht etwa als ideologischen Dämon, sondern als opportunistischen Machtpolitiker zeichnete, blieb auch deshalb in der Bundesrepublik für Jahrzehnte ein hoch respektierter Solitär.<sup>14</sup>

Die westdeutsche Gesellschaft und ihre Medien

Während die Zeitgeschichtsforschung die Bedeutung von Hitlers Persönlichkeit gleichsam didaktisch zu relativieren suchte und in ihrer strukturgeschichtlichen Ausprägung bisweilen geradezu ohne ihn auszukommen schien, galt dies für die westdeutsche Gesellschaft und ihre Medien eigentlich nie. Vor allem Joachim Fest stand wie kein anderer für das Gegenprogramm. Beginnend mit seinem erstmals 1963 erschienenen Porträtband über *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*, setzte der Journalist konsequent und mit grossem Erfolg auf die auch psychologische Ausdeutung des nationalsozialistischen Führungspersonals. Den Erinnerungen des 1966 aus alliierter Haft entlassenen ehemaligen Rüstungsministers Albert Speer, die 1969 unter tatkräftiger Mitwirkung von Joachim Fest und Wolf-Jobst Siedler erschienen, folgte 1973 Fests mehr als tausendseitige, literarisch anspruchsvolle Hitler-Biografie.<sup>15</sup> Sie wurde zum Auftakt einer bald heftig umstrittenen «Hitler-Welle». ■ «Wie noch nie zuvor in der deutschen Nachkriegsgeschichte wälzt sich eine Flut neuer Hitler-Publikationen auf den Bundesbürger zu», konstatierte der *Spiegel* Anfang April 1973. «Rechtzeitig zum 40. Jubiläumsjahr der nationalsozialistischen Machtergreifung», so hiess es weiter (nicht nur grammatikalisch etwas holpernd), «werden Bücher und Filme Millionen Deutsche dem Gründer und Verderber des Dritten Reiches und mithin ihrer eigenen Vergangenheit konfrontieren. Experten sprechen bereits von einer Hitler-Renaissance.» Gemessen an heutigen Usancen um Wochen verspätet, bildete die Titelgeschichte den Auftakt einer Serie, in der Werner Maser neue «Führer»-Dokumente präsentierte, ehe noch der konkurrierende *Stern* mit einem 15-teiligen Vorabdruck von Joachim Fest beginnen konnte.<sup>16</sup> ■ Tatsächlich setzte sich in den nächsten Jahren fort, was der *Spiegel* damals prognostizierte und wozu er selbst lebhaft beitrug: «Adolf Hitler kehrt in das öffentliche Bewusstsein der Deutschen zurück.» Dass es sich dabei in erster Linie um das Bewusstsein der inzwischen im Rentenalter angekommenen NS-Funktionsgeneration handelte, wurde unübersehbar, als der Hamburger Verleger John Jahr 1974 *Das HL Reich* an die Kioske brachte. Das Sammelwerk im Illustriertenstil widmete sich zielgruppensicher allerdings nicht nur dem «Führer», sondern auch «Zarah Leander und Schalke 04, Hans Albers und den Autobahnen» – und schmeckte, wie der *Spiegel* etwas heuchlerisch kritisierte, «die damalige Zeit nicht vom Ergebnis her» nach, sondern «aus der Sicht der Zeitgenossen».<sup>17</sup> ■ Hitlers Comeback in den 70er Jahren beschränkte sich allerdings nicht mehr auf bunte Fotos. Wie zuletzt wohl in Charlie Chaplins *Der grosse Diktator* (1940), war die Re-Visualisierung des «Führers» nun Ergebnis einer internationalen Marktnachfrage, in der neben populären Büchern vor allem Kinofilme, Fernsehserien und Musicals reüssierten, darunter die seitdem vielfach reinszenierte Film- und Bühnensatire *Springtime for Hitler* («The Producers», 1968), die in der Bundesrepublik jedoch erst mit mehrjähriger Verspätung zu sehen war.<sup>18</sup> Auch Helmut Qualtingers



Hannes Betzler: Obersalzberg, 1950er Jahre

legendäre Lesungen aus *Mein Kampf* galten zunächst als Geheimtipp für junge Intellektuelle, während sich der Erfolg der Frage, die Walter Kempowski 1973 an das deutsche Publikum richtete, wohl vor allem ihrer scheinbaren Unverfänglichkeit verdankte: «Haben Sie Hitler gesehen?»<sup>19</sup> ■ Ihren Höhepunkt erreichte die Hitler-Welle 1977, als neben Hans-Jürgen Syberbergs in London uraufgeführten, esoterischem Sieben-Stunden-Epos *Hitler, ein Film aus Deutschland* der zweieinhalbstündige Dokumentarfilm *Hitler – eine Karriere* in die Kinos kam, den Joachim Fest mit Christian Herrendoerfer zusammengestellt hatte. Bei aller Unterschiedlichkeit waren die beiden Werke Anlass für eine kritische Debatte in den Feuilletons, die sich – von Saul Friedländer ein paar Jahre später bis heute gültig auf den Punkt gebracht<sup>20</sup> – vor allem aus ihrem ambivalenten Umgang mit dem Faszinosum Hitler speiste. ■ «Noch nie sah man Bilder, die so eindringlich Hitler-Kult und Massenhysterie des Nationalsozialismus enthüllten», urteilte Heinz Höhne im *Spiegel* über Fest/Herrendoerfer. Selbst Autor zeitgeschichtlicher Serien und Bücher,

bescheinigte er den Kollegen, «den zum Zelluloid-Monster degenerierten Führer von den Denkschablonen antifaschistischer Aufklärungsfilme» befreit zu haben. Aber Höhne erkannte auch die «Suggestionskraft» der Bilder und das Risiko, das Fest einging, indem er die «Genialität des grossen Demagogen» und seine «Übereinstimmung mit den Massen» betonte. Und er antizipierte die Kritik der Geschichtswissenschaft: «Vollends bedenklich aber wird die Fachhistoriker stimmen, dass die von Fest nolens volens betriebene Personalisierung des Dritten Reiches in der Figur Hitlers das Bild eines schrankenlosen, planmässig agierenden Knopfdruck-Diktators popularisiert, von dem die neuere Geschichtsschreibung längst abrückt. Kein Wort fällt in diesem Film über die Bedingungen und Begrenzungen Hitlerscher Alleinherrschaft, kein Hinweis auf den von Cliquenkämpfen und Kompetenzkabalen bestimmten Alltag des Führers.»<sup>21</sup> ■ Eine Zäsur im Umgang der Deutschen mit Hitler bildete kaum eineinhalb Jahre später, im Januar 1979, die Ausstrahlung der amerikanischen Fernsehserie *Holocaust* durch die Dritten Programme der ARD.

Ungeachtet der Vergegenwärtigung, die bereits 1955 das Tagebuch der Anne Frank, 1961 das Verfahren gegen Eichmann in Jerusalem oder 1963/65 der grosse Frankfurter Auschwitz-Prozess bedeutet hatten: Noch nie zuvor in der Geschichte der Bundesrepublik hatte das Zentralverbrechen der NS-Zeit, die Ermordung der europäischen Juden, eine ähnlich durchdringende gesellschaftliche Realisierung erfahren – mit offenkundigen Folgen für die Möglichkeit, sich weiterhin mehr oder weniger ungeniert von Hitler fasziniert zu zeigen. ■ Während Sebastian Haffners 1978 erschienener Bestseller *Anmerkungen zu Hitler* seinen begeisterten Lesern soeben die Möglichkeit eröffnete, sich Hitlers «Leistungen» noch einmal scheinbar wertneutral in Erinnerung zu rufen, generierte *Holocaust* nun ein neues, deutlich verdüstertes Interesse an der Geschichte des «Dritten Reiches». Unter massgeblicher Mitwirkung junger Wissenschaftler aus der Generation der bald sogenannten Achtundsechziger, die ihr eben noch sehr abstraktes Interesse an der «Faschismustheorie» hinter sich liessen, kam eine empirisch-regionalgeschichtliche Euthanasie- und dann auch Holocaustforschung in Gang, die die NS-Historiografie der späten 80er und vor allem der 90er Jahre prägen sollte. ■ Hitler kehrte vor diesem Hintergrund erst relativ spät wieder in das Gesichtsfeld jedenfalls der Geschichtswissenschaft zurück; Ian Kershaws anspruchsvolle, erklärermassen in geschichtsgeschichtlicher Absicht verfasste Biografie markierte um die Jahrhundertwende diesen Umschwung.<sup>22</sup> Zusammen mit Saul Friedländers meisterhafter Darstellung über *Das Dritte Reich und die Juden*<sup>23</sup> war es wohl Kershaws Werk, das die Bahn brach für jene ebenso klare wie vorher kaum gehörte Feststellung, die inzwischen fast als Gemeinplatz gilt: «Ohne Hitler kein Holocaust.» ■ Parallel zu den grossen, synthetisierenden Anstrengungen der Geschichtswissenschaft ist Hitler als Medienthema und -figur seit den 90er Jahren freilich auch zunehmend aus seinem historischen Kontext herausgelöst worden. So wenig der «Führer» und das «Dritte Reich» jemals allein die Deutschen beschäftigten, so sehr ist er zur Popfigur doch erst geworden, seit der Abschied von den Zeitgenossen der NS-Zeit eingesetzt hat. Inzwischen dient Hitler als Gruselgrösse einer globalisierten Medienwelt, die sich seiner in allen möglichen und unmöglichen Zusammenhängen bedient – längst nicht mehr nur zum Zweck der historischen Aufklärung.

#### Anmerkungen

- 1 Süddeutsche Zeitung vom 5.5.2006, S. 19.
- 2 Vgl. Kansteiner 2003.
- 3 Misch 2008.
- 4 Görtemaker 2010; Die Welt vom 10. bzw. 22.2.2010; Die Zeit vom 4.3.2010.
- 5 Vgl. Lübke 1983; ders. 2007.
- 6 Vgl. Frei 2010.
- 7 «Verbrechen gegen die Menschheit», die eigentlich richtigere Übersetzung von «Crimes against humanity», war im Deutschen von Beginn an ungebrauchlich.
- 8 Dazu im Einzelnen Frei 2003.
- 9 Mitscherlich/Mitscherlich 1967.
- 10 Arendt 1989.
- 11 Dazu Näheres in Frei 2009 d.
- 12 Mann 1958, S. 814-963.
- 13 Noelle-Neumann/Köcher 1997, S. 514.
- 14 Bullock 1952.
- 15 Speer 1969; Fest 1973.
- 16 Der Spiegel vom 2.4.1973, S. 38-44.
- 17 Der Spiegel vom 25.2.1974, S. 96; vgl. auch ebd. vom 6.9.1976, S. 60 f.
- 18 Vgl. Der Spiegel vom 29.8.1977, S. 18.
- 19 Kempowski 1973.
- 20 Vgl. Friedländer 1982.
- 21 Heinz Höhne: *Faszination des Demagogen*, in: Der Spiegel vom 27.6.1977, S. 155 f.
- 22 Kershaw 1998/2000.
- 23 Friedländer 1998/2006.

## «Bruder Hitler» im deutschen Film

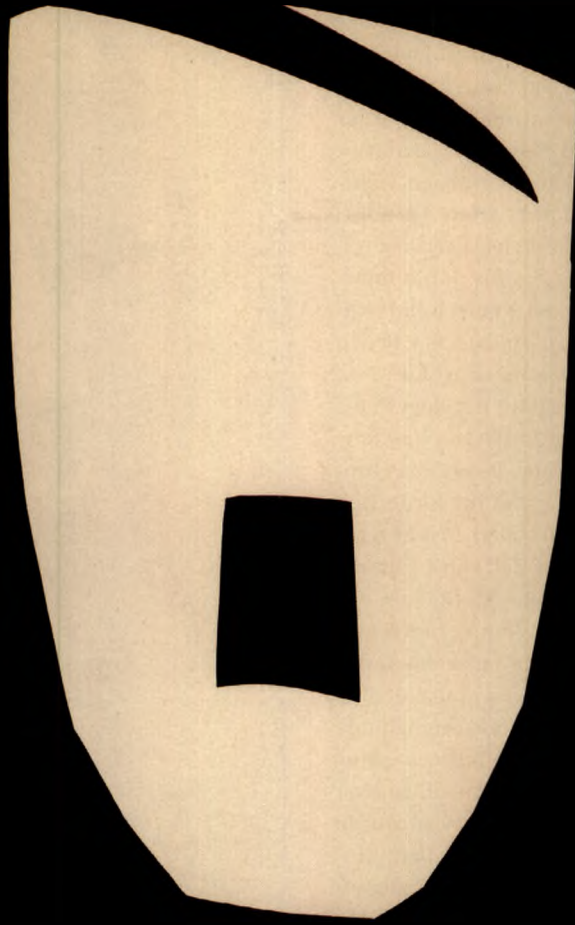


Albin Skoda (als Hitler) und Willy Krause (als Goebbels) in  
*Der letzte Akt*, Standbild, 1955

Schon am Vorabend des Zweiten Weltkriegs gibt der massgebliche Sprecher des «anderen Deutschland» von Amerika aus seinen Landsleuten das entscheidende Stichwort für die Auseinandersetzung mit Hitler. «Der Bursche ist eine Katastrophe», schreibt Thomas Mann, aber das sei «kein Grund, ihn als Charakter und Schicksal nicht interessant zu finden». <sup>1</sup> Hätte man im Deutschland nach Hitler an dieses Diktum anschliessen können, schon damals wären womöglich Hitler-Filme gedreht worden. Sie würden uns heute Aufschluss geben können über das früheste Hitler-Bild – ohne Hitler. Über den Beginn der «zweiten Geschichte» <sup>2</sup> des Schauspielers-Diktators. Aber innere Distanz und kreative Kraft fehlten, die «peinliche Verwandtschaft» anzunehmen und diesem Bewusstsein visuellen Ausdruck zu geben. Die ersten Hitler-Filme sind nicht grundlos ausserhalb Deutschlands entstanden. ■ Die Deutschen, die Hitler aufsteigen und über sich herrschen liessen, die ihm als «Herrenvolk» in einen Völkervernichtungskrieg gefolgt waren, sich aber nicht selbst von ihm befreien konnten, haben diese Schande nur ertragen können, indem sie den toten Diktator in einen guten und in einen bösen Hitler halbierten, um ihn zu dämonisieren und sich selbst zum Opfer-

volk zu stilisieren. Eine ihrem mehrheitlichen Selbstverständnis nach verführte, gutgläubige und für verbrecherische Zwecke missbrauchte Gesellschaft leugnete die begangenen Verbrechen nicht, zu gross war die Beweislast der in Nürnberg vorgelegten Dokumente. Aber sie verdrängte ihre vertrauensselige Hitler-Gefolgschaft, die Faszination, die der «Führer» aus dem Volk für die Masse des Volkes lange besessen hatte. Den einfachen Weltkriegsgefreiten und gescheiterten Künstler, der ihr Hoffnungsträger und Heilsbringer geworden war, der sie von der Demütigung des Versailler «Diktatfriedens» befreit und wieder aufgerichtet, der die Weimarer Klassengesellschaft und sogar die deutsch-österreichische Teilung überwunden hatte, diesen erstaunlich erfolgreichen Integrator der Vorkriegszeit, liess die frühe Nachkriegsgesellschaft zunächst hinter dem gescheiterten Imperator und verbrecherischen Verführer der Kriegsjahre verschwinden, um ihn zum Bösen schlechthin zu machen. Hitler wurde unsichtbar oder, zeichenhaft abstrakt, im blossen Oberlippenbärtchen auch zur Karikatur, zur universellen Chiffre des Bösen. ■ Noch bevor Deutschland und die Welt durch die Armeen der Alliierten von Hitler befreit wurden, haben Filmregisseure aus den Ländern der Anti-Hitler-Koalition damit begonnen, die Welt virtuell von Hitler zu befreien. Zu den bis heute bedeutendsten Streifen gehören *Der grosse Diktator* (Abb. rechts) aus dem Jahr 1940 von Charlie Chaplin, der sich nach Auschwitz von diesem, bis heute hochgelobten Werk allerdings distanziert hat, sowie *Sein oder Nichtsein* (Abb. S. 150) aus dem Jahr 1942 von Ernst Lubitsch. Erstmals wurde der «Führer» in der «Maske des Komischen» <sup>3</sup> auf die Leinwand gebracht und der Welt gezeigt, dass und warum das Lachen über Hitler eine befreiende Wirkung haben kann. Das deutsche Kinopublikum hat diese Filme, wenn überhaupt, erst sehr viel später gesehen. ■ Nicht viel anders verhielt es sich mit solchen Streifen, welche die Amerikaner zum Zweck der Aufklärung und Propaganda drehten. Während des Nürnberger Prozesses gegen die «Hauptkriegsverbrecher» wurde *Nazi Concentration Camps* gezeigt. Auch das Hauptverfahren selbst erschien ihnen einen Dokumentarfilm wert. Aber *Nürnberg und seine Lehren* kam zu spät, erst Ende 1948 in die westdeutschen Kinos. <sup>4</sup> Die Gründung der Bundesrepublik stand unmittelbar bevor und der vormalige, verhasste Kriegsgegner (West-)Deutschland im Begriff, in die neue Rolle des Bündnispartners zu wechseln. ■ Den ersten deutschen Hitler-Film drehte G.W. Pabst (*Der letzte Akt*, 1955) (Abb. links). In einer deutsch-österreichischen Gemeinschaftsproduktion verkörpert der Burg-Schauspieler Albin Skoda Adolf Hitler während seiner letzten Tage im Führerbunker unter der Reichskanzlei. Sein Gegenspieler ist ein regimekritischer Wehrmachtshauptmann (Oskar Werner), der den «Führer» über die wahre Lage an der Front aufklären und Verstärkung anfordern soll, während Hitler im Begriff steht, die Tunnel der Berliner U-Bahn, in denen Hunderttausende Zuflucht gefunden haben, zu sprengen, um den Russen die Einnahme Berlins zu erschweren. Der Film verschwand bald aus den westdeutschen Kinos. Zehn Jahre nach 1945 mochten die Deutschen an das Kriegsende nicht oder noch

CHARLES CHAPLIN



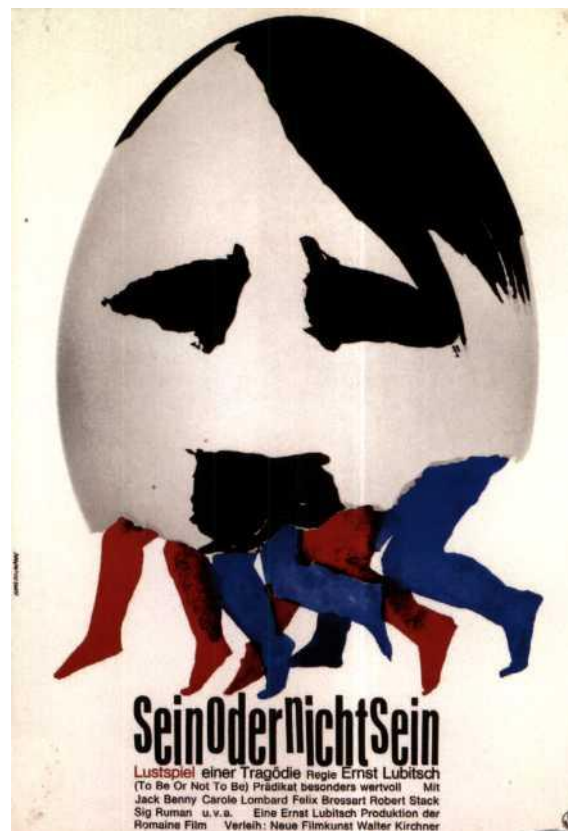
DER  
GROSSE  
DIKTATOR

THE GREAT DICTATOR

PRODUKTION, BUCH UND REGIE: CHARLES CHAPLIN



nicht wieder erinnert werden. Und an die letzten Tage ihres vormaligen «Führers» schon gar nicht. Vielleicht wirkte auch Hitlers Verbot nach, ihn in einem Spielfilm durch einen Schauspieler darzustellen. Unsichtbar blieb er auch in den Kriegsfilmern, die in dieser Zeit zahlreich in die westdeutschen Kinos kamen. Sie zeigten das heldenhafte Bild von tapferen und durch Hitler missbrauchten Soldaten. Von diesem Mythos einer «sauber» gebliebenen Armee profitierte der Aufbau einer neuen Wehrmacht – wie man die Bundeswehr zunächst nannte.<sup>5</sup> ■ 1961, im Jahr des Eichmann-Prozesses und der ersten Verjährungsdebatte im Deutschen Bundestag, wurde der bis dahin unbekannte, 1938 aus Deutschland geflohene, deutsch-jüdisch-schwedische Journalist, Übersetzer und Filmemacher Erwin Leiser über Nacht berühmt mit dem Dokumentarfilm *Mein Kampf (Den blodiga tiden)*.<sup>6</sup> Der Film beginnt mit dem Ende, blendet vom brennenden Berlin des Jahres 1945 in das Jahr 1914 zurück, erzählt den Aufstieg der Hitler-Bewegung chronologisch und im Kontext der Ereignisse, die ihr förderlich waren und die sie spiegeln. In mehr als hundert Ländern gezeigt, hat dieser Film das Hitler-Bild dieser Zeit stark geprägt, indem er die weimarische Vorgeschichte des NS-Staates, des Weltkriegs und der Judenmordung in den Vordergrund rückte. ■ Leisers Film steht am Anfang des Jahrzehnts, das eine neue Phase in der künstlerischen Auseinandersetzung und politischen Bewertung Hitler-Deutschlands ermöglichte und erlebte. Die «zweite Geschichte» des Nationalsozialismus erhielt ihre massgeblichen Impulse nicht mehr von aussen, von den Siegern. Sie war nun mehr und mehr innengeleitet, wurde von Politikern, Juristen, Schriftstellern, Intellektuellen, Studenten etc. Westdeutschlands selbst gestaltet – und fand vielfach auch das Interesse der internationalen Öffentlichkeit. Ablesbar ist dieser Prozess an den Kontroversen um Hochhuths *Stellvertreter-Drama*, den Verjährungsdebatten im Deutschen Bundestag, am Auschwitz-Prozess in Frankfurt, am Streit um *Die Ermittlung* von Peter Weiss und andere Stücke des zeithistorischen Dokumentartheaters, am Bestsellererfolg der Speer-Erinnerungen, der einen der engsten Mitarbeiter Hitlers in den Vordergrund des öffentlichen Interesses rückte. Damit war der Boden bereitet, auf dem im nachfolgenden Jahrzehnt eine erste mediale Hitler-Welle durch die Bundesrepublik rollen konnte. ■ Ihre substantielle Grundlage gab ihr kein Universitätshistoriker, sondern der Journalist und Schriftsteller Joachim Fest. Schon ein Jahrzehnt zuvor hatte er das personelle *Gesicht des Dritten Reiches* in biografischen Porträts beschrieben. Niemand, so lobte ihn die Kritik, habe seit Thomas Mann so eindringlich und erhellend über Hitler geschrieben, Wissenschaft und Literatur zur Synthese verschmolzen. Das Hitler-Porträt von Fest ist dreifach dimensioniert: Es vereint die detailliert beschriebene Lebensgeschichte und psychologische Ausleuchtung der Person mit einer «Biographie der Epoche», deren Repräsentant Hitler wie kaum ein zweiter ist. Die Zäsuren der Jahre 1918, 1933 und 1939 nutzt Fest für perspektivisch übergreifende Betrachtungen. Der Diktator erscheint so als Macher



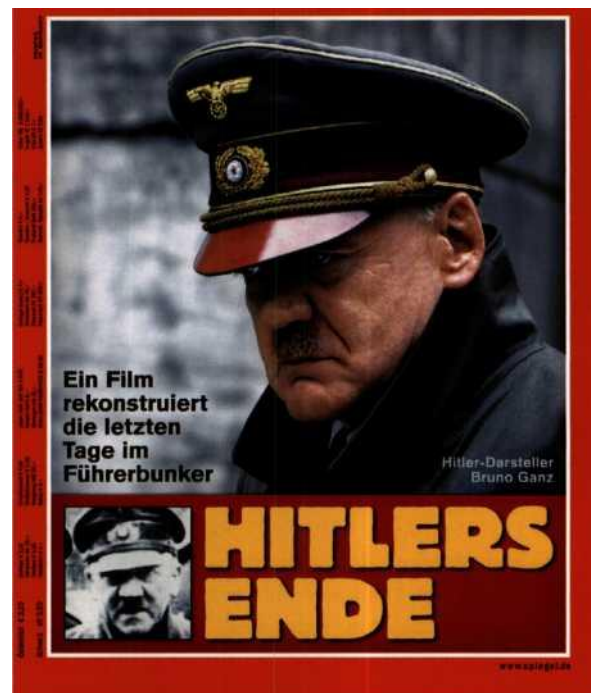
Fimlplakat zu *Sein oder Nichtsein*, gestaltet von Hans Hillmann, 1955 (Kat.-Nr. 517)

und Produkt seiner Zeit, als Gegenrevolutionär – und als Modernisierer, als grosser Zerstörer seiner Zeit, aber auch als Beschleuniger des industriegesellschaftlichen Wandels. Folgerichtig wird im Schlusswort nach dem Ort Hitlers in der deutschen Geschichte gefragt, einer Geschichte ohne Revolution. Hitler, so Fest, sei der Nutzniesser der deutschen Geschichte gewesen und habe den im 19. Jahrhundert «versäumten emanzipatorischen Prozess ausserordentlich beschleunigt».<sup>7</sup> Auch das zweite strukturelle Merkmal der Hitler-Herrschaft arbeitet Fest heraus, ihren theatralischen und politisch-religiösen Grundzug, die hohe Bedeutung der audiovisuellen Medien und der öffentlichen Inszenierung des Führermythos. Eine bessere Drehbuchvorlage für einen ersten umfassenden dokumentarischen Hitler-Film konnte man sich zu dieser Zeit schwerlich vorstellen. ■ Der von Fest und Christian Herrndorfer 1977 produzierte Film *Hitler – eine Karriere* zeigt den Diktator in den Bildern, in denen das «Dritte Reich» gesehen werden wollte und sich selbst sah. Es sind insofern Bilder, die ihren eigenen Missbrauch dokumentieren. Diese Ambivalenz von unbeabsichtigter Apologetik und inten-

dierter Kritik am dämonischen Hitler-Bild der Nachkriegszeit hat die Kritik irritiert und dem Film seihst von Filmemachern Polemik und moralische Missbilligung eingetragen. Nur selten wurde im Verzicht auf den didaktischen Zeigefinger und in der Entmystifizierung Hitlers ein intellektueller Fortschritt und deutungspolitischer Freiheitsgewinn gegenüber der eigenen Geschichte gesehen. Gewiss, die verbrecherische Rückseite im Doppelgesicht des «Dritten Reiches» bleibt peripher, politische Verfolgung und Ermordung der Juden kommen kaum ins Bild. Insofern ist der Film ein Produkt seiner Zeit. Er rückt die Person, ihre medial erzeugte Faszination und den Mythos Hitler ins Bild – ein Bild, das es bis dahin im Deutschland nach Hitler noch nicht gab, nicht geben durfte. Und das noch zehn Jahre später politisch so irritierte, dass ein Parlamentspräsident durch eine Allparteienpanik aus dem Amt gejagt werden konnte, weil er am nationalen Gedenktag der Reichspogromnacht das immer noch schmerzlichste nationale Tabu brach, als er vom Faszinosum Hitler sprach.<sup>8</sup> ■ Wie wichtig und überfällig kritisch-verstehende Hitler-Deutungen zu dieser Zeit längst waren, lässt sich auch am demoskopischen Meinungsprofil ablesen. Zwar hatte der Vorkriegs-Hitler seine hohen Sympathiewerte aus der Frühzeit der Bundesrepublik verloren, aber noch um 1980 war ein Drittel der Befragten der Meinung, Hitler wäre ohne Krieg und Judenmord einer der grössten deutschen Staatsmänner gewesen. Auf dieses schizoide Hitler-Bild war Sebastian Haffners 1978 erschienenes Buch *Anmerkungen zu Hitler* ausgerichtet. In sieben Essays, die Titel provozierend kurz, stellte er lakonisch Hitlers *Verbrechen* seine *Leistungen* gegenüber, Hitlers *Verrat*, *Fehlern* und *Irrtümern* seine *Erfolge*. ■ Fast zur gleichen Zeit wurde die westdeutsche Öffentlichkeit durch einen weiteren filmischen Beitrag zur Hitler-Debatte aufgeschreckt und noch mehr irritiert: durch den sechsstündigen, ausschliesslich im Studio gedrehten Streifen *Hitler, ein Film aus Deutschland* von Hans Jürgen Syberberg.<sup>9</sup> Schon dass er die herkömmlichen Gattungen ignorierte, irritierte das Publikum. Der Film will nicht unterhalten, verzichtet also auf jede Spielfilmhandlung, er will aber auch nicht aufklären, verzichtet also auch auf einen dokumentarischen Zugriff. Syberberg geht weiter, zeigt Möglichkeiten der Hitler-Deutungen auf, weil er die Person für nicht nachspielbar hält und zudem davon ausgeht, dass der bildinformierte Zuschauer Hitler längst aus einer Fülle von Filmbildern kennt, die erfundenen eingeschlossen. Es ist ein «Lesefilm» (Anton Kaes), der in Bild-Ton-Montagen, die Ästhetik Brechts und Wagners verknüpfend, den Irrationalismus der deutschen Identität und Geschichte ins Zentrum rückt, um Hitlers Zerstörung deutscher Mythen anzuprangern – und sich damit zwangsläufig dem Vorwurf aussetzt, in der Auseinandersetzung mit Hitler selbst «irrational» zu verfahren. ■ Dem Schweizer Philosophen Max Picard<sup>10</sup> und seinem viel beachteten Hitler-Buch der frühen Nachkriegszeit folgend, macht Syberberg Hitler zur Projektionsfläche. Diese mobilisiert und bündelt generationentypische Ängste, Hassgefühle und Sehnsüchte. Der fiktive Hitler selbst gibt die Erklärung:

«Es war niemand anders da, der meine gewünschte Rolle übernehmen wollte, konnte. Und so haben sie mich gerufen, zuerst das Bürgertum, dann das Militär, [...] dann die Industrie zur Vertreibung des Bolschewismus [...] dann die Kleinbürger, die Arbeiter, denen ich vieles erfüllen konnte, und der Jugend, der ich wieder ein Ziel gab, [...] ja, und das Ausland, das froh war, wieder Ruhe zu haben in Europa, Stärke und Feierlichkeit. Und man möge bedenken, wie vielen Menschen ich einen Inhalt gab, wogegen zu sein es sich lohnte. [...] Ich war und bin das Ende eurer geheimsten Wünsche, Legende und Wirklichkeit eurer Träume, da müssen wir nun durch [...]» ■ Nicht die Nachlebenden klagen den Toten an. Der zurückgekehrte tote Hitler hält Gericht über die Deutschen, die sich von ihm nicht selbst befreien konnten, weil Hitler für sie zugleich Heilsfigur und Teufel war. Die ästhetische Faszination des deutschen Faschismus und die massenmobilisierende Kraft des Führermythos sind zwei zentrale Aspekte des Films, die Todesmythologie sein Leitthema. Krieg und Judenvernichtung sind Symptome eines allgemeinen Untergangsszenarios. ■ Anfang der 80er Jahre machte ein Skandal Schlagzeilen, der bleibend mit einer spektakulären Blamage der Hamburger Illustrierten *Stern* verbunden und in die Mediengeschichte eingegangen ist als die grösste Sensation nach Hitler über Hitler – die Veröffentlichung der – gefälschten – Hitler-Tagebücher. Vollmundig hatte das Blatt der überraschten und ungläubigen Weltöffentlichkeit bei der Buchpräsentation erklärt, «weite Teile der deutschen Geschichte müssten umgeschrieben werden». Einen Tag später flog der Schwindel auf, bewies ein Gutachten des Bundeskriminalamts die Fälschung des sensationellen Funds durch den Maler Konrad Kujau, der dafür über 9 Millionen Deutsche Mark kassierte. Ein drehbuchreicher Medienskandal, der Skrupellosigkeit und Leichtgläubigkeit im Kampf um Auflagenhöhe und Marktanteil offenbarte – und zugleich das mediale Verwertungsinteresse bediente. Der Regisseur Helmut Dietl nutze diese Vorlage dann auch für seine Satire *Schtonkl!*. Den Titel verdankt der Film dem *Grossen Diktator*, die Besetzung mit vielen Filmstars – Veronica Ferres, Götz George, Harald Juhnke, Ulrich Mühe – verhalf der Filmpersiflage zu einer gewissen Beachtung und sogar zur Oscarnominierung, die Kritik war nicht überzeugt. ■ Über 60 Jahre, nachdem sich Adolf Hitler im Führerbunker der Reichskanzlei das Leben genommen hat, scheint er so lebendig und lebensnah wie nie. Das verdanken wir vor allem dem von Bernd Eichinger produzierten und von Oliver Hirschbiegel gedrehten Film *Der Untergang* und dem Dokudrama *Speer und Er* von Heinrich Breloer.<sup>11</sup> In seiner Zeit war Hitler ein lebender Mythos, nach seinem Tod wurde er zu einem übergeschichtlichen Dämon stilisiert. Nun wird er uns auf der Leinwand menschlich nähergebracht: der allmächtige «Führer» als von Sehnsüchten und Ängsten Getriebener, der Diktator im Angesicht des eigenen Todes. Dass nun auch die NS-Täter als Privatpersonen gezeigt werden, als Opfer ihrer eigenen Taten und Triebe, bedient den populären Publikumsgeschmack, befriedigt die Augenlust an *Sex and Crime*. In dieser Hinsicht hat die einstige Po-

litprominenz dem verwöhnten TV-Publikum unserer Tage nicht wenig zu bieten. *Speer und Er* macht aus Hitler und seinem Chefarchitekten und Rüstungsminister eine homoerotische Beziehungsgeschichte, *Der Untergang* eine «Big Bunker-Story». ■ Breloer interessiert sich, der Speer-Biografie von Joachim Fest folgend, zunächst für die libidinöse Beziehung zwischen den beiden ungleichen Architekten aus Leidenschaft. Speer, der die weibliche Rolle darin spielte, sollte «austragen», was der Führer «anregte». Sodann geht es um das moralische Individuum, den Rüstungsminister, Ausbeuter von Zwangsarbeitern, Nürnberger «Hauptkriegsverbrecher» und Spandauer Häftling. Speers verschwiegene Redefreude hat ihm erst bei den Alliierten und später auch bei seinen Landsleuten viele Vorteile verschafft. Bei Auschwitz-Überlebenden war er weniger erfolgreich. Jean Améry bestritt dem «einstigen Mittäter das moralische Recht, mit ergreifenden Expektorationen an die Öffentlichkeit zu treten» und beharrte darauf, dass Schuldeingeständnis und Umkehr «würdig nur in Einsamkeit vollzogen werden – ohne Geste an der Rampe».<sup>12</sup> ■ Breloers theatralische Bildergeschichte bleibt dafür ohne Gespür. Sein Kamerablick ist ganz auf Speer fixiert. Gewiss, das Rätsel Speer liegt auch in seiner Person, aber noch mehr bei seiner politischen Generation, den zwischen 1900 und 1910 geborenen Weltkriegskindern, ihrer nationalistischen Gläubigkeit und gefühlsmässigen Ablehnung der Weimarer Republik. Albert Speer war einer von zahlreichen idealistisch gesinnten Ingenieuren, Wissenschaftlern, Ärzten, Juristen und Offizieren, die sich, zumeist aus gutbürgerlichem Hause stammend, ganz der deutschen Sache verschrieben hatten – und der modernen, technoiden Sachlichkeit. Enthusiastisch stellte sich diese technokratische Elite dem Hitler-Regime zur Verfügung, in einem Bündnis vermeintlicher nationaler Erneuerung, das nur zwei Optionen kannte: Deutschlands Weltmachtstellung oder Untergang. ■ Darum geht es in dem erfolgreichsten Hitler-Film der Gegenwart: *Der Untergang* (Abb. rechts). Die Produzenten gaben vor, zu erklären, was das «Dritte Reich» möglich machte, wollen dies aber augenscheinlich gar nicht. Der Film erzählt die Geschichte einer Suizidgesellschaft, zieht das Publikum, sofern es grelle Farben, schrille Töne, Artillerie- und Maschinengewehrfeuer, Blut, zerfetzte Leiber, Fressorgien, sentimentale Verlogenheit, Gruppensex und Gruppenselbstmord unterhaltsam findet, mit Gewalt und Intimität in seinen Bann. Der Film ist bloss ein Melodram aus (selbst-)mörderischem Schlachtfest, Walpurgisnacht und Familiendyll. ■ Aber wer vom Untergang des «Dritten Reiches» erzählt, sollte die Architektur des Untergangs nicht verschweigen. Nicht zufällig heisst so einer der besten deutschen Dokumentarfilme über den Nationalsozialismus. Peter Cohen hat darin 1989 die Logik dieses Herrschaftssystems offengelegt: das konstitutive Verhältnis von Schönheitskult und Barbarei, von Gewalt und schönem Schein. Der Untergang ist nur die letzte Konsequenz der Dialektik einer rassenpolitischen Diktatur, die in zweifacher Hinsicht mit Visualisierung Politik machte. Der Nationalsozialismus war eine Ideologie, die sich im Bild darstellte und legitimierte: im Bild des «nordischen Men-



Titelbild des *Spiegels* vom 12. Juli 2004 (Kat.-Nr.552h)

schen», der «arischen Volksgemeinschaft», des «gesunden Volkskörpers» und anderer zeittypischer Schönheitsikonen. Als Unrechtsregime, das nach innen und aussen Angst und Schrecken verbreitete, war er gezwungen, die terroristische Wirklichkeit zu dementieren und in einer vorteilhaften Selbstdarstellung permanent schönen Schein zu produzieren.<sup>13</sup> ■ Die in den deutschen Hitler- und Holocaust-Filmen der jüngeren Zeit dominierende trivial-unterhaltsame Aufbereitung des Katastrophenstoffs, die das Ende, den Untergang des «Dritten Reiches» so sehr betont und dabei zugleich die Privatsphäre der einstigen Politsphäre so genüsslich offenlegt, um dem Talkshow-süchtigen und intimitätsfixierten TV-Publikum ein paar unterhaltsame Kinostunden zu bereiten und ihm die Massenmörder von einst nun endlich auch menschlich näherzubringen, dieser kommerziell motivierte Hang zur Trivialisierung degradiert Weltkrieg und Judenmord samt Weimarer Vorgeschichte zu einer Lappalie. Die Hitler-Filme der jüngsten Gegenwart, heissen sie nun *Untergang*, *Speer und Er*, *Goebbels und Geduldig* oder *Mein Führer – die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler*, bestätigen damit, was Jean Améry vor 60 Jahren befürchtet und vorausgesagt hat. ■ Der



jüdische Schriftsteller, der die Folter erfahren und Auschwitz überlebt hatte, der gegen das Sterben schrieb und den das Schreiben doch nicht am Leben hielt, prophezeite, dass schliesslich das «Dritte Reich» «Geschichte schlechthin sein werde, nicht besser und nicht übler als es dramatische Epochen nun einmal sind, blutbefleckt vielleicht, aber doch auch ein Reich, das seinen Familienalltag hatte». Und die von «einem hochzivilisierten Volk mit organisierter Verlässlichkeit vollzogene Ermordung von Millionen Menschen wird als bedauerlich, doch keineswegs einzigartig dastehen». Kriege, Völkermorde und andere Gewaltverbrechen werden untergehen in einem «Jahrhundert der Barbarei». <sup>14</sup> Wer dieser Nivellierung entgegenarbeiten will, kann auf eine übergreifende Perspektive nicht verzichten, wird also immer auch nach dem Ort Hitlers in der deutschen Geschichte fragen müssen. ■ Zugespitzt könnte man die Hitler-Diktatur als Produkt einer mehr als ein Jahrhundert aufgeschobenen macht- und verfassungspolitischen Entscheidung ansehen. <sup>15</sup> Hitler war der Erbe eines dualen Systems aus zwei konträren staatsbildenden Prinzipien. Die monarchisch-dynastische Souveränität von Gottes Gnaden und die alle Herrschaft von unten legitimierende Volkssouveränität standen zu lange in einem labilen, weil konkurrierenden Gleichgewicht. Der Anfang der Demokratie in Deutschland war bedroht durch permanente Staatsstreichdrohung; die späte Einführung der Parlarmentsherrschaft mit parlamentarischer Minister- und Kanzlerverantwortlichkeit mit dem Makel des nationalen Niedergangs, Kriegsverlust, Versailler «Diktatfrieden» und Kaiserabdankung verbunden. ■ Als der Versuch gescheitert war, über den Trümmern des Kaiserreichs und des Weltkriegs eine Republik zu errichten, und die Präsidialkabinette nur eine Übergangslösung sein konnten, aber kein Weg zurück zur parlamentarischen Monarchie, stand nur noch eine Verfassungsvariante zur Verfügung – die der plebisziären Diktatur. Und nur eine Person hatte sich für diese Rolle nachdrücklich empfohlen, Stimmen und Popularität im Volk reichlich gewonnen. Die politische Klasse misstraute ihm und traute ihm auch nicht allzu viel zu. Man würde ihn schon zähmen und für die eigenen Zwecke nutzen. Man übertrug dem Weltkriegsgefreiten die politische Macht, um die ökonomische und gesellschaftliche zu behaupten. Das wurde die Stunde des Schauspielerepolitikers Adolf Hitler. Dass man ihn unterschätzte, war eine seiner wichtigsten politischen Erfolgsbedingungen. Hitler und die Deutschen: Ihr Verhältnis ist ohne seine Täuschung und ihre Selbsttäuschung kaum denkbar, ihre Hass-Liebe und Distanz-Nähe zum «Bruder Hitler» – eine abgründige mediale Beziehung.

#### Anmerkungen

- 1 Mann 1989, S. 25 f.
- 2 Vgl. Reichel/Schmid/Steinbach 2009.
- 3 Lindner 2003.
- 4 Schon im Winter 1945/46 war der dokumentarische Kurzfilm *Todesmühlen* in den notdürftig wiederhergestellten Kinos zu sehen. Auch mit seiner Resonanz waren die Amerikaner nicht zufrieden. Vgl. Hahn 1997; Reichel 2004, S. 162ff.; Douglas 2000.
- 5 Vgl. Moeller 2001; Reichel 2004, S. 29ff.
- 6 Leiser 1996, S. 23 ff.
- 7 Fest 1973, S. 1035.
- 8 Gemeint ist der Fall Jenninger. Vgl. Reichel 1999, S. 271-279.
- 9 Syberberg 1978. Vgl. dazu aus der Fülle der Literatur: Sonntag 1983; Friedländer 1984; Kaes 1987, S. 135-170.
- 10 Picard 1946.
- 11 Ausführlicher dazu Reichel 2005.
- 12 Jean Améry in einem offenen Brief an Herrn Ex-Minister Albert Speer, c/o Propyläen Verlag, in: Frankfurter Rundschau vom 14.10.1975.
- 13 Eingehender habe ich diesen Zusammenhang untersucht in: Reichel 2006.
- 14 Améry 1966, S. 127f.
- 15 Diese These folgt den Überlegungen von Stadelmann 1968 und Sauer 1968.

# Hitler entdämonisiert

## Die mediale Präsenz des Diktators nach 1945 in Presse und Internet

Die Deutschen sahen in Hitler nach 1945 den Allein verantwortlichen für den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen. Mehr noch: Sie sahen sich missbraucht vom «Führer», verführt durch die ausgeklügelte Propagandamaschinerie von Goebbels und als Nation abgestraft durch den verlorenen Krieg. Dieses Selbstbild als kollektives Opfer hatte die Funktion, Schuld abzuwehren und sich von (Mit-)Verantwortung zu entlasten. Dabei wurde das ehemals positive Führer-Image ins Gegenteil verkehrt und der Diktator dämonisiert und tabuisiert. Inzwischen hat diese Umgangsweise einer fortschreitenden Ironisierung der Figur Hitler Platz gemacht. Massenmedien spielen in diesem Prozess eine wichtige Rolle, denn Film, Fernsehen, Rundfunk, Presse und Internet bilden nicht nur die jeweils aktuellen Auseinandersetzungen über die NS-Vergangenheit ab, sondern beeinflussen ihrerseits auch das Geschichtsbewusstsein. Diese komplexen Wechselbeziehungen zu analysieren, ist ein zu umfangreiches Vorhaben, um es im Rahmen des vorliegenden Beitrags einzulösen. Ich konzentriere mich stattdessen auf zwei für meine Thesen wichtige Medienformate – die Printmedien und das Internet –, um zu untersuchen, wie sich im öffentlichen Bildgebrauch Hitler als tabuisierter Dämon in eine satirische Figur wandelte (Abb. rechts). ■ Spätestens seit den 1990er Jahren ist der Diktator ein fester Bestandteil der Populärkultur, eine düstere Ikone im Internet. Die Frage, ob über den «Führer» gelacht werden darf, ist längst mit Ja beantwortet. Deshalb untersuche ich kurze Video-clips mit Hitlerdarstellungen, zumeist Filmschnipsel aus Dokumentar- und Spielfilmen, die Internetnutzerinnen und -nutzer ins Netz stellen. Damit rücken die User als Agierende und nicht ausschliesslich als Konsumierende ins Blickfeld des Interesses. ■ Für den Bereich des Journalismus bietet sich der *Spiegel* an. Zum einen wird das seit 1947 erscheinende Nachrichtenmagazin immer noch zu den Leitmedien gezählt, zum anderen arbeitet der *Spiegel* mit klaren Bild-Text-Kompositionen auf der Titelseite, die Auskunft über die Visualisierung von Zeitgeschichte, deren Debatten und Skandale geben. Doch auch wenn sich damit Entwicklungen für Westdeutschland aufzeigen lassen, bleibt notwendigerweise eine Leerstelle, was

Hitlerbild der DDR betrifft. Deshalb muss die Frage offen bleiben, inwiefern die Deutsche Demokratische Republik Hitler eindimensional als blosse Marionette des Monopolkapitalismus gesehen hat, worauf einiges hindeutet.

### [Hitler im «Spiegel»](#)

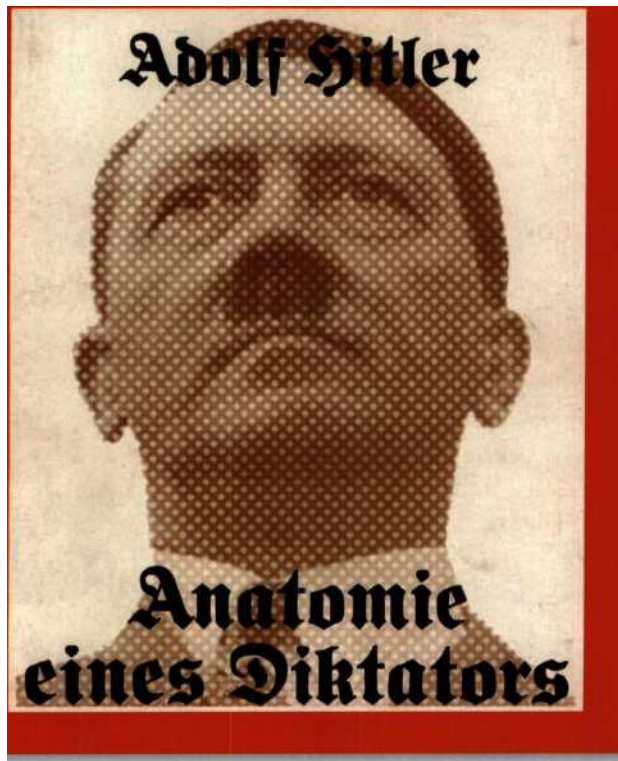
das Hitler ist die am häufigsten dargestellte Person auf der Frontseite des politischen Nachrichtenmagazins *Der Spiegel*. Seit 1947 war der deutsche Diktator mehr als 40 Mal abgebildet. Das kommerzielle Interesse ist offenkundig: *Hitler sells*. Für die Berichterstattung über vergangenheitspolitische Skandale hat der *Spiegel* einen spezifischen Aufklärungs- und Enthüllungsstil entwickelt, und Zeitgeschichte gehört ohnehin zum Profil des Nachrichtenblatts. Da jedoch der *Spiegel* selbst wenig Bereitschaft zeigte, sich mit den NS-Belastungen der eigenen Journalisten auseinanderzusetzen, bleibt der Aufklärungsanspruch letztlich reine Rhetorik.<sup>1</sup> ■ Von Anfang an, seit der *Spiegel* in der britischen Besatzungszone 1947 erschien, war Hitler Thema, wenn auch ein eher randständiges und vorwiegend unter den Rubriken Kurioses und Anekdoten zu finden. So berichtete das Magazin 1947 über einen ehemaligen Luftwaffenhauptmann, der um finanzielle Unterstützung für einen angeblichen Sohn Hitlers bat und mit dem Appell an das Pflichtgefühl der Deutschen 50'000 Mark erschwindeln konnte. Ein Jahr später – 1948 – befand der *Spiegel*, die Entnazifizierung der Eltern von Eva Braun sei «beschämend witzig». Unter dem Titel *Hitler-Film: wie ihn keiner sah* berichtete der *Spiegel* 1953 über die Entdeckung privater Filmaufnahmen vom Obersalzberg und spielte damit direkt auf die Fotobroschüre *Hitler wie ihn keiner kennt* (1932) aus dem Presseimperium Heinrich Hoffmanns an, die sich quasi-privater Bildmuster der Führerpropaganda bediente und unter den Volksgenossinnen und -genossen sehr beliebt war. 1952 berichtete der *Spiegel* über den Rechtsstreit um die Veröffentlichung von *Hitlers Tischgesprächen* und rezensierte elf Jahre später *Hitlers Lagebesprechungen*. Ebenso wurde über die deutsch-österreichische Produktion *Der letzte Akt* von G. W. Pabst (1955) berichtet, den für lange Zeit einzigen Versuch im Nachkriegsdeutschland, den Diktator in einem Spielfilm darzustellen.<sup>2</sup> ■ In den 1950er Jahren hatten also vor allem Details aus Hitlers Privatleben Nachrichten wert und befriedigten das voyeuristische Interesse in Deutschland. Die Existenz von Eva Braun wurde so erst nach 1945 im Zuge dieses auf das Private abzielenden Enthüllungsjournalismus in Deutschland bekannt. ■ Erstaunlich spät – nämlich 1964 – setzte der *Spiegel* Hitler zum ersten Mal auf die Titelseite. Ein stark gerastertes Porträtfoto zeigt ihn vor weissem Hintergrund, kombiniert mit einer Headline in Frakturschrift *Anatomie eines Diktators*, zu der der Göttinger Mittelalterhistoriker Percy Ernst Schramm eine sechsteilige Serie lieferte.<sup>3</sup> Der Essay brachte Schramm heftige Kritik ein: Ihm wurde vorgeworfen, er würde Hitler durch das Erwähnen von Belanglosigkeiten verniedlichen und verharmlosen.<sup>4</sup> Auf dem Cover zur umstrittenen Titelgeschichte



Ausschneidebogen mit Karikaturen von Hitler, Göring, Goebbels und Ribbentrop, nach 1945

blickt Hitler ernst und entschlossen über die Betrachter hinweg – scheinbar in die Zukunft. Das aus starker Untersicht aufgenommene Foto ist ein Produkt der NS-Bildpropaganda (Abb. S. 156 links). Ein ähnliches Motiv hatte etwa 1937 für die Ausstellungsbroschüre *Gebt mir vier Jahre Zeit* Verwendung gefunden. Es zeigt Hitler in der Rolle des erfolgreichen Staatsführers und Motors bemerkenswerter Aufbauleistungen. Damit ist ein Grundproblem angesprochen: Die zur Verfügung stehenden Abbildungen sind allesamt Erzeugnisse einer auf Hitler zugeschnittenen Propaganda, die einer strengen Zensur unterlag. Sie zeigen Hitler nur so, wie er gesehen werden wollte: als Parteiführer, Staatsmann, volksnaher Führer und später als Feldherr.<sup>5</sup> Die Reproduktion dieser Propagandafotos in den heutigen Medien prägt damit auch unser Bild von Hitler. Martin Loiperdinger, Rudolf Herz und Ulrich Pohlmann kritisieren zu Recht, dass die «Verbreitung bestimmter Hitlerfotos das Fortleben verschiedener Facetten des Hitler-Mythos erheblich begünstigt hat: [...] Und ist es nicht das bekannte, weil immer wieder reproduzierte Foto von Hitlers erstem Spatenstich, das dazu beigetragen hat, seinen Nimbus als Schöpfer der Autobahn nachhaltig bis in die Gegenwart zu verlängern?»<sup>6</sup> ■ Auf diese Weise verfestigte sich im visuellen Gedächtnis

der Leserinnen und Leser auch die Bildformel vom demagogischen Redner und Parteiführer. Eine bekannte Postkarte aus den 1920er Jahren, die Hitler in der Pose des Redners zeigt, lieferte die Basis für das Spiegel-Cover von 1966, mit der dazu passenden Titelgeschichte über Hitlers politischen Aufstieg in der NSDAP, diesmal vom Historiker Werner Maser verfasst (Abb. S. 156 rechts).<sup>7</sup> ■ Pünktlich zum 40. Jahrestag der Machtübertragung sah der *Spiegel* 1973 eine regelrechte Hitler-Welle auf die Bundesrepublik zukommen. Auch der *Spiegel* beteiligte sich am Rummel um den toten Diktator, stellte neue bzw. wieder aufgelegte Hitlerbiografien vor und druckte eine ebenfalls von Werner Maser stammende elfteilige Serie mit bis dato unbekanntem Briefen und Dokumenten Hitlers, die das Blatt als sensationelle Entdeckung feierte.<sup>8</sup> ■ Ab den 1970er Jahren begann die kalendarische Erinnerung an den Nationalsozialismus zum festen Bestandteil der *Spiegel*-Berichterstattung zu werden, genauso wie die Klage über die frappierende Unkenntnis über Hitler in der nachfolgenden Generation.<sup>9</sup> Auf visueller Ebene bleibt es bei der vom *Spiegel* entwickelten Bildsprache, nämlich Huldigungsbilder Hitlers durch grobe Rasterung bzw. durch Überschreiben in ihrer dämonischen Wirkung zu bannen. ■ Erst Ende der 1980er Jahre weicht der *Spiegel* von diesem Bildarrangement ab. Die Verände-



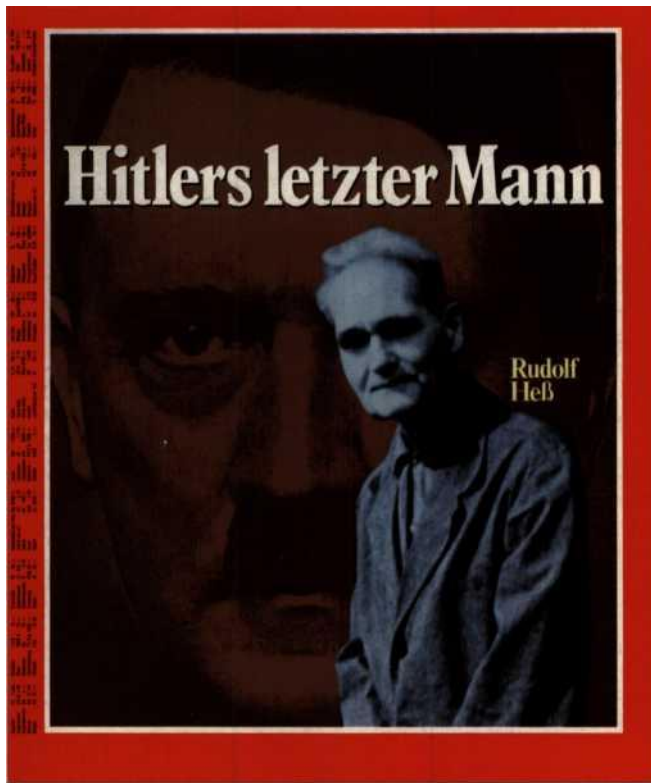
Titelbild des *Spiegels* vom 29. Januar 1964  
(Kat.-Nr. 548 a)



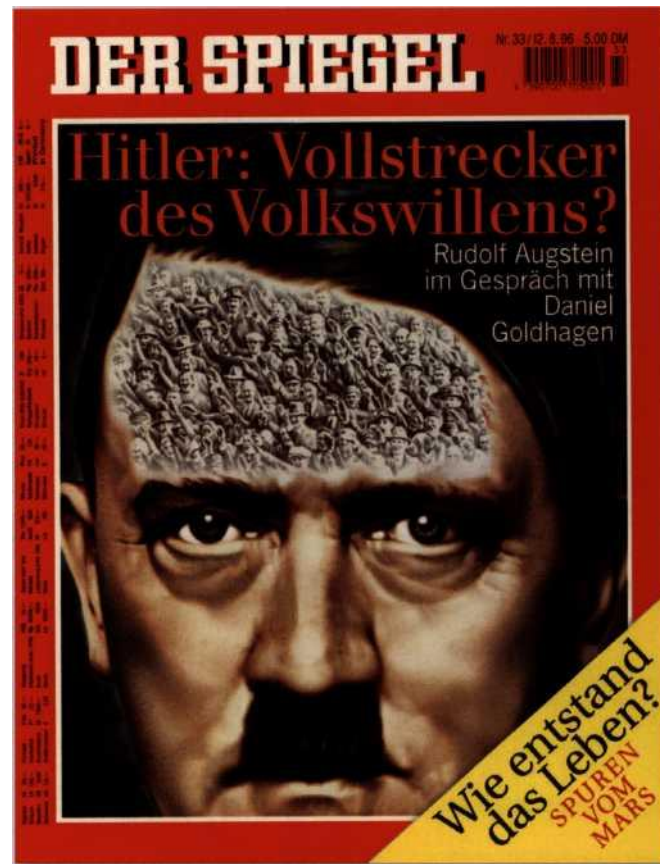
Titelbild des *Spiegels* vom 1. August 1966  
(Kat.-Nr. 548 c)

rung wird deutlich, wenn man das Bild Hitlers auf dem Cover von 1973 mit zwei weiteren Hitler-Titelbildern aus den Jahren 1988 und 1992 vergleicht, die das gleiche Motiv verwenden (Kat.-Nr. 549 a, 550f, 551b, S. 291).<sup>10</sup> Aus dem Foto mit vielen Graustufen ist 1988 ein schwarz-weiß-braunes Klischee geworden. Das Gesicht Hitlers füllt zwar als Grossaufnahme das Cover aus, ist jedoch in den Hintergrund gerückt. Im Vordergrund abgebildet sind der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl und der damalige Bundestagspräsident Philipp Jenninger, der nach seiner missverständlichen Rede zum Gedenken an das Novemberpogrom in Deutschland zurücktreten musste.<sup>11</sup> Noch mehr verblasst Hitlers Gesicht 1992, mittlerweile reduziert auf schwarz und braun, überdeckt von handschriftlichen Aufzeichnungen von Goebbels und einer Aufnahme des früheren Propaganda-Chefs selbst.<sup>12</sup> Hitlers Gesicht wird immer mehr zu einer blossen Folie, vor der vergangenheitspolitische Skandale und Entdeckungen verhandelt werden. ■ Doch auch eine erneute Dämonisierung ist zu verzeichnen. Auf dem *Spiegel*, der 1987 über den Selbstmord des inhaftierten Greises Rudolf Hess berichtete, ist wiederum ein Propagandafoto zu sehen. Diesmal fand das Bild *Ein Mann und sein Volk* aus dem *Illustrierten Beobachter* von 1936 Verwendung. Hitler blickt die Betrachter hypnotisch an, allerdings

halbverdeckt auf dem Spiegel-Titelbild durch den im Vordergrund abgebildeten ehemaligen Stellvertreter Rudolf Hess.<sup>13</sup> 1996 tritt das Gesicht des Diktators deutlich in den Vordergrund.<sup>14</sup> Auf seiner Stirn sind Menschen abgebildet, die begeistert ihren Arm zum Hitlergruss erhoben halten. Auf dieser Fotocollage wird die deutsche Gesellschaft zum ersten Mal mit Hitler zusammen gezeigt. Der Dämon, das Böse, wird gewissermassen in neuem Licht betrachtet, nämlich als Verhältnis zwischen dem «Führer» und seinem Volk (Abb. S. 157). ■ Die Beziehung von «Volksgemeinschaft» und «charismatischem Führer» findet sich in der Bildformel des volksnahen Führers wieder. Der *Spiegel* setzte 1996 ein Farbfoto auf die Titelseite, das eine begeisterte Menschenmenge zeigt, die Hitler 1935 stürmisch auf dem Bückeberg begrüsst.<sup>15</sup> Über der Jubelszene erhebt sich am Horizont das Lagertor von Birkenau. Das Foto, im Februar oder März 1945 von Stanislaw Mucha aufgenommen, symbolisiert wie kein anderes den industrialisierten Massenmord und ist zu einer Bildikone geworden. ■ Eine regelrechte Hitler-Besessenheit ist für die 1990er Jahre zu konstatieren: 15 Mal brachte der *Spiegel* in dieser Dekade Hitler aufs Titelblatt, eine Häufigkeit, die bis heute nicht Überboten wurde. Für die Darstellung Hitlers wird ab den 1990er Jahren eine Vielzahl von Bildmotiven verwendet. Dazu gehört der



Titelbild des *Spiegels* vom 24. August 1987  
(Kat.-Nr. 550 f)



Titelbild des *Spiegels* vom 12. August 1996  
(Kat.-Nr. 551 i)

Vergleich der Tyrannen Hitler und Stalin, die gleich prominent auf der Titelseite platziert werden.<sup>16</sup> 1996 muss sich der deutsche Diktator, dicht an dicht mit anderen berühmten Deutschen und wie alle mit einer roten Clownsnase verballhornt, die Titelseite teilen. Hitler scheint in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts eingereiht bzw. er ist bloss noch einer von vielen, in seiner visuellen Präsenz geschrumpft und ironisiert.<sup>17</sup> Das steigert sich schliesslich 1998 durch die bildliche Einordnung Hitlers in die Weltgeschichte. In einem Halbkreis um einen Feuerball gruppieren sich Menschen und Ereignisse des 20. Jahrhunderts. Relativ im Zentrum des Bildes ist Hitler vor dem Tor von Birkenau zu erkennen.<sup>18</sup> Es bleibt festzuhalten, dass die Deutschen erst sehr spät mit Hitler und den Verbrechen bildlich zusammengebracht wurden (Abb. S. 158). ■ In den letzten zehn Jahren wird nun immer häufiger die klassische Bildformel des Feldherrn auf dem *Spiegel-Cover* zitiert. Reproduziert werden Aufnahmen der NS-Fotopropaganda, die den Kriegsführer Hitler in militärischer Kleidung darstellen. Der Kunsthistoriker Detlef Hoffmann hat darauf hingewiesen, dass solche Bilder für uns heute eine doppelte Botschaft enthalten, denn einerseits soll zwar «Hitler als der Verantwortliche für den Krieg und die Niederlage» dargestellt werden, andererseits schwingt aber in diesen Bildnissen immer «auch

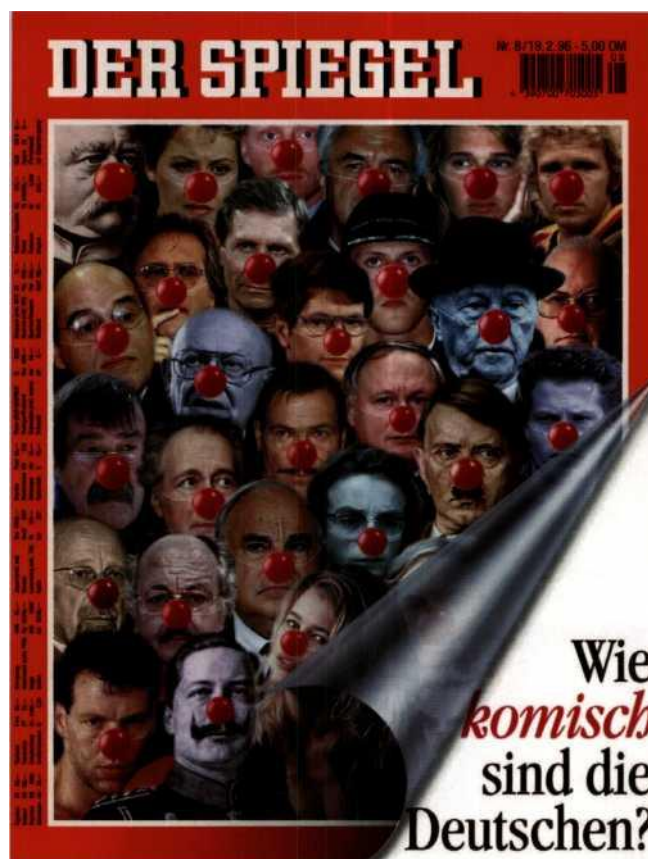
Verehrung für den Feldherrn der Siege der ersten Jahre» mit.<sup>19</sup> ■ Hitlers markantestes Machtzeichen auf den Titelbildern ist eine tief ins Gesicht gezogene Uniformkappe, die seine Augen völlig beschattet. Dieses Bildmotiv findet sich 2004 auf der Frontseite wieder, auf der ebenfalls der Hitler-Attentäter Claus Graf von Stauffenberg abgebildet ist, der dem Kriegsherrn mutig die Stirn bietet.<sup>20</sup> Und auch als Spielfilmfigur hat Hitler auf dem *Spiegel*-Titelbild Karriere gemacht. Zu sehen ist Bruno Ganz als Hitler im Bunkerdrama *Der Untergang*, das 2004 für Aufsehen sorgte.<sup>21</sup> Ein weiteres farbiges Titelbild von 2005 zeigt Hitler und hinter ihm stehend Albert Speer.<sup>22</sup> Hier wird das von Guido Knopp entwickelte Format *Hitlers Helfer* adaptiert, das sich auf Hitler und die nationalsozialistische Elite konzentriert. ■ Statt der Beschränkung auf Hitlers Gesicht werden dynamischer wirkende Gruppenfotos verwendet, die den Feldherrn im Kreis seiner Gefolgsleute zeigen. Insgesamt entfernt sich der Bildgebrauch von den monumental und statisch wirkenden Herrscherbildnissen. Auffällig ist, dass mehr und mehr die deutsche Gesellschaft bzw. einzelne soziale Gruppen ins Blickfeld rücken.



Titelbild des *Spiegels* vom 20. Mai 1996  
(Kat.-Nr. 551h)

#### Hitler im Internet

Der Bekanntheitsgrad Hitlers im World Wide Web ist offenkundig: Gibt man in die Suchmaschine Google den Namen Adolf Hitler ein, dann werden innerhalb weniger Sekunden 5'580'000 Treffer angezeigt. Das Internetprojekt *Lebendiges Museum online*, das Informationen zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts zur Verfügung stellt, wird täglich von durchschnittlich tausend Nutzerinnen und Nutzern besucht, die Daten zu Hitlers Biografie abfragen.<sup>23</sup> Neben diesem öffentlichen Informationssystem lassen sich unter dem Stichwort Hitler eine Vielzahl individueller Meinungsäußerungen finden, wie zum Beispiel im US-amerikanischen Netzwerk *Facebook*, dem seit 2008 rund zwei Millionen Deutsche angehören. 2009 geriet das grösste soziale Netzwerk in die Kritik in Deutschland: Ein anonymes Blogger hatte etwa 200 Fan-Profilen, Gruppen und Applikationen mit eindeutigen Nazi-Bezügen aufgelistet, angefangen von Freundschaftsgruppen, die den Namen Adolf Hitler trugen bis hin zu solchen, die auf ihren Seiten den Holocaust leugneten.<sup>24</sup> Nach der Veröffentlichung musste *Facebook* eindeutig braune Netzwerke deutscher Nutzerinnen und Nutzer aus rechtlichen Gründen sperren, denn anders als in den USA ist die Leugnung des Holocaust in



Titelbild des *Spiegels* vom 19. Februar 1996  
(Kat.-Nr. 551g)

Deutschland strafbar. ■ Ebenfalls populär ist die seit 2005 existierende Video-Plattform *YouTube*, auf die Internetanwenderinnen und -anwender kleine, meist ein- bis vierminütige Filmausschnitte einstellen. In puncto Hitler, das hat Sonja M. Schultz untersucht, reicht die Bandbreite von rechten, pathetischen Musikclips mit Nazisymbolik bis zu originellen Satiren.<sup>25</sup> Leni Riefenstahls indizierte NS-Propaganda-Filme sind online gleichermassen zugänglich wie die bekannten Hitler-Parodien von Charlie Chaplin, Ernst Lubitsch oder Mel Brooks. Auch kurze animierte Comics und Videoclips sind im Netz zu finden, etwa Mel Brooks mit seinem *Hitler Rap* aus dem Remake von *Sein oder Nichtsein* von 1983, oder Harald Schmidt, der als Hitlerimitator vor dem Nationalsozialismus warnt, ferner das deutsch-österreichische Kabarettistenduo Stermann und Grisse-mann mit ihrer *Deutschen Kochschau* oder Walter Moers mit dem Comic *Der Banker*.<sup>26</sup> Fast immer handelt es sich um Raubkopien, meist verwaschene, unscharfe Bilder ohne Quellenangabe. Sonja M. Schultz bezeichnet das Einspeisen dieser Hitler-Bilder ins Internet als digitales Sammelalbum und als eine Art «gemeinschaftliches Kompilationsprojekt im WorldWideWeb».<sup>27</sup> ■ Im Folgenden möchte ich aus dem Bereich der Satire eine spezifische Form der Persiflage untersuchen. Ein Klassiker in dieser Hinsicht ist *Hitler Leasing!*

(2005), eine Parodie, in der der Kabarettist Gerhard Polt eine Hitlerrede synchronisiert, indem er bitterlich über die Unbill eines Leasingvertrags klagt. Für den Sketch wurde eine Szene aus dem Reichsparteitagsfilm *Triumph des Willens* (1935) benutzt und neu zusammengeschnitten. In Verbindung mit Polt, der Hitlers Stimme imitiert, und eingespielten Zuschauerlachern entsteht der Eindruck, Hitler trete selbst als Komiker auf. Für die gelungene Persiflage stand sicherlich die Szene aus Chaplins *Der grosse Diktator* Pate, in der Hinkel alias Hitler sein Pathos durch ein Kauderwelsch von unverständlichen Lauten selbst konterkariert. ■ Das Prinzip, Filmausschnitte mit einer anderen Tonspur zu unterlegen bzw. das deutsche Original meist englisch zu Untertiteln, erfreut sich grosser Beliebtheit im Netz. Mittlerweile ist nicht nur die historische Figur, sondern auch die Filmfigur Hitler von der Neubearbeitung erfasst worden. Das beste Beispiel dafür ist der deutsche Kinofilm *Der Untergang* (2004) von Oliver Hirschbiegel, ein Melodram über Hitlers letzte Tage, das national und international Aufmerksamkeit erregte. Höhepunkt des Films ist die Szene, in der Hitler einen letzten Tobsuchtsanfall bekommt und seine im Bunker verbliebenen Generäle anbrüllt. Offensichtlich sahen viele Internetnutzerinnen und -nutzer gerade in der pathetischen Inszenierung satirisches Potenzial, denn seit einigen Jahren wird Hitlers Wutanfall mit Untertiteln zu aktuellen Themen versehen und hat bis heute mehrere Hundert Parodievarianten hervorgebracht. Hitler wird zum Beispiel wütend, als er von Michael Jacksons Tod erfährt, der zu seinem Geburtstag in Berlin auftreten sollte, oder als er herausfindet, dass er in Quentin Tarantinos Film *Inglorious Basterds* jüdischen Attentätern zum Opfer fällt. Für das Phänomen hat Daniel Erk in Anspielung auf den englischen Filmtitel *Downfall* den doppeldeutigen Ausdruck Downfall-Syndrom kreiert (Abb. rechts).<sup>28</sup> ■ Im April 2010 hat die Produktionsfirma aus urheberrechtlichen Gründen die Untergangs-Parodien auf *YouTube* sperren lassen. Die internationale Internetgemeinde protestierte mit der für das Medium charakteristischen Schnelligkeit und Form, nämlich mit einer weiteren Meta-Parodie: Hitler wütet nun im Bunker, als er erfährt, dass *YouTube* die Hitler-Parodien hat entfernen lassen.<sup>29</sup>

#### Zusammenfassung

Die grösser werdende zeitliche Distanz zum Nationalsozialismus und das Verschwinden der Zeitzeugengeneration des «Dritten Reiches» sind zwei Faktoren, die die Darstellung Hitlers auch im Internet prägen. Abgesehen von der rechten Klientel, die durch ihr pathetisches Führerbild Hitler unfreiwillig komisch darstellt, wird der Diktator in der Regel ironisiert und zwar auf einer Bandbreite von origineller Satire bis zum trivialen Schrott, der keine Grenze des schlechten Geschmacks kennt. Das relativ junge Massenmedium Internet, in dem jeder Sender und Empfänger sein kann, ist ein Ort, an dem vor allem die jüngere Generation experimentiert. Für die Pro-



duzierenden der Untergangs-Parodien ist bezeichnend, dass sie in einem selbstbezogenen Referenzsystem agieren, das davon lebt, immer neue, möglichst noch witzigere Varianten der einen Grundidee hervorzubringen. Im Ergebnis hinterlässt dieser Umgang einen zwiespältigen Eindruck: Einerseits sind die Untergangs-Parodien vom historischen Geschehen gelöst, wollen nicht politisch aufklärend, sondern unterhaltend sein. Andererseits leistet die Satireform einen Beitrag zur Entdämonisierung, denn sie persifliert den Negativmythos und nicht etwa die historische Person Hitler. ■ Der Blick auf einen der Taktgeber der veröffentlichten Meinung in Deutschland fördert andere Aspekte zutage. Die Macher des *Spiegels* haben von den 1960er Jahren bis heute verschiedene Bildformeln der NS-Führerpropaganda durchgespielt: vom Parteiführer bis zum Feldherrn. ■ Dass der *Spiegel* den deutschen Diktator erst in den 1960er Jahren auf der Titelseite brachte, ist erklärungsbedürftig. Die Bereitschaft, sich mit Hitlers Weltanschauung und seiner Rolle als zerstörerischer Staatsführer auseinanderzusetzen, ist im Zusammenhang zu sehen mit der «Vergangenheitspolitik»<sup>30</sup> der 1950er Jahre. Eine Offenheit entstand erst, nachdem Millionen von Mitläufern und viele NS-Straftäter amnestiert und in die bundesdeutsche Gesellschaft integriert worden waren. Als weitere Katalysatoren wirkten in den 1960er Jahren die Verfahren wegen nationalsozialistischer Gewaltverbrechen, die den Holocaust erstmal ins öffentliche Bewusstsein der Deutschen rückten. ■ In den folgenden zwei Dekaden wurde Hitlers Gesicht auf dem *Spiegel*-Titelbild immer mehr zu einer Folie für vergangenheitspolitische Skandale und Enthüllungen. Nach der Vereinigung der zwei deutschen Staaten erhielt die visuelle Auseinandersetzung neue Impulse, und die Bildmotive wurden dadurch facettenreicher. Doch erst Mitte der 1990er Jahre trug die Darstellung Hitlers ironische Züge – erst dann war offensichtlich der Weg für den *Spiegel* frei, die Deutschen gemeinsam mit dem Diktator und den Verbrechen auf eine Titelseite zu bringen.

**Anmerkungen**

- 1 Vgl. Hachmeister 2002; Daniel Erk: *Faschismus und Fetischismus*, 1. 3. 2010, in: Hitler-Blog der tageszeitung <<http://taz.de/blogs/hitlerblog>> (letzter Zugriff: 9. 4. 2010). In dem seit 2006 existierenden Blog kommentiert der Journalist Manfred Erk regelmäßig das Phänomen Hitler in der Populärkultur und in den Medien.
- 2 Der Spiegel, 15. 11. 1947; 7. 8. 1948; 3. 12. 1952; 1. 1. 1953; 6. 10. 1954; 3. 10. 1962.
- 3 Der Spiegel 5/1964, 29. 1. 1964: *Adolf Hitler – Anatomie eines Diktators*. Es handelte sich dabei um den Vorabdruck eines einleitenden Aufsatzes zu dem Buch *Hitlers Tischgespräche*.
- 4 Vgl. *Streit um Schramm – der Begriff der historischen Größe bei Adolf Hitler*, in: Die Zeit 14 vom 3. 4. 1964; sowie die publizierten Vorlesungen des Philosophen Eric Voegelin von 1964, in: Voegelin 2006, S. 110–159.
- 5 Vgl. Behrenbeck 1996 a, S. 61.
- 6 Loiperdinger/Herz/Pohlmann 1995, S. 9.
- 7 Der Spiegel 32/1966, 1. 8. 1966: *Hitlers »Mein Kampf«: Fahrplan eines Welterobers*.
- 8 Der Spiegel 14/1973, 2. 4. 1973: *Nach dreißig Jahren entdeckt. Adolf Hitler »Aufriß über meine Person«*.
- 9 Der Spiegel 34/1977, 15. 8. 1977: *Hitler, wie er nicht war*.
- 10 Der Spiegel 14/1973 (wie Anm. 8).
- 11 Der Spiegel 46/1988, 14. 11. 1988: *Im Schatten der Vergangenheit. CDU-Politiker Jennings, Kohl*.
- 12 Der Spiegel 29/1992, 13. 7. 1992: *Neue Goebbels-Tagebücher – Chronist der NS-Verbrechen*.
- 13 Der Spiegel 35/1987, 24. 8. 1987: *Hitlers letzter Mann – Rudolf Heß*.
- 14 Der Spiegel 33/1996, 12. 8. 1996: *Hitler: Vollstrecker des Volkswillens? Rudolf Augstein im Gespräch mit Daniel Goldhagen*.
- 15 Der Spiegel 21/1996, 20. 5. 1996: *Die Deutschen: Hitlers willige Mordgesellen? Neuer Streit um Kollektivschuld*.
- 16 Der Spiegel 32/1989: *Der Teufelspakt: Signal zum Krieg*; ebd. 24/1991: *Hitler kontra Stalin*; ebd. 6/1996: *Aggressor Hitler, Aggressor Stalin?*
- 17 Der Spiegel 8/1996, 19. 2. 1996: *Wie komisch sind die Deutschen?*
- 18 Der Spiegel 45/1998, 2. 11. 1998: *Das 20. Jahrhundert – Spiegel Serie in 50 Folgen*.
- 19 Hoffmann 2005, S. 162.
- 20 Der Spiegel 29/2004, 12. 7. 2004: *20. Juli 1944 – Protokoll eines Staatsstreiches*.
- 21 Der Spiegel 29/2004, 12. 7. 2004: *Hitlers Ende – Ein Film konstruiert die letzten Tage im Führerbunker*.
- 22 Der Spiegel 18/2005, 2. 5. 2005: *Der Manager des Bösen – Albert Speer und sein Führer*.
- 23 LeMo ist ein gemeinsames Projekt des Deutschen Historischen Museums und des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.
- 24 Vgl. Fabian Löhle: *Adolf Hitlers Facebook-Freunde*, in: Frankfurter Rundschau.online.de, 16. 4. 2009 (letzter Zugriff: 13. 11. 2009).
- 25 Vgl. Schultz 2008.
- 26 *Hitler Rap* <<http://www.youtube.com/watch?v=yu2NqfiSm9k>>; *Harald Schmidt warnt vor dem Nationalsozialismus* <<http://www.youtube.com/watch?v=4ZanUhXPtBI>>; *Die Deutsche Kochschau* <<http://www.youtube.com/watch?v=wGPGSyCreJA>>; *Der Bonker* <<http://www.youtube.com/watch?v=Ifcg-wr95vQ>> (letzter Zugriff: 9. 4. 2010).
- 27 Schultz 2008, S. 87.
- 28 Vgl. Daniel Erk: *Das Downfall-Syndrom*, 2. 2. 2010, in: Hitler-Blog der tageszeitung <<http://taz.de/blogs/hitlerblog>>; Finlo Rohrer: *The rise, rise and rise of the Downfall Hitler parody*, in: BBC News Magazine, 13. 4. 2010 (letzter Zugriff: 4. 5. 2010).
- 29 <<http://www.funnyordie.com/videos/60bc7be2b1/hitler-finds-out-the-hitler-downfall-parody-videos-are-being-taken-down>> (letzter Zugriff: 4. 5. 2010).
- 30 Frei 1996.



# Katalog

# Hitler und die Deutschen – eine vieldeutige Beziehungsgeschichte

Wie war Hitler möglich? Warum konnte ein politischer und sozialer Niemand, wie es Hitler bis zu seinem 30. Lebensjahr war, in kurzer Zeit Massenwirkung erzielen und eine fast uneingeschränkte persönliche Macht ausüben, sodass hochqualifizierte Repräsentanten der gesellschaftlichen Eliten einem Autodidakten folgten, dessen einzige Begabung in seiner Rhetorik und Agitation lag? ■ Hitlers Macht ist weniger aus seinen Charaktereigenschaften und seinem vermeintlichen persönlichen Charisma zu erklären, als vielmehr aus den politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Motiven der Deutschen, die ihre Ängste und Erwartungen auf ihn projiziert und ihn möglich gemacht haben. ■ Die nationalsozialistische Propaganda hat Hitlers Macht immer wieder mit seinem vermeintlichen «Genie» erklärt. Fotos und Gemälde haben den Führerkult massenhaft verbreitet. Hitler selbst hat auf dem Höhepunkt seiner Macht eine Identität von «Führer» und «Volk» behauptet. «Das ist das Wunder unserer Zeit», verkündete er auf dem

Reichsparteitag 1936, «dass ihr mich gefunden habt [...] unter so vielen Millionen! Und dass ich euch gefunden habe, das ist Deutschlands Glück!» ■ Im März 1945 gab der selbsternannte «Führer der Nation» zu erkennen, was ihm das deutsche Volk tatsächlich bedeutete: «Es sei nicht nötig, auf die Grundlagen, die das Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. [...] Denn das Volk hätte sich als das schwächere erwiesen und dem stärkeren Ostvolk gehöre dann ausschliesslich die Zukunft.» ■ Die Bilder von Hitlers Macht täuschen darüber hinweg, dass seine Herrschaft nicht nur Zustimmung gefunden hat und dass sie von Anfang an mit Gewalt und Zerstörung verbunden war. Hitler ausstellen heisst darum, die Verschränkung von «Führer», «Gefolgschaft» und «Volksgemeinschaft» wie den Zusammenhang von gesellschaftlichem Konsens und systemimmanenter Gewalt zu präsentieren. ■ H.-U.T.

